

JAMES ROLLINS

DAS BLUT DES TEUFELS



ROMAN



ULLSTEIN

Das Buch

Professor Henry Conklin hat in den peruanischen Anden einen bahnbrechenden Fund gemacht: eine fast fünfhundert Jahre alte Mumie, mit der er endlich die Existenz einer bisher unbekannten Kultur zu beweisen hofft, die vor den Inkas die Gegend bevölkerte. Zu Conklins Enttäuschung ergibt die Untersuchung der Mumie an der Universität in Baltimore, dass es sich um einen spanischen Priester, vermutlich einen Missionar, handelt. Doch was hat es mit der rätselhaften goldenen Substanz auf sich, mit der der Schädel des Priesters gefüllt wurde? Währenddessen führt eine Gruppe junger Archäologen, darunter Conklins Neffe Sam, die Ausgrabungen in Peru fort. Sie stoßen auf eine verborgene Schatzkammer der Inkas, gefüllt mit unermesslichen Reichtümern. Eine sensationelle Entdeckung – und eine tödliche Falle ...

Der Autor

James Rollins wurde 1961 in Chicago geboren. Er ist promovierter Veterinärmediziner und hat eine Tierarztpraxis in Sacramento, Kalifornien. Dort geht er auch seinen beiden neben dem Schreiben wichtigsten Leidenschaften nach: Höhlenforschung und Tauchen.

James Rollin

Das Blut des Teufels

Roman

Aus dem Englischen von
Alfons Winkelmann

Non-profit ebook by tigger
Juni 2004
Kein Verkauf!

Ullstein

Ullstein Verlag
Ullstein ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG.
Deutsche Erstausgabe
1. Auflage April 2003
© 2003 für die deutsche Ausgabe
by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG
© 2000 by Jim Czajkowski
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Excavation
(HarperCollins, New York)
Übersetzung: Alfons Winkelmann
Redaktion: Lothar Strüh
Umschlaggestaltung und Titelabbildung: Thomas Jarzina, Köln
Gesetzt aus der Sabon
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindearbeiten: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-548-25555-8

Widmung und Danksagung

Dem Examensjahrgang 1985 der tiermedizinischen Fakultät an der Universität von Missouri gewidmet, insbesondere meinen Zimmergenossen: Dave Schmitt, Scott Wells, Steve Brunnert und Brad Gengenbach.

Dieser Roman wäre ohne die unschätzbare Hilfe sowohl von Freunden als auch Kollegen nicht möglich gewesen. Zuallererst möchte ich meine Dankbarkeit Lyssa Keusch, meiner Verlegerin, und Pesha Rubinstein, meiner Literaturagentin, ausdrücken. Ihre Entschlossenheit, ihr Können und ihre Mühe haben dieser Geschichte zu ihrer gegenwärtigen Gestalt verholfen. Aber ich wäre auch nachlässig, würde ich etlichen Freunden nicht meine Anerkennung aussprechen und danken, die dabei geholfen haben, den ersten Entwurf zu zerpfücken und aufzupolieren: Inger Aasen, Chris Cowe, Michael Gallowglass, Lee Garrett, Dennis Grayson, Debra Nelson, Dave Meek, Chris Smith, Jane O'Riva, Judy und Steve Prey und Caroline Williams. Außerdem danke ich aus tiefstem Herzen Carolyn McCray und John Clemens dafür, dass sie mir während der Höhen und Tiefen des vergangenen Jahres beigestanden haben.

Darüber hinaus muss ich auch Frank Malaret für seine Kenntnisse der peruanischen Geschichte und Andie Arthur für ihre Hilfe bei den lateinischen Übersetzungen meinen Dank aussprechen. Dank gilt ebenfalls Eric Drexler, PhD., dessen Buch *Engines of Creation* mich auf den wissenschaftlichen Hintergrund dieser Geschichte brachte.

Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.

Darauf pflanzte Gott, der Herr, einen Garten in Eden, gegen Osten, und versetzte dorthin den Menschen, den er gebildet hatte.

Das erste Buch Mose 2, 7-8

PROLOG

*Bei Sonnenaufgang,
Anden, Peru 1538*

Es gab kein Entkommen.

Während Francisco de Almagro durch den dunstigen Regenwald rannte, hatte er längst jede Hoffnung aufgegeben, seine Verfolger noch abschütteln zu können. Heftig keuchend hockte er sich neben den schmalen Pfad, bis er wieder zu Atem kam. Mit dem Ärmel wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er trug nach wie vor seine Dominikanerkutte aus schwarzer Wolle und Seide, doch war sie inzwischen schmutzig und zerrissen. Die Inkas, die ihn jagten, hatten ihm alles abgenommen, abgesehen von Kutte und Kreuz. Aus Angst, die Gottheit des Fremden zu beleidigen, hatte der Schamane ihres Volkes davor gewarnt, diese Talismane zu berühren.

Obwohl die schwere Kutte für eine Flucht durch den dichten, wolkenverhangenen Regenwald der hohen Anden völlig ungeeignet war, wollte der junge Mönch sie noch immer nicht abwerfen. Papst Clement hatte sie gesegnet, als Francisco seine Weihen empfangen hatte, und er würde sich nicht von ihr trennen. Was ihn jedoch nicht davon abhielt, sie seiner gegenwärtigen Lage anzupassen.

Er nahm den Saum und zerriss die Kutte bis auf Oberschenkelhöhe.

Anschließend horchte Francisco auf die Geräusche seiner Verfolger. Schon schallten die Rufe der Inkajäger immer lauter durch den Bergpass hinter ihm und übertönten inzwischen sogar das Gekreis der aufgestörten Affen in dem Blätterbaldachin. Bald würden sie ihn eingeholt haben.

Dem jungen Mönch blieb nur noch eine Hoffnung – eine Aussicht auf Erlösung; zwar nicht mehr für sich selbst, aber für

die Welt.

Er küsste das abgerissene Stück seiner Kutte und ließ es zu Boden fallen. Er musste sich beeilen.

Als er sich eilig aufrichtete, wurde ihm schwarz vor Augen. Francisco hielt sich am Stamm eines Dschungelsprösslings fest, um ja nicht umzufallen. Er keuchte in der dünnen Luft. Kleine Funken tanzten vor seinen Augen. In dieser Höhe bekam er nicht genügend Luft in die Lungen, deshalb musste er in regelmäßigen Abständen eine Rast einlegen. Seine Kurzatmigkeit durfte ihn jedoch nicht an der Erfüllung seiner Aufgabe hindern.

Francisco stieß sich von dem Baum ab und eilte stolpernd und schwankend weiter den Pfad hinauf. Sein unsicherer Gang war nicht allein auf die Höhe zurückzuführen. Vor seiner Exekution, die zur Morgendämmerung erfolgen sollte, hatte man ihn einem rituellen Aderlass unterzogen und gezwungen, einen Schluck eines bitteren Elixirs zu trinken – *Chicha*, ein gegorenes Getränk, nach dessen Genuss rasch der Boden unter ihm zu schwanken begonnen hatte. Die plötzliche Anstrengung der Flucht verstärkte die Wirkung der Droge noch.

Während er weiterrannte, kam es ihm vor, als griffen die Äste des Regenwalds nach ihm und versuchten ihn einzufangen, der Pfad kippte erst zur einen, dann zur anderen Seite ab. Das Herz schlug ihm bis zum Hals; das zunehmende Dröhnen in seinen Ohren war inzwischen lauter als die Rufe seiner Verfolger. Francisco stolperte aus dem Dschungel und wäre fast über einen Felsrand gestürzt. Weit unten entdeckte er die Ursache des donnerähnlichen Lärms – weißes, schäumendes Wasser rauschte die schwarzen Felsen hinab.

Ein Teil seines Bewusstseins registrierte, dass dies einer der vielen Nebenflüsse sein musste, die den mächtigen Urubamba speisten, aber er hatte jetzt keinen Sinn für Topographie. Pure Verzweiflung erfüllte ihn und drückte ihm schier das Herz ab. Der Abgrund lag zwischen ihm und seinem Ziel. Heftig keu-

chend stützte Francisco die Hände auf die zerkratzten Knie. Erst da fiel ihm die schmale Hängebrücke aus geflochtenem Gras auf, die rechts den Abgrund überspannte.

»*Obrigado, meu Deus!*«, dankte er dem Herrn unwillkürlich auf Portugiesisch. Er hatte seine Muttersprache nicht mehr gebraucht, seit er in Spanien seine Gelübde abgelegt hatte. Erst jetzt, da ihm Tränen der Enttäuschung und der Furcht über die Wangen liefen, verfiel er wieder in die Sprache seiner Kindheit.

Mühsam richtete er sich auf, ging zu der Brücke hinüber und strich mit den Händen über das geflochtene *Ichu*-Gras. Ein einzelnes dickes Tau erstreckte sich über den breiten Fluss unten. Zu beiden Seiten gab es ein dünneres Seil zum Festhalten. Wäre er nicht in seinem gegenwärtigen Zustand gewesen, hätte er die Brückenkonstruktion vielleicht als technische Meisterleistung gewürdigt, aber jetzt waren seine Gedanken einzig und allein auf die Flucht gerichtet – immer einen Fuß vor den anderen setzen und sich im Gleichgewicht halten.

Seine ganze Hoffnung lag darin, den Altar auf dem nächsten Gipfel zu erreichen. Die Inka verehrten diesen Berg wie so viele andere Höhen in der Region und beteten ihn an. Doch zunächst musste Francisco den Abgrund überwinden, anschließend den wolkenverhangenen Wald durchqueren und dann den Steilhang hinaufsteigen.

Bliebe ihm dazu genügend Zeit?

Erneut wandte sich Francisco um und horchte, ob seine Verfolger zu hören waren. Er vernahm jedoch lediglich das Rauschen und Dröhnen des Flusses unten. Er hatte keine Ahnung, wie weit seine Jäger noch hinter ihm waren. Jedenfalls wagte er nicht, zu zaudern oder angesichts des Abgrunds den Mut sinken zu lassen.

Er strich sich mit einer schweißnassen Hand über die Stoppeln auf seinem geschorenen Kopf und packte eines der beiden Halteseile der Brücke. Einen Moment lang schloss er fest die

Augen und ergriff dann das andere Tau. Mit dem Vaterunser auf den Lippen betrat er die Brücke und machte sich auf den Weg über den Abgrund. Um nicht nach unten zu sehen, heftete er den Blick fest auf die andere Seite.

Nach geradezu endloser Zeit berührte sein linker Fuß Stein. Er trat von der Brücke herab auf festen Felsboden und sackte erleichtert zusammen. Fast hätte er sich auf die Knie fallen lassen, um die Erde zu küssen und zu segnen, aber da ertönte hinter ihm ein schriller Schrei, und ein Speer bohrte sich tief in den Lehm neben seiner Ferse. Der Aufprall war so hart, dass der Schaft summt.

Francisco erstarrte wie ein aufgeschrecktes Kaninchen.

Ein weiterer Ruf ertönte. Er schaute sich um und entdeckte einen einzelnen Jäger auf der anderen Seite. Für einen Moment trafen sich ihre Blicke über dem Abgrund.

Räuber und Opfer.

Der Mann grinste ihn unter seiner Haube aus azurblauen und roten Federn an. Er trug dicke Goldketten. Zumindest betete Francisco darum, dass es Gold war. Ihn schauderte.

Ohne zu zögern holte er einen Silberdolch aus seiner Kutte. Die Waffe, die er dem Schamanen gestohlen hatte, hatte ihm zur Flucht verholfen. Jetzt musste sie ihm erneut dienen. Er packte eines der Halteseile. Nie im Leben bliebe ihm genügend Zeit, das Hauptseil der Brücke durchzusägen, aber wenn es ihm gelänge, die dünnen Halteleinen zu zerschneiden, dürfte seinen Verfolgern die Überquerung schwer fallen. Es würde sie vielleicht nicht aufhalten, aber er hätte sich zumindest etwas Luft verschafft.

Seine Schultern protestierten, während er an dem Zopf aus getrocknetem Gras sägte. Die Seile waren hart wie Eisen. Der Mann drüben rief ihm ruhig und gelassen etwas in seiner Muttersprache zu. Der Mönch verstand kein Wort, aber die Drohung, ihm Schmerzen zuzufügen, war deutlich herauszuhören.

Die erneut auflodernde Furcht verstärkte Franciscos Kräfte.

Er bohrte und schnitt an dem Seil herum, während ihm heiße Tränen über das schmutzige Gesicht liefen. Plötzlich löste sich das Tau so ruckartig unter seiner Klinge, dass ein Ende seine Wange streifte. Instinktiv hob er eine Hand und berührte die Verletzung. Als er die Finger zurückzog, waren sie blutig, aber er spürte keinen Schmerz.

Er schluckte heftig und wandte sich dem zweiten Seil zu. Da traf ein weiterer Speer den Rand der Klippe, fiel aber hinab in den Abgrund. Ein dritter folgte. Diesmal etwas näher.

Francisco schaute auf. Vier Jäger säumten inzwischen die andere Seite. Der zuletzt eingetroffene hielt einen vierten Speer in der Hand, während der erste Jäger eilig einen Bogen spannte. Francisco blieb keine Zeit mehr. Er betrachtete das unangeastete Seil. Hier zu bleiben würde den Tod bedeuten. Er musste darauf hoffen, dass das eine Halteseil weniger die Jäger zumindest eine gewisse Zeit aufhielt.

Er wandte sich um und jagte in den Regenwald auf der anderen Seite des Abgrunds. Der Pfad stieg steil an, was eine äußerste Strapaze für Beine und Lungen bedeutete. Die Bäume hier waren weniger dick, der Blätterbaldachin nicht so dicht. Mit jeder schwer erkämpften Meile wurde der Baumbestand spärlicher. Während er einerseits froh darum war, dass der Regenwald ausdünnte, war ihm andererseits bewusst, dass ihn das fehlende Laubwerk zu einem leichteren Ziel machte. Bei jedem Schritt erwartete er, einen Pfeil im Rücken zu spüren.

So nah am Ziel ... O Herr, verlasse mich jetzt nicht!

Bewusst hielt er den Blick auf den Boden gerichtet. Jeder einzelne Schritt war ein Kampf. Plötzlich umgab ihn blendende Helligkeit, als hätte der Herr die Bäume eigenhändig beiseite geschoben, um Sein Licht auf ihn herabscheinen zu lassen. Keuchend hob Francisco den Kopf. Selbst eine so einfache Bewegung fiel ihm schwer. Noch ein einziger Schritt und der Regenwald lag hinter ihm. Ungehindert strahlte das Licht der aufgehenden Sonne über die roten und schwarzen Felsen des

kahlen Berggipfels.

Sogar für ein Dankgebet war er zu schwach. Mühsam kletterte er auf allen vieren durch das letzte Unterholz zum Gipfel hinauf. Es musste dort geschehen. An ihrem heiligen Altar.

Er weinte jetzt, verschloss jedoch die Ohren vor dem eigenen Schluchzen. Auf Händen und Füßen legte er das letzte Stück zu dem Granitbrocken zurück. Nachdem er den steinernen Altar erreicht hatte, setzte er sich auf die Fersen und hob das Gesicht dem Himmel entgegen. Er schrie. Es war kein Gebet, sondern ein Jubelruf darüber, dass er noch lebte. Und alle sollten es hören.

Die Antwort kam prompt. Erneut erschallte das Geschrei der Jäger von der Brücke herauf. Sie hatten den Abgrund überquert und ihre Verfolgung wieder aufgenommen.

Francisco senkte das Gesicht. Rings umher erstreckten sich die zahllosen Gipfel der Anden bis zum Horizont. Einige waren schneebedeckt, doch die meisten ebenso kahl wie derjenige, auf dem er kniete. Einen Moment lang verstand er beinahe, weshalb die Inka diesen Berghöhen so viel Verehrung entgegenbrachten. Hier, inmitten der Wolken und des Himmels, war man näher bei Gott. Ein Gefühl der Zeitlosigkeit und eines Versprechens der Ewigkeit schien in dem himmlischen Schweigen zu liegen. Sogar die Jäger verstummten – entweder aus Respekt vor dem Berg oder um ihr Opfer unbemerkt zu beschleichen.

Francisco war zu erschöpft, um sich deswegen Sorgen zu machen.

Sein Blick ruhte auf der anderen Art von Gipfel, die es in dieser Bergregion gab. Unter ihm, Richtung Westen, lagen zwei rauchende Berge, Calderas, die in denselben morgendlichen Himmel hinauf starrten. Von hier aus sahen die im Schatten liegenden Gipfel aus wie zwei verwunschene Augen.

Er spuckte in ihre Richtung und hob eine Faust, den Daumen zwischen zwei Finger gesteckt – ein Zeichen gegen das Böse.

Francisco war bekannt, was in jenen warmen Tälern lag. Von seinem Altar auf den Berghöhen aus taufte er die Zwillingsvulkane: »*Ojos el de Diablo*«, flüsterte er ... *die Augen des Teufels*.

Zitternd kehrte er ihnen den Rücken zu. Er konnte das, was zu tun war, nicht vollbringen, solange er jene Augen anstarrte. Er wandte sein Gesicht nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen.

Er kniete vor der prächtigen Helligkeit nieder, griff in sein Gewand und zog das Kreuz hervor, das ihm um den Hals hing. Er drückte das warme Metall gegen die Stirn. Gold. Das war der Grund, weshalb die Spanier sich mühsam durch diese fremden Dschungel gekämpft hatten – der Traum von Reichtum und Wohlstand. Jetzt würde ihre Habgier sie allesamt in die Verdammnis führen.

Francisco drehte das Kreuz um und küsste die goldene Gestalt auf der Vorderseite. Deswegen war *er* in dieses Land gekommen. Um den Wilden hier das Wort Gottes zu bringen – und nun war sein Kreuz die einzige Hoffnung der ganzen Welt. Er strich mit einem Finger über die Rückseite und tastete nach den Einkerbungen, die er sorgfältig in das weiche Gold geschnitten hatte.

Möge es uns alle erretten!, betete er schweigend und ließ das Kreuz in sein Gewand zurückgleiten, wo es nahe an seinem Herzen ruhte.

Francisco hob die Augen der Morgendämmerung entgegen. Er musste um jeden Preis verhindern, dass die Inka ihm das Kreuz wegnahmen. Obwohl er einen der heiligen Orte erreicht hatte – diesen natürlichen Altar auf dem Berggipfel –, musste er noch ein Letztes tun, damit das Kreuz auch wirklich in Sicherheit wäre.

Erneut holte er den Silberdolch des Schamanen aus dem Gewand.

Mit einem Reuegebet auf den Lippen bat er um Vergebung

für die Sünde, die er nun begehen würde. Ob er damit seine Seele der Verdammnis überantworten würde oder nicht – ihm blieb keine andere Wahl. Mit Tränen in den Augen hob er den Dolch und schnitt sich mit der Klinge die Kehle durch. Er verspürte einen stechenden Schmerz, dann fiel ihm die Waffe aus den Fingern. Er stürzte vornüber auf die Hände. Blut strömte über die dunklen Steine unter ihm.

Im Schein der Morgendämmerung floss es leuchtend rot über den schwarzen Fels. Es war das Letzte, was er vor dem Tod sah – sein Blut, das über den Inkaaltar strömte und dabei glänzte wie Gold.

ERSTER TAG

Ruinen

Montag, 20. August, 11.52 Uhr
Johns Hopkins Universität
Baltimore, Maryland

Professor Henry Conklins Finger zitterten leicht, als er die letzte Schicht Decken von seinem tiefgeköhlten Schatz entfernte. Er hielt den Atem an. In welchem Zustand befände sich die Mumie nach der dreieinhalbtausend Kilometer langen Reise von den Anden? In Peru hatte er die gefrorenen Überreste sorgfältig in Trockeneis gepackt, aber während der langen Fahrt nach Baltimore hätte alles Mögliche schief gehen können.

Henry fuhr sich mit der Hand durch die dunklen Haare, die mittlerweile reichlich mit Grau durchsetzt waren. Immerhin hatte er vergangenes Jahr die Sechzig überschritten. Er hoffte inständig, dass sich seine letzten drei Jahrzehnte der Forschung und der Arbeit im Gelände jetzt bezahlt machten. Eine zweite Chance würde es nicht mehr geben. Der Transport der Mumie von Südamerika hierher hatte ihn fast die gesamten Forschungsgelder gekostet. Und heutzutage gingen neue Stipendien und Forschungsgelder ausschließlich an jüngere Wissenschaftler. Bei Texas A&M wurde er allmählich zum Dinosaurier. Natürlich, man verehrte ihn noch, nahm ihn aber trotz aller Hätschelei nicht mehr recht ernst.

Doch seine kürzliche Entdeckung der Ruinen einer kleinen Inkastadt hoch in den Anden könnte alles ändern – insbesondere, wenn sie seine umstrittene Theorie bewies.

Vorsichtig zog er das letzte Leinentuch weg. Der Nebel aus dem schmelzenden Trockeneis nahm ihm vorübergehend die Sicht. Er wedelte den Dunst beiseite und da tauchte die Gestalt auf: Die Knie waren an die Brust gezogen und die Arme um die Beine geschlungen, fast wie bei einem Fötus. Genau in die-

ser Haltung hatten sie die Mumie in einer kleinen Höhle nahe am schneebedeckten Mount Arapa entdeckt.

Henry starrte seinen Fund an. Uralte, leere Augenhöhlen erwiderten seinen Blick. Strähnen glatten schwarzen Haars lagen noch immer um den Schädel. Die ausgetrockneten Lippen waren zurückgezogen und enthüllten gelb gewordene Zähne. Nach wie vor hafteten ausgefranste Überreste eines Leichentuchs an der zu Leder gewordenen Haut. Das Tuch war so gut erhalten, dass sogar die schwarze Farbe auf dem zerrissenen Stoff hell unter der Chirurgenlampe des Forschungslabors aufleuchtete.

»O mein Gott!«, rief jemand neben ihm aus. »Das ist unglaublich!«

Henry fuhr ein wenig zusammen. Versunken, wie er war, hatte er die anderen im Raum völlig vergessen. Er wandte sich um und wurde vom Blitzlicht einer Kamera geblendet. Ohne die Nikon vom Auge zu nehmen, trat die Reporterin vom *Baltimore Herald* zurück und postierte sich für einen weiteren Schnappschuss. Ihr blondes Haar war zu einem strengen Pferdeschwanz zurückgekämmt. Während sie weitere Fotos machte, fragte sie: »Wie alt würden Sie sie schätzen, Professor?«

Henry blinzelte, um die Funken vor den Augen zu vertreiben, und wich einen Schritt zurück, sodass die anderen einen Blick auf die Überreste werfen konnten. Zwei Wissenschaftler traten mit Untersuchungsinstrumenten heran.

»Ich ... ich würde die Mumifizierung ins sechzehnte Jahrhundert datieren – vor etwa fünfhundert Jahren.«

Die Reporterin nahm ihre Kamera herab, ließ die zusammengekrümmte Gestalt auf dem CT-Tisch jedoch nicht aus den Augen. Etwas angewidert kräuselte sie die Oberlippe. »Nein, ich habe gemeint, wie alt war die Mumie bei ihrem Tod?«

»Oh ...« Er schob sich die Drahtgestellbrille höher auf die Nase. »Etwa zwanzig ... Genauer lässt sich das nach einer oberflächlichen Untersuchung nicht sagen.«

Eine zierliche Frau Ende vierzig mit dunklen Haaren, die ihr in seidigen Strähnen bis weit über den Rücken fielen, drehte sich zu ihnen um. Sie gehörte zum zweiköpfigen Ärzteteam. Sie hielt einen Zungenspatel in der Hand und hatte den Kopf der Mumie untersucht. »Er war bei seinem Tod zweiunddreißig«, stellte sie nüchtern fest. Dr. Joan Engel war Leiterin der forensischen Pathologie an der Johns Hopkins Universität sowie eine alte Freundin von Henry. Ihre Stellung hier war einer der Gründe, weshalb er die Mumie an die Johns Hopkins gebracht hatte. Sie führte ihre Feststellung weiter aus. »Seine Weisheitszähne, also die dritten Backenzähne, sind teilweise impaktiert, aber dem Grad der Abnutzung der zweiten Backenzähne und der fehlenden Abnutzung bei den dritten zufolge, müsste meine Schätzung mit einer maximalen Abweichung von drei Jahren zutreffen. Die CT-Untersuchung sollte das Alter noch präziser bestimmen können.«

Während sie sprach, leuchteten ihre Jadeaugen im Kontrast zu ihrem ruhigen Auftreten hell auf. In den Augenwinkeln waren leichte Krähenfüße zu erkennen. Auf ihrem Gesicht zeigte sich keinerlei Ekel, als sie die Mumie untersuchte, nicht einmal, als sie die ausgedörrten Überreste mit den behandschuhten Fingern hin und her schob. Henry spürte, dass sie ebenso aufgeregt war wie er selbst. Gut zu wissen, dass Joans Begeisterung für wissenschaftliche Rätsel seit ihrem Studium nicht nachgelassen hatte. Sie machte sich wieder an die Untersuchung, nicht ohne Henry zuvor einen entschuldigenden Blick zugeworfen zu haben, weil sie seiner Einschätzung des Alters der Mumie widersprochen hatte.

Henrys Wangen röteten sich – eher aus Verlegenheit als aus Ärger. Sie war so scharfsinnig und schlau wie eh und je.

Heftig schluckend versuchte er, die Fassung zurückzugewinnen, und wandte sich der Reporterin zu. »Ich kann hoffentlich beweisen, dass die Überreste, die in dieser Inkasiedlung gefunden wurden, eigentlich zu einem anderen Volk peruanischer

Indianer gehören, nicht zu den Inka.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Seit langem ist bekannt, dass die Inka ein Kriegervolk waren, das oft benachbarte Völker eroberte und seine Städte über denen der anderen errichtete. Es verleibte sie sich regelrecht ein. Anhand meiner Untersuchungen von Macchu Picchu und anderer Ruinen in abgelegenen Berggegenden der Anden habe ich die Theorie entwickelt, dass die Inka aus dem Tiefland diese Städte in den Wolken nicht erbaut, sondern von einem anderen, vor ihnen existierenden Volk übernommen haben. Sie haben diesen Vorfahren den Platz in der Geschichte geraubt, den sie sich als die geschickten Architekten der Bergstädte verdient hatten.« Henry nickte zu der Mumie hinüber. »Ich hoffe, der Bursche da kann diesen historischen Irrtum korrigieren.«

Die Reporterin schoss ein weiteres Foto, musste dann jedoch zurücktreten, als das Ärzteteam sich an die Untersuchung des unteren Teils der Mumie machte. »Warum glauben Sie, dass diese Mumie Ihre Theorie untermauern kann?«, fragte sie.

»Die Grabstätte, in der wir sie entdeckt haben, ist mindestens ein Jahrhundert älter als die Ruinen der Inka, was darauf hindeutet, dass wir es hier möglicherweise mit den wahren Erbauern der Bergfestung zu tun haben. Außerdem ist diese Mumie einen guten Kopf größer als der durchschnittliche Inka in dieser Region ... sogar seine Gesichtszüge unterscheiden sich. Ich habe die Mumie hierher gebracht, um zu beweisen, dass sie nicht zu den Inka gehört, sondern zu den wahren Architekten dieser außergewöhnlichen Städte. Mit den hier vorhandenen Genkarten kann ich beweisen ...«

»Henry«, unterbrach ihn Joan erneut. »Vielleicht möchtest du dir das hier mal ansehen.«

Die Reporterin trat beiseite, um Henry Platz zu machen, und hob erneut ihre Nikon, die ihr halbes Gesicht bedeckte. Henry schob sich zwischen Joan und dem anderen Arzt durch, die den Rumpf des Leichnams abgetastet hatten. Engels Assistent, ein

junger Mann mit sandfarbenem Haar und großen Augen, hatte sich über die Mumie gebeugt und zog vorsichtig mit einer Pinzette eine lange Schnur aus einer Hautfalte am Hals der Gestalt.

Joan zeigte darauf. »Ihm wurde die Kehle durchgeschnitten«, meinte sie und zerteilte die lederartige Haut, sodass die Knochen darunter sichtbar wurden. »Ich muss noch eine mikroskopische Untersuchung vornehmen, damit ich ganz sicher sein kann, aber ich würde sagen, die Verletzung ist ante mortem entstanden.« Sie warf Henry und der Reporterin einen Blick zu. »Vor Eintritt des Todes«, übersetzte sie. »Und war höchstwahrscheinlich dessen *Ursache*.«

Henry nickte. »Die Inka hatten eine Schwäche für Blutrituale. Viele waren mit Enthauptung und Menschenopfern verbunden.«

Der Assistent der Ärztin arbeitete weiter an der Verletzung und holte ein Stück Schnur hervor. Er hielt inne und sah seine Mentorin an. »Ich halte es für ein Halsband«, murmelte er und zog weiter. Bei dieser Bewegung regte sich etwas unter dem Gewand.

Joan hob ihren Blick zu Henry – eine schweigende Bitte um die Erlaubnis, fortzufahren.

Er nickte.

Langsam und vorsichtig zupfte und zerrte der Assistent das Halsband unter dem ausgefransten Stoff hervor. Plötzlich zerriss das uralte Material und das Ding an der Schnur lag offen vor ihnen.

Alle vier rangen nach Luft. Das Gold glänzte hell unter den Halogenlampen des Labors. Eine ganze Serie von Blitzen blendete sie, als die Reporterin rasch hintereinander mehrere Fotos schoss.

»Es ist ein Kreuz«, fasste Joan das Offensichtliche in Worte.

Henry stöhnte und beugte sich näher heran. »Nicht bloß irgendein Kreuz. Es ist das Kreuz eines Dominikaners.«

Die Reporterin, die nach wie vor die Kamera vor dem Gesicht hielt, fragte: »Was hat das zu bedeuten?«

Henry richtete sich auf und deutete mit der Hand auf eine lateinische Inschrift. »Der Missionsorden der Dominikaner hat die spanischen Eroberer während ihrer Feldzüge gegen die Indianer von Zentral- und Südamerika begleitet.«

Die Reporterin senkte ihre Kamera. »Also ist diese Mumie einer jener spanischen Priester?«

»Ja.«

»Cool!«

Joan tippte mit ihrem Zungenspatel auf das Kreuz. »Aber die Inka waren nicht dafür bekannt, dass sie ihre spanischen Eroberer mumifiziert hätten.«

»Bis heute«, erwiderte Henry säuerlich. »Vermutlich wird diese Entdeckung allenfalls eine Fußnote in einem Zeitschriftenartikel wert sein.« Seine Träume vom Beweis seiner Theorie zerplatzten im Glanz des goldenen Kruzifixes.

Joan berührte seine Hand mit dem Finger. »Lass den Kopf nicht zu früh hängen! Vielleicht wurde das Kreuz ja einem Spanier gestohlen. Führen wir zuerst die CT-Untersuchung durch und sehen dann, was wir an unserem Freund hier entdecken werden.«

Henry nickte, schöpfte aber nicht wirklich neue Hoffnung. Er warf der Pathologin einen Blick zu. Sie schien ehrlich besorgt. Er schenkte ihr ein kleines Lächeln, das sie zu seiner Überraschung erwiderte. Er erinnerte sich an dieses Lächeln aus längst vergangenen Tagen. Sie waren ein paar Mal miteinander ausgegangen, aber beide waren zu sehr auf ihr Studium konzentriert gewesen, als dass sie mehr als eine oberflächliche Bekanntschaft hätten eingehen können. Und nachdem sich ihre Wege nach dem Examen getrennt hatten, war die Verbindung eingeschlafen, von dem gelegentlichen Austausch von Weihnachtsgrüßen einmal abgesehen. Aber vergessen hatte Henry dieses Lächeln nie.

Sie tätschelte ihm die Hand und rief dann ihrem Assistenten zu: »Brent, könnten Sie Dr. Reynolds Bescheid geben, dass wir für die Untersuchung bereit sind?« Dann wandte sie sich an die Reporterin. »Ich muss Sie bitten, mit uns in den anderen Raum hinüberzugehen. Sie können den Vorgang hinter der Bleiverglasung im Kontrollraum mitverfolgen.«

Bevor er mit den anderen den Raum verließ, überprüfte Henry, ob die Mumie auch sicher auf dem Untersuchungstisch lag. Anschließend zog er ihr noch das goldene Kruzifix vom Hals.

In der angrenzenden Kabine reihten sich Computer und Monitore aneinander. Das Untersuchungsteam wollte mit Hilfe der Computertomographie mehrere radiographische Aufnahmen anfertigen, die der Computer zu einem dreidimensionalen Bild zusammensetzen würde. Diese virtuelle Autopsie erlaubte einen Blick ins Innere der Mumie, ohne dass sie beschädigt wurde. Abgesehen von dem beruflichen Kontakt war dies der Hauptgrund, weshalb Henry seine Mumie um die halbe Welt geschleppt hatte. Johns Hopkins hatte früher schon Analysen peruanischer Eismumien durchgeführt und erhielt von der National Geographic Organisation finanzielle Unterstützung für weitere Untersuchungen. Darüber hinaus verfügte das Institut über ein erstklassiges Genlabor, mit dessen Hilfe sich Abstammung und Genealogie kartografisch darstellen ließen – eine ideale Basis, um anhand konkreter Daten seine umstrittene Theorie zu untermauern. Doch mit dem Dominikanerkreuz in der Hand hatte Henry wenig Hoffnung auf Erfolg.

Sobald sie sich im Kontrollraum befanden, glitt die mit einem schweren Bleischutz versehene Tür hinter ihnen ins Schloss.

Joan stellte ihnen Dr. Robert Reynolds vor, der sie zu den Sesseln hinüberwinkte. Sein Techniker machte sich an die Kalibrierung für die Untersuchung. »Setzt euch, Leute.«

Während die anderen ihre Sessel vor das Sichtfenster schoben, blieb Henry stehen, damit er einen guten Blick sowohl auf

die Computermonitore als auch auf das Fenster hatte, durch das er hinaus auf den Scanner und seinen gegenwärtigen Patienten schauen konnte. Die große weiße Maschine füllte die Hälfte des angrenzenden Raums. Der Tisch mit der Mumie darauf ragte aus einem schmalen Tunnel hervor, der ins Herz des Apparats führte.

»Also los«, meinte Dr. Reynolds und schaltete seinen Terminal ein.

Als ein scharfes Klacken aus den Lautsprechern ertönte, fuhr Henry leicht zusammen und hätte fast das goldene Kreuz fallen lassen. Durch das Fenster beobachtete er, wie der Tisch mit der gekrümmten Gestalt darauf langsam auf den herumwirbelnden Kern des Scanners zukroch. Als der Scheitel der Mumie den Tunnel erreichte, wurde das Klacken der Maschine von einem Chor lauter, dumpfer Schläge begleitet – der Apparat nahm Bilder auf.

»Bob«, sagte Joan, »verschaffen Sie mir als Erstes eine Oberflächenansicht der Gesichtsknochen. Mal sehen, ob wir feststellen können, woher dieser Bursche stammt.«

»Das können Sie nur anhand des Schädels bestimmen?«, fragte die Reporterin.

Joan nickte, ohne die Computer aus den Augen zu lassen. »Die Struktur von Jochbogen, Stirn und Nasenbein sind wichtige Kennzeichen für Herkunft und Rasse.«

»Da ist es!«, verkündete Dr. Reynolds.

Henry wandte sich vom Fenster ab und schaute Joan über die Schulter. Auf dem Monitor erschien ein Schwarzweißbild, das einen Querschnitt des Schädels zeigte.

Joan setzte ihre Lesebrille auf und schob ihren Sessel näher heran. Sie beugte sich vor, um das Bild zu studieren. »Bob, können Sie es bitte um dreißig Grad drehen?«

Der Radiologe, der an einem Bleistift kaute, nickte. Er drückte ein paar Knöpfe und der Schädel drehte sich leicht, bis er ihnen voll ins Gesicht starrte. Joan griff nach einem kleinen

Lineal und führte stirnrunzelnd einige Messungen durch. Sie tippte mit dem Fingernagel auf den Bildschirm. »Diesen Schatten über der rechten Augenhöhle würde ich mir gern etwas näher ansehen.«

Ein paar Schalter wurden betätigt und schon hatten sie die gewünschte Ausschnittvergrößerung. Der Radiologe nahm den Bleistift aus dem Mund und pfiff anerkennend.

»Was ist?«, fragte Henry.

Joan drehte sich um, schob ihre Brille hinunter und sah ihn über den Rand der Gläser hinweg an. »Ein Loch.« Sie tippte an das Glas und meinte damit den dreieckigen Schatten auf der Ebene der Knochen. »Es ist nicht natürlichen Ursprungs. Jemand hat ihm den Schädel durchbohrt. Und aus der fehlenden Vernarbung schließe ich, dass der Vorgang kurz nach seinem Tod erfolgt ist.«

»Trepanierungen ... Schädelbohrungen«, sagte Henry.

»So etwas habe ich schon früher gesehen. Überall auf der Welt. Doch die ausgedehntesten und kompliziertesten bei den Inka. Sie gelten in Hinblick auf Trepanierungen als die geschicktesten Chirurgen.« Henry gestattete sich einen Anflug von Hoffnung. Wenn der Schädel durchbohrt worden war, hatte er möglicherweise doch einen peruanischen Indianer vor sich.

Joan musste seine Gedanken gelesen haben. »Tut mir Leid, deine Hoffnungen zunichte zu machen, aber Trepanierung oder nicht, die Mumie hat ganz bestimmt *keine* südamerikanischen Vorfahren. Sie ist eindeutig europäischen Ursprungs.«

Einige Atemzüge lang fehlten Henry die Worte. Dann sagte er: »Bist ... bist du ganz sicher?«

Sie nahm die Brille ab, steckte sie wieder in ihre Tasche und seufzte leise. Offenkundig war sie daran gewöhnt, unheilvolle Diagnosen zu überbringen. »Ja, ich würde sagen, er stammte aus Westeuropa. Vermutlich Portugal. Und mit ausreichend Zeit und weiteren Untersuchungen könnte ich unter Umständen

sogar die genaue Provinz festlegen.« Sie schüttelte den Kopf.
»Tut mir Leid, Henry.«

Er erkannte das Mitgefühl in ihrem Blick. Trotz aller Verzweiflung kämpfte er darum, die Fassung zu wahren, und starrte auf das Dominikanerkreuz in seiner Hand. »Er muss von den Inka gefangen genommen worden sein«, sagte er schließlich. »Und wurde am Ende oben auf dem Mount Arapa ihren Göttern geopfert. Wenn sein Blut an einem so heiligen Ort vergossen wurde, wären sie gezwungen gewesen, seine Überreste zu mumifizieren, Europäer hin oder her. Vielleicht haben sie ihm deswegen das Kreuz gelassen. Wer an einer heiligen Stätte starb, wurde geehrt, und es war ein Tabu, dem Leichnam Wertgegenstände zu rauben.«

Die Reporterin hatte sich eilig ein paar Notizen gemacht, obwohl sie ein Tonbandgerät dabei hatte, das die Gespräche aufzeichnete. »Das wird eine gute Story geben.«

»Eine Story vielleicht ... möglicherweise sogar einen Zeitschriftenartikel oder zwei ...« Henry zuckte mit den Schultern und versuchte ein schwaches Lächeln.

»Aber nicht das, worauf du gehofft hast«, beendete Joan seinen Satz.

»Eine interessante Kuriosität, mehr nicht. Sie wirft kein neues Licht auf die Inka.«

»Vielleicht wird deine Ausgrabung in Peru weitere interessante Funde hervorbringen«, meinte die Pathologin.

»Da besteht durchaus Hoffnung. Während wir uns hier unterhalten, graben mein Neffe und ein paar weitere Studenten in einer Tempelruine. Hoffentlich haben sie bessere Neuigkeiten für mich.«

»Und du sagst mir Bescheid?«, fragte Joan lächelnd. »Du musst wissen, dass ich deine Entdeckungen sowohl im *National Geographic* als auch in *Archaeology* verfolgt habe.«

»Wirklich?« Henry setzte sich etwas gerader hin.

»Ja. Ich fand das alles sehr aufregend.«

Henrys Lächeln wurde breiter. »Ich halte dich ganz bestimmt auf dem Laufenden.« Was er auch genau so meinte. Diese Frau hatte einen Charme, den Henry nach wie vor entwaffnend fand. Ganz zu schweigen von ihrer üppigen Figur, die nicht einmal ihr steriler Laborkittel verbergen konnte. Henry merkte, dass sich seine Wangen leicht röteten.

»Joan, das sehen Sie sich besser mal an«, sagte der Radiologe gedämpft. »Mit dem CT stimmt was nicht.«

Joan fuhr zum Monitor herum. »Was ist?«

»Ich habe gerade ein wenig mit den sagittalen Ansichten herumgespielt, um die Knochendichte zu bestimmen. Alles Fehlanzeige.« Henry sah zu, wie Dr. Reynolds durch mehrere Ansichten schaltete, jede ein tieferer Schnitt durch das Schädelinnere. Auf dem Monitor zeigte sich jedoch immer dasselbe: ein weißer, verschwommener Fleck.

Joan berührte den Bildschirm, als könnten ihre Finger den Bildern einen Sinn abgewinnen. »Versteh ich nicht. Stellen wir die Kalibrierung neu ein und versuchen's noch mal.«

Der Radiologe drückte einen Knopf und das beständige Klacken der Maschine verstummte. Dafür wurde nun ein noch schneidenderes Geräusch laut, das vorher von dem Pochen der rotierenden Magneten des Scanners übertönt worden sein musste. Es kam aus den Lautsprechern: ein scharfes Zischen wie von Luft, die aus einem Ballon entwich.

Aller Augen richteten sich auf die Lautsprecher.

»Was ist das denn für ein Krach, zum Teufel?«, fragte der Radiologe. Er betätigte einige Schalter. »Der Scanner ist vollständig abgeschaltet.«

Die Reporterin des Herald, die dem Fenster zum CT-Raum am nächsten saß, sprang auf und stieß dabei ihren Sessel um. »Mein Gott!«

»Was ist?« Joan erhob sich und trat zu ihr.

Henry drängte sich vor. Er fürchtete um seine zerbrechliche Mumie. »Was ...?« Dann sah er es auch. Die Mumie lag nach

wie vor gut sichtbar auf dem Scannertisch. Kopf und Hals zuckten, was das Klappern der metallischen Oberfläche erklärte. Der Mund stand sperrangelweit auf und das schrille Jaulen kam aus der ausgedörrten Kehle. Henry wurden die Knie weich.

»Mein Gott, sie lebt!«, wimmerte die Reporterin entsetzt.

»Unmöglich«, fauchte Henry.

Der Leichnam tobte immer heftiger. Die glatten schwarzen Haare peitschten wie tausend Schlangen um den hin und her schlagenden Kopf. Henry erwartete, dass der Schädel jeden Augenblick vom Hals gerissen würde, aber was dann geschah, war schlimmer. Bei weitem schlimmer.

Wie eine verfaulte Melone explodierte das Schädeldach der Mumie. Etwas Gelbes schoss heraus und bespritzte die Wand, den CT-Scanner und das Sichtfenster.

Die Reporterin wich taumelnd vor dem beschmutzten Fenster zurück. Die Beine gaben unter ihr nach. Und aus ihrem Mund drang ein nicht enden wollendes »O mein Gott o mein Gott o mein Gott ...«

Joan blieb professionell ruhig. Zu dem verblüfften Radiologen sagte sie: »Bob, wir müssen diesen Raum unter Quarantäne stellen, Stufe zwei. Los!«

Er starrte, ohne auch nur zu blinzeln, die Mumie an, die aufgehört hatte zu zucken und endlich still dalag. »Verdammt«, flüsterte er schließlich. »Was war da los?«

Immer noch völlig ruhig setzte sich Joan wieder die Brille auf und musterte den Raum. »Vielleicht eingeschlossenes Gas, das explodiert ist«, murmelte sie. »Da die Mumie in großer Höhe eingefroren wurde, könnte sich das durch die Verwesung entstandene Methan beim plötzlichen Auftauen abrupt entladen haben.« Sie zuckte mit den Schultern.

Die Reporterin hatte sich endlich wieder gefasst und wollte ein Foto machen, aber Joan versperrte ihr mit der Handfläche die Sicht. Sie schüttelte verneinend den Kopf. Es würde keine

weiteren Bilder geben.

Henry hatte sich seit der Explosion nicht gerührt. Er stand da, die Hand ans Glas gedrückt, und starrte seine zerstörte Mumie und die glänzenden Spritzer an Wänden und CT an. Sie leuchteten unter den Halogenlampen in einem tiefen, rötlichen Gelb.

Die Reporterin deutete mit einer Hand auf das verunreinigte Bleiglasfenster. Ihre Stimme war immer noch zittrig, als sie fragte: »Was ist das für ein Zeug, zum Teufel?«

Henry umklammerte das Dominikanerkruzifix mit der rechten Hand und antwortete schockiert: »Gold.«

17.14 Uhr

In den Anden, Peru

»Horch mal genau hin ... dann hörst du fast die Toten sprechen.«

Bei diesen Worten hob Sam Conklin die Nase aus dem Dreck und musterte den jungen Freischaffenden des *National Geographic*.

Norman Fields saß mit einem aufgeklappten Laptop auf den Knien neben ihm und starrte über die vom Regenwald eingehüllten Ruinen hinaus. Ein Schmutzstreifen lief ihm von der Wange bis zum Hals. Trotz der australischen Buschkleidung mit dem dazu passenden Lederhut wirkte Norman ganz und gar nicht wie der abenteuerlustige Fotojournalist. Die dicken Brillengläser ließen seine Augen größer erscheinen und verliehen ihm einen Ausdruck ständiger Überraschung. Und trotz seiner Länge von über einsneunzig war er dünn wie eine Bohnenstange, alles nur Haut und Knochen.

Sam wälzte sich auf der Matte aus geflochtenem Schilf herum und stützte sich auf einen Ellbogen. »Entschuldige bitte, Norm, was hast du gesagt?«, fragte er.

»Der Nachmittag ist so ruhig«, flüsterte sein Gefährte mit

dem leichten Bostoner Akzent. Norman schloss die Augen und atmete tief ein. »Man hört praktisch die uralten Stimmen von den Bergwänden widerhallen.«

Sam legte den winzigen Pinsel behutsam neben das kleine steinerne Relikt, das er gerade gesäubert hatte, und richtete sich auf. Er schob sich den schmutzigen Cowboyhut weiter zurück und wischte sich die Hände an seinen Jeans ab. Wie so häufig, wenn er stundenlang an einem Stück Stein gearbeitet hatte, wirkte die Schönheit der uralten Inkastadt auf ihn wie ein Schluck kaltes Bier an einem Nachmittag in Texas. Man konnte sich so leicht in die hingebungsvolle Feinarbeit mit dem Pinsel vertiefen und den Blick für die gewaltige Größe und Weite des Ganzen verlieren. Sam setzte sich, um die düstere Majestät der Umgebung besser würdigen zu können.

Plötzlich vermisste er seinen Wallach, einen Appaloosa-Schecken, der noch immer auf der staubigen Ranch seines Onkels draußen in Muleshoe, Texas, sein Zuhause hatte. Wie gern würde er zwischen den Ruinen umherreiten und ihren gewundenen Pfaden bis ins Geheimnis des dichten Regenwalds jenseits der Stadt folgen. Auf seinem Gesicht lag der Schatten eines Lächelns, während er die Aussicht in sich einsog.

»Dieser Ort hat etwas Mystisches an sich«, fuhr Norman fort und stützte sich nach hinten auf die Hände. »Die hoch aufragenden Berggipfel. Die Nebelschwaden. Der grüne Regenwald. Die Luft riecht nach Leben, als gebe es im Wind eine Substanz, die dem Geist frische Kräfte verleiht.«

Sam tätschelte dem Journalisten zustimmend den Arm. Norman hatte Recht. Die Aussicht war wirklich wunderbar.

Auf einem hohen Sattel zwischen zwei Gipfeln der Anden errichtet, breitete sich die neu entdeckte Stadt terrassenförmig über mehr als einen halben Quadratkilometer aus. Einhundert Stufen verbanden die verschiedenen steinernen Ebenen miteinander. Von seinem Aussichtspunkt zwischen den Überresten des Sonnenplatzes konnte Sam die gesamte Ruinenanlage unter

sich überblicken. Alles stammte aus der Zeit vor Kolumbus: die zerfallenden Steinhäuser in der Unterstadt bis hin zu der Treppe der Wolken, die zum Sonnenplatz führte, auf dem sie lagerten. Hier, genau wie in der Schwesterstadt Macchu Picchu, zeigte sich die ganze architektonische Meisterschaft der Inka, die Form und Funktion zu einer Festungsstadt zwischen den Wolken verschmolzen hatten.

Dennoch: Anders als das gut erforschte Macchu Picchu waren diese Ruinen noch immer unberührt. Sams Onkel Hank hatte sie erst vor wenigen Monaten entdeckt. Vieles lag nach wie vor unter Ranken und Bäumen verborgen. Bei der Erinnerung an die Entdeckung flammte ein Funken Stolz in Sam auf.

Onkel Hank hatte ihre Lage anhand alter Geschichten bestimmt, die unter den Quecha der Region kursierten. Mit Hilfe handgekritzelter Karten und Bruchstücken aus Erzählungen hatte er ein Team von Macchu Picchu aus entlang des Urbamba geführt und in nur zehn Tagen die Ruinen unterhalb des Mount Arapa gefunden. Berichte über die Entdeckung waren in allen Fachzeitschriften und populären Magazinen erschienen. Betitelt als Entdecker der »Wolkenruinen« strahlte einem das Bild seines Onkels von vielen Titelseiten entgegen. Und er hatte es verdient – mit seiner Demonstration von hartnäckiger Extrapolation und archäologischem Geschick.

Natürlich war diese Einschätzung auch von Sams Gefühlen seinem Onkel gegenüber gefärbt. Hank hatte ihn erzogen, seit Sams Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen waren. Damals war Sam neun Jahre alt gewesen. Im gleichen Jahr, nur etwa vier Monate zuvor, war Henrys Frau an Krebs gestorben. Ihre Trauer hatte sie zusammengebracht und eine tiefe Bindung zwischen ihnen entstehen lassen. Die beiden waren nahezu unzertrennlich geworden. Deshalb überraschte es niemanden, dass Sam eine Karriere in Archäologie bei Texas A&M anstrebte.

»Ich schwöre, wenn du deine Ohren nur weit genug auf-

sperrst«, sagte Norman, »hörst du sogar den Schrei der Krieger aus den Höhen der Berggipfel, das Geflüster der Händler und Käufer in der Unterstadt und die Lieder der Arbeiter auf den Terrassenfeldern hinter den Mauern.«

Sam gab sich alle Mühe, hörte jedoch nur hin und wieder eine menschliche Stimme oder das Scharren von Schaufeln und Picken aus einem Loch in der Nähe. Das waren nicht die toten Inka, sondern seine Kommilitonen und die Arbeiter, die tief im Herzen der Ruine schufteten. Das klaffende Loch führte zu einem Schacht, der zehn Meter senkrecht nach unten fiel und in einem Bienenstock von ausgegrabenen Räumen und Gängen endete. Die unterirdische Struktur erstreckte sich über mehrere Ebenen hinweg. Sam richtete sich höher auf. »Du solltest Dichter sein, Norman, nicht Journalist.«

Norman seufzte. »Versuche einfach, mit dem Herzen zu horten, Sam.«

Sam antwortete mit einer noch schleppenderen Version seines ohnehin breiten westtexanischen Akzents. Er wusste, dass er Norman damit auf die Palme bringen konnte. »Gerade im Augenblick höre ich lediglich meinen Magen. Und der beklagt sich bloß darüber, dass es Essenszeit ist.«

Norman sah ihn finster an. »Ihr Texaner habt keine Poesie in euren Seelen. Bloß Eisen und Staub.«

»Und Bier. Vergiss das Bier nicht!«

Plötzlich erregte ein Klingelton vom Laptop ihre Aufmerksamkeit, der ihnen sagte, dass es schon sechs Uhr nachmittags war.

Aus Sams Kehle drang ein Röcheln. »Wir tarnen den Platz besser, bevor die Sonne untergeht. In der Nacht wimmelt es hier von Räubern.«

Norman nickte, drehte sich um und sammelte die hinter ihm liegenden Kameras ein. »Da wir gerade von Grabräubern sprechen – ich habe vergangene Nacht Gewehrfeuer gehört«, meinte er.

Stirnrunzelnd verstaute Sam seine Pinsel und die zahnärztlichen Instrumente. »Guillermo musste eine Bande von *huaqueiros* verscheuchen. Sie haben versucht, einen Tunnel in unsere Ruinen zu graben. Wenn Gil sie nicht entdeckt hätte, hätten sie womöglich ein Loch in die Ausgrabungsstätte gerissen und Monate der Arbeit zunichte gemacht.«

»Gut, dass dein Onkel daran gedacht hat, Wachen anzuheuern.«

Sam nickte, hörte jedoch aus Normans Worten einen gewissen Widerwillen gegen Guillermo Sala heraus, den Ex-Polizisten aus Cusco, der auf der Expedition für den Schutz verantwortlich war. Sam empfand ähnlich wie der Journalist. Gil hatte schwarze Haare und Augen und dazu Narben, die er, wie Sam argwöhnte, nicht unbedingt seiner Pflichterfüllung zu verdanken hatte. Ihm waren auch die Seitenblicke aufgefallen, die der Wächter mit seinen Kumpels austauschte, wenn Maggie vorüberging. Bei den hingeworfenen spanischen Gesprächsfetzen, die sich mit gutturalem Gelächter abwechselten, kochte Sam das Blut in den Adern.

»Ist bei dem Schusswechsel jemand verletzt worden?«, fragte Norman.

»Nein, es waren bloß Warnschüsse, um die Diebe abzuschrecken.«

Norman verstaute weiter seine Ausrüstung. »Glaubst du wirklich, wir finden ein paar Grabstätten, die vor Reichtümern nur so strotzen?«

Sam lächelte. »Und entdecken den Tut-Ench-Amun der neuen Welt? Nein, das glaube ich nicht. Das Gold lockt die Diebe an, aber nicht meinen Onkel. Ihn lockt *Wissen* hierher – und die Wahrheit.«

»Aber wonach sucht er so beharrlich? Soweit ich weiß, ist er hinter einem Beweis für ein anderes Volk her, das vor den Inka hier gelebt hat, aber weshalb diese sture Forderung nach Geheimhaltung? Ich muss den *Geographic* irgendwann vor dem

nächsten Redaktionsschluss auf den neuesten Stand bringen.«

Sam zog die Brauen zusammen. Er hatte keine Antwort für Norman. Ihm selbst schwirrten die gleichen Fragen durch den Kopf. Onkel Hank hütete jedes Informationsbruchstück wie seinen Augapfel. Aber das hatte dem Professor schon immer ähnlich gesehen. Auf allen anderen Gebieten war er offen, aber wenn Angelegenheiten beruflicher Natur ins Spiel kamen, konnte er sich völlig zugeknöpft geben.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Sam schließlich. »Aber ich vertraue dem Professor. Wenn er die Nase in was reingesteckt hat, müssen wir halt einfach abwarten.«

Plötzlich ertönte aus dem Loch auf der angrenzenden Terrasse ein Ruf herüber. »Sam! Sieh dir das mal an!«

Ralph Isaacsons behelmter Kopf schoss aus dem Schacht hervor. Seine Augen leuchteten vor Aufregung. Der hoch aufgeschossene afro-amerikanische Student kam von der Universität Alabama. Er hatte sein Vorstudium über ein Football-Stipendium finanziert und aufgrund seiner überragenden Leistungen ein akademisches Stipendium bekommen, um seinen Abschluss in Archäologie zu machen. Er war ebenso scharfsinnig wie muskulös. »Das musst du dir ansehen!« Die Karbidlampe auf Ralphs Helm warf ihren Schein zu ihnen herüber. »Wir sind auf eine versiegelte Tür mit einer Inschrift darauf gestoßen!«

»Ist die Tür unversehrt?«, rief Sam aufgeregt zurück und erhob sich.

»Ja! Und Maggie sagt, es sieht so aus, als hätte sich noch niemand daran zu schaffen gemacht.«

Das konnte der Durchbruch sein, auf den sie alle während der vergangenen Monate gewartet hatten. Ein unberührtes Grab oder ein Königsgemach in den uralten Ruinen. Sam half Norman, der unter seinen vielen Kameras förmlich begraben war, die steile Treppe zur höchsten Terrasse des Sonnenplatzes hinauf.

»Meinst du ...?«, schnaufte Norman.

Sam hielt eine Hand hoch. »Ist vielleicht bloß das unterste Geschoss zu einem der Inkatempel. Hängen wir unsere Erwartungen nicht zu hoch!«

Als sie die ausgegrabene Terrasse erreicht hatten, war Norman völlig außer Atem. Ralph runzelte verächtlich die Stirn, während er den Fotografen dabei beobachtete, wie er sich abmühte. »Hast du Schwierigkeiten? Könnte Maggie fragen, ob sie hilft, dich zu tragen.«

Der Fotograf verdrehte die Augen und enthielt sich jeden Kommentars. Zum Reden fehlte ihm einfach die Luft.

Sam trat zu ihnen. Auch er atmete schwer. Jede Anstrengung in dieser Höhe schlug auf Lunge und Herz. »Lass ihn in Ruhe, Ralph!«, tadelte er ihn. »Zeig uns lieber, was du gefunden hast.«

Kopfschüttelnd ging Ralph mit seiner Helmlampe voran. Seine mächtige Gestalt füllte den einen Meter breiten Schacht völlig aus, als er die Leiter hinabstieg. Anders als Sam verstand er sich mit Norman nicht besonders. Seit der Fotograf sich zu seiner sexuellen Orientierung bekannt hatte, war es zunehmend zu Reibereien zwischen den beiden gekommen. Ralph war im Bibelgürtel aufgewachsen und anscheinend nicht in der Lage, sich von gewissen Vorurteilen zu trennen, die nichts mit der Hautfarbe zu tun hatten. Doch hatte Henry darauf bestanden, dass sie zusammenarbeiten. Ein Team waren. Also arbeiteten die beiden mehr oder weniger grummelnd zusammen.

»Esel!«, murmelte Norman unterdrückt und hängte seine Kameras um.

Sam schlug dem Fotografen freundschaftlich auf die Schulter und warf einen Blick in das Loch. Die Sprossen führten zehn Meter nach unten zu dem Labyrinth aus Kammern und Gängen. »Lass dich von ihm nicht provozieren«, meinte er und zeigte auf die Leiter. »Also los! Ich folge dir.«

Beim Abstieg wurde Ralph zunehmend aufgeregter.

Man hörte es seinen Worten an, als er sagte: »Wir haben heute Morgen die Carbon-Datierung der tiefsten Ebene erhalten. Hast du schon gehört, Sam? 1100 nach Christus. Zwei volle verdamnte Jahrhunderte vor den verdamnten Inka!«

»Ich hab's gehört«, erwiderte Sam. »Aber wegen des Unsicherheitsfaktors bei einer solchen Datierung ist das Ergebnis nach wie vor ungewiss.«

»Vielleicht ... aber warte mal, bis du die Bilder vor Augen hast!«

»Stammen sie von den Inka?«, rief Sam hinab.

»Kann ich noch nicht sagen. Als wir die Tür freigelegt haben, bin ich gleich rauf, um dich zu holen. Maggie ist unten und versucht, die Tür zu säubern. Ich war der Meinung, wir sollten alle dabei sein.«

Sam kletterte weiter. Das Licht, das von den Lampen unten heraufströmte, warf Schatten auf die Wände des Schachts. Er konnte sich Maggie vorstellen, wie sie über die Tür gebeugt dastand, die Nase nur Zentimeter entfernt, und mit Pinsel und Pinzetten Stück für Stück die Geschichte dieses Volks von jahrhundertealtem Schlamm und Lehm befreite. Auch konnte er sich ihr kastanienbraunes Haar vorstellen, das bei der Arbeit zu einem langen Pferdeschwanz zurückgebunden war, ihre Nase, die sie auf eine bestimmte Art rümpfte, wenn sie äußerst konzentriert war, die kleinen Laute der Freude, die sie von sich gab, wenn sie etwas Neues entdeckt hatte. Könnte er doch bloß ein Zehntel der Aufmerksamkeit auf sich lenken, die sie den Steinen der Ruine widmete!

Sam glitt auf einer Sprosse aus und musste rasch zupacken, um nicht zu stürzen.

Nach drei weiteren Sprossen berührten seine Füße Felsboden. Er stieg von der Leiter und betrat die enge Höhle auf der ersten Ebene. Das grelle Licht der Neonlampen stach in seine Augen und ihm hing der schwere Geruch nach umgewendeter Erde und feuchtem Ton in der Nase. Das hier war keine staubtrock-

kene Grabstätte in Ägypten. Vom immer währenden Dunst und den regelmäßigen Regenstürmen in den Regenwäldern der hohen Anden war der Boden mit Feuchtigkeit gesättigt. Statt gegen Sand kämpften die Archäologen gegen verfaulte Wurzeln und feuchten Ton, um die unter der Erde eingeschlossenen Rätsel zu befreien. Rings umher erstrahlte die Handwerkskunst alter Baumeister im Lampenschein. Ziegel und Steine waren so geschickt aneinander gefügt worden, dass nicht einmal eine Messerklinge dazwischengepasst hätte. Aber selbst ein solcher Bau konnte dem Zahn der Zeit nicht gänzlich trotzen. Viele Bereiche der unterirdischen Anlage waren durch Ranken sowie über Jahrhunderte angehäuften Lehm und Erde instabil geworden.

Die Ruinen ringsumher ächzten. Das Geräusch kam völlig regelmäßig: unter Spannung stehende Steine, die sich setzten, nachdem das Team Lehm und Erde aus den Räumen und Gängen entfernt und sie auf diese Weise quasi ausgehöhlt hatten. Die hiesigen Quecha-Arbeiter hatten ein Netzwerk aus Holzbalken errichtet, die die uralten, von Wurzeln beschädigten Wälle und Decken stützten. Dennoch ächzte und stöhnte der unterirdische Bau nach wie vor unter dem Gewicht der darauf angehäuften Erde.

»Hier entlang«, sagte Ralph und führte sie zu der hölzernen Leiter, die zur zweiten Ebene von Tunnels und Räumen hinabging. Auch das war nicht ihr endgültiges Ziel. Erst nachdem sie zwei weitere Leitern hinuntergestiegen waren, erreichten sie die tiefste Ebene, die fast zwanzig Meter unter der Erde lag. Dieser Abschnitt war noch nicht vollständig gesäubert und katalogisiert worden. Inmitten des Labyrinths aus schmalen, freigelegten Tunnels und Räumen, die von hölzernen Rahmen gestützt wurden, schleppten Arbeiter mit bloßem Oberkörper Säcke voller Schlamm und Schutt.

Normalerweise hallten in den Tunnels die Lieder der Arbeiter wider, aber jetzt war alles ruhig. Selbst die Arbeiter ahnten

etwas von der Bedeutung dieses Funds.

Wie eine Wolldecke lag die Stille über den Ruinen. Sogar der geschwätzige Ralph hatte schließlich seine laut vorgetragenen Überlegungen über die Entdeckung der versiegelten Kammer eingestellt. Die drei schritten schweigend durch die letzten Tunnels der untersten Ebene. Nachdem sie sich im Gänsemarsch durch den Gang geschoben hatten, betraten sie die breite Kammer und Sam bekam schließlich mehr zu sehen als bloß Norman Fields' gebeugten Rücken.

Die Kammer war kaum größer als eine vollgepfropfte Garage. Dennoch spürte Sam in diesem kleinen, zwanzig Meter unter der Erdoberfläche begrabenen Raum, dass ein Stück Geschichte sich anschickte, enthüllt zu werden. Die gegenüberliegende Seite war eine Wand aus quaderförmigen Steinen und erneut so wunderbar errichtet, dass sich die Granitbrocken zusammenschoben wie ein kompliziertes Puzzlespiel. Obwohl sie nach wie vor an vielen Stellen von Lehm und Schlamm bedeckt war, hatte die Kunst der Baumeister offensichtlich der Zeit und den Elementen getrotzt. Doch so erstaunlich die gesamte Architektur war – es war etwas in der Mitte der Mauer, das aller Blicke auf sich zog. Ein Bogen aus rohem Stein, in dessen Öffnung ein sorgfältig eingepasster Felsbrocken eingelassen war und über den horizontal drei statische Bänder aus einem matt schimmernden Metall verliefen. Jedes war eine Handspanne breit und sowohl an der Tür als auch am Rahmen mit Bolzen befestigt.

Offenbar war niemand durch dieses Portal geschritten, seit es versiegelt worden war.

Sam musste sich zwingen, Luft zu holen. Was hinter der verschlossenen Tür auch liegen mochte, es war mehr als bloß ein Durchgang zu einem weiteren Untergeschoss. Derjenige, der es versiegelt hatte, wollte etwas schützen und bewahren, das in seiner Gesellschaft von gewaltigem Wert war. Auf der anderen Seite dieses Portals lagen seit Jahrhunderten unangetastete Ge-

heimnisse.

Es war Ralph, der schließlich die Stille durchbrach. »Das verdammte Ding ist fester versiegelt als Fort Knox!«

Seine Worte lösten den Bann, den der Anblick der Tür über Sam geworfen hatte. Nun bemerkte er Maggie, die im Schneidersitz vor dem Portal saß. Sie hatte einen Ellbogen auf ein Knie gestützt und die Wange in die Hand geschmiegt. Den Blick hielt sie auf die Tür gerichtet. Die Anwesenheit der anderen nahm sie nicht einmal zur Kenntnis.

Nur Denal, der dreizehnjährige Quecha-Junge, der im Lager als Übersetzer diente, begrüßte sie mit einem kleinen Kopfnicken, als sie hereinkamen. Sams Onkel hatte den Jungen von den Straßen Cuscos weg angeheuert. Denal war in einem Waisenhaus katholischer Missionare aufgewachsen und sprach ziemlich flüssig Englisch. Zudem war er respektvoll. Er lehnte rechts an einer der Holzstützen, eine unangezündete Zigarette zwischen den Lippen. In der Ausgrabungsstätte war Rauchen strikt untersagt, einerseits zum Schutz dessen, was freigelegt worden war, andererseits wegen der Luftqualität in den Tunnels.

Sam schaute sich um. Er bemerkte, dass jemand fehlte. »Wo ist Philip?«, fragte er. Als der Professor in die Staaten abgereist war, hatte er Philip Sykes, den ältesten Studenten, zum Leiter der Grabung bestimmt. Er hätte ebenfalls anwesend sein sollen.

»Sykes?« Maggie zog die Brauen zusammen. In ihrer Stimme lag ein leichter irischer Akzent, ein Zeichen ihrer Anspannung. »Er hat eine Pause eingelegt. Ist vor über einer Stunde weg und seitdem nicht wieder aufgetaucht.«

»Selbst schuld«, murmelte Sam. Keiner schlug vor, den Harvard-Absolventen zu holen. Nach seiner Beförderung zum Teamleiter hatte Philips hochnäsiges Gehabe jeden zur Weißglut getrieben, sogar die stoischen Quecha. Sam trat zur Tür. »Maggie, Ralph hat was von einer Inschrift gesagt. Ist die lesbar?«

»Noch nicht. Ich habe sie von dem Schlamm befreit, wollte aber lieber nicht an der Oberfläche herumkratzen. Ich hatte Angst, die Inschrift zu beschädigen. Denal hat einen Arbeiter losgeschickt, der für die letzte Reinigung Alkohol und Pinsel holen soll.«

Sam ging näher an den Bogen heran. »Ich halte das für polierten Hematit«, meinte er und rieb über die Kante eines der Beschläge. »Seht mal, ist überhaupt nicht angerostet.« Er wich zurück, sodass Norman ein paar Fotos der unangetasteten Tür schießen konnte.

»Hematit?«, fragte Norman. Er maß die Helligkeit im Raum.

Während der Journalist seine Fotos machte, gab Ralph Antwort. »Die Inka haben die Kunst der Eisenschmelze nie entdeckt, aber die Berge hier in der Gegend waren reich an Hematit, einem Metallerz, das aus alten Einschlüssen von Meteoriten stammt. Alle bis heute aufgefundenen Werkzeuge der Inka bestanden entweder aus einfachem Stein oder Hematit, weswegen der Bau ihrer komplizierten Stadtanlagen umso erstaunlicher ist.«

Als Norman fertig fotografiert hatte, streckte Maggie einen Finger nach dem obersten Metallbeschlag aus. Sie ließ ihn darüber schweben, als würde sie die Berührung fürchten. Mit der Fingerspitze fuhr sie das Metallband entlang, dort, wo es an dem steinernen Bogen befestigt war. Die Angeln waren so dick wie ein männlicher Daumen. »Derjenige, der das hier erbaut hat, wollte nicht, dass das, was sich dahinter verbirgt, jemals das Tageslicht erblickt.«

Ehe irgendwer hätte etwas dazu sagen können, schob sich ein schwarzhaariger Arbeiter in die Kammer, der Phiolen mit Alkohol und destilliertem Wasser sowie eine Hand voll Bürsten dabei hatte.

»Vielleicht liefern die Zeichnungen einen Hinweis auf das, was hinter diesem Tor liegt«, meinte Sam.

Er, Maggie und Ralph ergriffen jeder eine Bürste und strichen

mit verdünntem Alkohol über die Beschläge. Norman sah zu, wie die Studenten sich abmühten. Sam arbeitete am mittleren Beschlag. Nase und Augen brannten ihm von den Dämpfen, während sich der Alkohol seinen Weg durch den Schmutz bahnte, der sich in die Inschriften auf dem Metall gesetzt hatte. Zuletzt sprühte Sam destilliertes Wasser darüber und spülte damit den Alkohol ab. Den drei Studenten wurden saubere Tücher gereicht, damit sie den abgelösten Schmutz wegwischen konnten.

Sam rieb mit sanften kreisenden Bewegungen die Mitte seines Beschlags ab.

Maggie arbeitete an dem Siegel über ihm, Ralph an dem darunter. Er hörte Ralph leise aufkeuchen. Bald tat es ihm Maggie nach. »Heilige Mutter Maria, das ist Latein«, sagte sie. »Aber das ... das ist unmöglich!«

Sam blieb als Einziger ruhig. Nicht, weil auf seinem Beschlag nichts gestanden hätte, sondern weil ihm das, was er freigelegt hatte, einen Schock versetzte. Er wich vor dem halb gesäuberten Beschlag zurück und zeigte sprachlos auf dessen Mitte.

Norman beugte sich näher zu der Stelle, an der Sam gearbeitet hatte. Auch er blieb stumm und richtete sich bloß mit offenem Mund auf.

Sam starrte weiter die freigelegte Stelle an. Mitten in den Beschlag war ein Kreuz geritzt, an dem die winzige Gestalt eines Mannes hing.

»Jesus Christus!«, fluchte Sam.

Guillermo Sala saß auf einem Baumstumpf am Rand des Regenwalds, ein Gewehr an seinem Knie. Die Sonne, die hinter ihm dem Horizont entgegenkroch, warf die schlanken Schatten junger Schößlinge, die am Rand der Ruine wuchsen, fünfzehn Meter weit zu der viereckigen Grube. Aus der Öffnung drang der Schimmer von Laternen in die Dämmerung hinaus und

verschluckte die Schatten, die nach dem Schacht griffen. Sogar die hungrigen Schatten wussten, was dort unten lag, dachte Gil. Gold.

»Wir könnten ihnen jetzt die Kehle durchschneiden«, meinte Juan zu ihm. Er nickte zu dem Kreis aus Zelten hinüber. Die Wissenschaftler hatten sich dorthin zurückgezogen, um die eingeritzten Bilder auf dem Grabmal zu studieren. »Und Grabräubern die Sache in die Schuhe schieben.«

»Nein. Mord an *Gringos* wirbelt zu viel Staub auf«, erwiderte Gil. »Wir halten am Plan fest. Warten die Nacht ab. Wenn sie schlafen.« Er saß geduldig da, während Juan neben ihm nicht still sitzen konnte. Vier Jahre in einem chilenischen Gefängnis hatten Gil viel darüber gelehrt, wie hoch der Preis für zu große Eile sein konnte.

Juan fluchte unterdrückt. Gil hingegen horchte lediglich auf die Geräusche des erwachenden Regenwalds hinter sich. Nachts im Mondschein wurde der Dschungel lebendig. Jeden Abend fand in den schwarzen Schatten das Spiel zwischen Jäger und Gejagtem statt. Gil liebte diese Zeit des Abends, das erste Erwachen eines Waldes, der seine grüne Unschuld abschüttelte und sein schwarzes Herz zeigte.

Ja, er konnte wie der Regenwald auf die Nacht und den Mond warten. Schließlich hatte er schon fast ein volles Jahr gewartet. Zunächst, während er dafür gesorgt hatte, dass er als Wächter für dieses Team angeheuert wurde, dann, als er seine Gefolgschaft zusammengestellt hatte. Er war zur Bewachung der Grabstätte hergekommen und erfüllte seine Pflicht – aber nicht, um die Vergangenheit für diese Yankee-Wissenschaftler zu bewahren, sondern um sich selbst die Schätze zu sichern.

Diese Amerikaner, diese *Maricons*, ließen ihm mit ihrer Blindheit der Armut gegenüber die Galle hochsteigen. Die Grabmale eines Landes zu geschichtswissenschaftlichen Zwecken auszurauben, wo doch die kleinste Kostbarkeit dort unten eine Familie auf Jahre ernähren könnte! Gil erinnerte

sich an die Schätze, die 1988 in Pampa Grande in einem unberührten Grabmal der Moche entdeckt worden waren. Ein wahrer Strom aus Gold und Edelsteinen. Bauern, die versucht hatten, auch nur einen Krümel aus der reichen Ernte zu ergattern, waren durch die Hände der Wächter gestorben, nur damit die Schätze in ausländischen Museen dahinsiechen konnten.

Eine solche Tragödie wird sich hier nicht wiederholen, dachte er. Es war das Erbe unseres Volks! Wir sollten diejenigen sein, die von unserer Vergangenheit profitieren!

Gils Hand verirrte sich zu der Ausbuchtung in seiner Weste. Dort steckte eines der vielen Geschenke der linksgerichteten Guerilla in den Bergen, die Gil bei diesem gewagten Unternehmen unterstützt hatte. Er tätschelte die Handgranate in seiner Tasche.

Eigentlich sollte sie lediglich nach dem Grabraub die Spuren verwischen, aber wenn diese *pelotudo* Amerikaner versuchten, dazwischenzugehen ... na ja, es gab immer raschere Methoden zu sterben als durch eine Messerklinge.

Maggie O'Donnel verachtete Latein. Das war nicht einfach nur Widerwillen gegen die tote Sprache, sondern eine von Herzen kommende Abscheu. Sie hatte eine strikt katholisch geführte Schule in Belfast besucht und war zu einem jahrelangen Studium der lateinischen Sprache gezwungen gewesen. Doch selbst nach wiederholten Schlägen auf die Fingerknöchel durch sadistische Nonnen war davon nichts bei ihr hängen geblieben. Jetzt starrte sie die Kohle-Nachzeichnung der Inschrift an der Tür an, die sie auf dem Tisch im Hauptzelt ausgebreitet hatten.

Sam hatte ein Vergrößerungsglas über einer der filigranen Zeichnungen des obersten Beschlags angebracht. Über seinem Kopf baumelte eine Lampe. Er war der beste Epigraphiker der Studentengruppe, äußerst geschickt im Entziffern uralter Sprachen. »Meiner Meinung nach heißt das hier *Nos Christi defenete*, aber dafür würde ich nicht meine Hand ins Feuer legen.«

Norman Fields, der Journalist, blickte Sam über die Schulter, die Kamera auf der Hüfte schussbereit.

»Und was bedeutet das, zum Teufel noch mal?«, fragte Maggie säuerlich. Sie kam sich überflüssig vor, da sie außerstande war, etwas zur Übersetzung beizutragen. Ralph Isaacson, mit dessen Kenntnissen des Lateinischen es ebenfalls nicht weit her war, verstand zumindest etwas vom Kochen. Er bemühte sich draußen vor dem Zelt, ein Feuer im Herd anzuzünden und das Abendessen zuzubereiten.

Seit der Abreise des Professors hatte das Team unter Aufbietung aller Kräfte die Ruinen gesäubert und so viel wie möglich katalogisiert. Jeder hatte seine bestimmten Aufgaben. Jeden Abend übernahm Ralph das Kochen und überließ Norman und Sam den Abwasch, während Maggie und Philip methodisch den Tagesbericht in das Computerlogbuch eintrugen.

Sam unterbrach ihre Träumerei. Er rümpfte die Nase, während er versuchte, die Inschrift zu entziffern. »Ich glaube, es soll heißen ›Christus behüte sie‹ oder ›Christus beschütze sie‹«, meinte er. »Etwas in der Richtung.«

Philip Sykes, der älteste Examensstudent, lag auf einer Decke, ein kühlendes Tuch über den Augen. In ihm schwärte deutlich die Verärgerung darüber, dass man ihn bei der Entdeckung außen vor gelassen hatte. »Falsch«, sagte er bissig, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Übersetzt heißt es ›Christus beschütze *uns*‹, nicht *sie*.« Dieser Richtigstellung folgte ein abschätziger Laut.

Maggie seufzte. Kein Wunder, dass Philip so gut Latein konnte. Ein Grund mehr, diese ›Sprache‹ zu hassen. Er war schon immer ein Fan von trivialem Wissen gewesen und lauerte immerzu darauf, die Irrtümer anderer Studenten zu korrigieren. Aber während ihm, was Fakten anging, niemand das Wasser reichen konnte, fehlte es ihm an praktischer Erfahrung – und genau deshalb hatten sie ihn jetzt am Hals. Er musste Ausgrabungsstunden sammeln, bevor er promovieren konnte.

Maggie war sich sicher, dass dieser Wichser anschließend nie wieder die efeuumrankten heiligen Hallen von Harvard verlassen würde, seine Alma Mater, wo gewiss der Lehrstuhl für Archäologie seines verstorbenen Vaters auf ihn wartete. In der Ivy League herrschte nach wie vor die Vetternwirtschaft. Und Philip standen als Sohn eines geschätzten Kollegen alle Türen offen.

Sie straffte die Schultern und schob sich näher an Sam heran. Sie musste gähnen, sie konnte nicht anders. Es war ein langer Tag gewesen, gekrönt von fieberhafter Betriebsamkeit: das Tor fotografieren, Gipsabdrücke der Beschläge anfertigen, die Inschrift mit einem Kohlestift abzeichnen und schließlich die ganze Sache dokumentieren.

Sam schenkte ihr ein kleines Lächeln und rückte zu der Skizze des mittleren Beschlags hinüber. Sie zeigte lediglich ein einzelnes Kruzifix, das in das metallische Hematit graviert war. Keine weitere Inschrift. Sam senkte sein Vergrößerungsglas auf das dritte und letzte Papier herab. »Hier steht viel drauf. Aber die Schrift ist bei weitem kleiner und längst nicht so gut erhalten«, meinte er. »Ich kann nur einen Teil entziffern.«

»Na ja, was kannst du denn lesen?«, fragte Maggie und sank in einen Klappstuhl am Tisch. Der Schmerz hinter der rechten Schläfe wurde immer heftiger.

»Gib mir ein paar Minuten.« Sam legte den Kopf schief und spähte mit zusammengekniffenen Augen durch sein Vergrößerungsglas. Sein Stetson, den er normalerweise trug, lag neben ihm auf dem Tisch. Professor Conklin hatte auf einem Minimum an Manieren hier draußen im Regenwald bestanden. In den Zelten mussten Hüte herunter und Sam hielt sich nach wie vor ans Protokoll, auch wenn sein Onkel nicht da war. Er war gut erzogen, dachte Maggie mit einem heimlichen kleinen Lächeln. Sie sah den Neffen des Professors an. Seine dunkelblonden Haare zeigten noch immer den Hutabdruck.

Maggie widerstand dem Drang, die Hand auszustrecken und

ihm das Haar zurechtzuwaschen. »Was meinst du also, Sam? Bist du wirklich der Ansicht, die spanischen Konquistadoren hätten die Inschrift auf diesen Beschlägen angebracht?«

»Wer sonst? Die Konquistadoren müssen diese Pyramide gesucht und ihre Spur hinterlassen haben.« Sam hob den Kopf. Seine Stirn zeigte tiefe Furchen. »Und wenn die Spanier hier gewesen sind, können wir uns von dem Gedanken verabschieden, dass die Grabstätte unversehrt geblieben ist. Unsere einzig verbliebene Hoffnung besteht darin, dass uns die Eroberer ein paar Bröckchen hinterlassen haben, um Docs Theorie zu beweisen.«

»Aber den Quellen zufolge haben die Spanier keine einzige Stadt in dieser Region entdeckt. Nirgendwo steht etwas davon, dass die Konquistadoren ihre gierigen Krallen je so weit über Cusco hinaus ausgestreckt hätten.«

Sam zeigte bloß auf den Tisch mit den Inschriften. »Da liegt der Beweis. Wir werden also wenigstens nicht mit leeren Händen dastehen. Die Konquistadoren, die hierher gekommen sind, haben es nicht mehr zurück zu den Bataillonnen in Cusco geschafft. Die Ureinwohner müssen sie getötet haben, bevor sie aus den Bergen herausgekommen sind. Die Entdeckung dieser Stadt ist mit ihnen gestorben.«

»Also hatten sie vielleicht keine Gelegenheit, diese Grabstätte zu plündern«, beharrte Maggie.

»Vielleicht ...«

Aber sie wusste selbst, dass ihre Theorie nicht sehr überzeugend war. Denn wenn die Eroberer die Zeit gehabt hatten, die Beschläge mit Inschriften zu versehen, wäre ihnen mehr als genug Zeit geblieben, den Tempel zu plündern. Ihr fiel jedoch nichts mehr zu sagen ein, also sackte sie bloß auf ihrem Stuhl zusammen.

Sam ergriff das Wort. »Na gut. Mehr kann ich diesem Durcheinander da nicht entnehmen. *Domine sospitate blablabla hoc sepulcrum caelo relinquemus*. Dann einige Zeilen, die ich

überhaupt nicht entziffern kann, und am Schluss: *ne perturbe-
tur*. Das war's.«

»Und was heißt das?«, fragte Maggie.

Sam zuckte mit den Schultern und schenkte ihr sein berühm-
tes Klugscheißerlächeln. »Sehe ich aus wie ein Römer?«

»O mein Gott!«, rief Philip aus und erregte damit sogleich
Maggies und Sams Aufmerksamkeit. Er fuhr so ruckartig in die
Höhe, dass ihm das Tuch vom Gesicht in den Schoß fiel.

»Was ist?« Sam senkte seine Lupe.

»Der letzte Teil heißt übersetzt: *Wir überlassen dieses Grab
dem Himmel. Möge es nie gestört werden.*«

Plötzlich schob sich Ralph ins Zelt, in den Händen vier Be-
cher. »Wer möchte Kaffee?« Er hielt inne, als er sie alle mit
weit aufgerissenen Augen und wie erstarrt dastehen sah. »Was
ist denn los?«

Sam fand als Erster die Sprache wieder. »Wie wär's, wenn
wir stattdessen eine Flasche Champagner köpfen? Einen Toast
auf ein paar alte Konquistadoren ausbringen dafür, dass sie
unsere Investitionen hier beschützt haben.«

»Was?«, fragte Ralph, auf dessen Gesicht sich völlige Ver-
wirrung zeigte.

Als Philip das Wort ergriff, verriet seine Stimme die unter-
drückte Aufregung. »Mr. Isaacson, unser Grab ist vielleicht
noch unversehrt!«

»Woher wissen Sie ...?«

Maggie hielt ihm eines der Papiere hin. »Meine Güte, man
muss halt was für Latein übrig haben.«

Sam konnte seine Aufregung kaum verbergen, während er dar-
auf wartete, dass die Verbindung zwischen seinem Computer
und der Universität via Satellit hergestellt wurde. Er saß im
Kommunikationszelt und die anderen Studenten hatten sich um
ihn versammelt. Das Zelt war wetterfest und schützte somit die
empfindliche Ausrüstung vor dem ewigen Dunst des hoch lie-

genden Regenwalds.

Zum hundertsten Mal sah Sam nach, wie spät es war. Zwei Minuten vor zehn. Täglich um zehn Uhr abends brachten Sam oder Philip den Professor über den Fortschritt bei der Ausgrabung auf den neuesten Stand. In dieser Nacht hatte das Team jedoch zum ersten Mal aufregende Neuigkeiten zu vermelden. Sam drückte eilig die Tasten, als die Verbindung zustande kam, und schaltete das Video ein. Das rote Licht an der kleinen Kamera auf dem Monitor blinkte. Die Videoübertragung via Satellit war ein Geschenk der National Geographic Society. »Bitte recht freundlich!«, brummte Sam, nachdem er die Internetadresse seines Onkels aufgerufen hatte.

Summend stellte der Computer die Verbindung her und ein kleines, flackerndes Bild von Henry erschien in der oberen rechten Ecke des Monitors. Sam drückte auf einige Tasten und es füllte den gesamten Bildschirm aus. Die Videoverbindung war lausig. Als sein Onkel mit der Hand zum Gruß winkte, fuhren die Finger ruckend über sein Gesicht.

Sam zog das Mikrofon näher heran. »Hallo, Doc.«

Sein Onkel lächelte. »Wie ich sehe, sind heute Abend alle bei dir. Du musst was für mich haben.«

Sam tat von dem breiten Grinsen schon das Gesicht weh, aber er würde sich die Beute des Teams nicht so leicht entreißen lassen. »Klär uns doch zunächst mal über die Mumie auf! Du hast gestern gesagt, dass heute früh das CT auf dem Programm stand. Wie ist's gelaufen?« Sam bedauerte die Frage, sobald er sah, wie sich das Gesicht seines Onkels verdüsterte. Selbst aus viertausend Kilometern Entfernung konnte er erkennen, dass der alte Mann keine guten Nachrichten hatte. Sams Lächeln erstarb. »Was ist passiert?«, fragte er ernster.

Henry schüttelte den Kopf – erneut verlief die Bewegung ruckartig, aber die Worte strömten glatt aus dem Empfänger. »Wir haben mit unserer Einschätzung Recht gehabt, dass die Mumie kein Inka ist«, begann er. »Unseligerweise handelte es

sich jedoch um einen Europäer.«

»Was?« Die Übrigen waren ebenso schockiert wie Sam.

Henry hielt eine wabernde Hand hoch. »Soweit ich es sagen kann, war er ein Dominikanerpriester, möglicherweise ein Mönch.«

Maggie beugte sich zum Mikrofon vor. »Und die Inka haben einen ihrer verhasstesten Feinde mumifiziert – den Priester eines fremden Gottes?«

»Ich weiß. Klingt seltsam. Ich werde vor meiner Rückkehr über die Geschichte dieses Mönchs ein wenig recherchieren. Ist zwar nicht das, was ich beweisen wollte, aber trotzdem faszinierend.«

»Insbesondere im Licht unseres Funds hier«, fügte Sam hinzu.

»Was willst du damit sagen?«, fragte Henry.

Sam berichtete von ihrer Entdeckung der versiegelten Tür und der lateinischen Inschriften.

Nachdem er seine Beschreibung abgeliefert hatte, nickte Henry. »Also haben die Konquistadoren wahrhaftig den Ort gefunden. Verdammt!« Er nahm langsam die Brille ab und rieb sich die kleinen Abdrücke auf den Nasenflügeln. Seine nächsten Worte wirkten eher wie laut gedacht. »Aber was ist hier vor fünfhundert Jahren geschehen? Die Antwort muss hinter dieser Tür liegen.«

Sam hörte fast die Rädchen im Kopf seines Onkels surren.

Philip schnappte sich das Mikrofon. »Sollen wir die Tür morgen öffnen?«

Sam unterbrach, bevor sein Onkel Antwort geben konnte.

»Natürlich nicht. Ich bin der Meinung, wir sollten bis zu Docs Rückkehr warten. Wenn es ein bedeutender Fund ist, benötigen wir zur Untersuchung seine Sachkenntnis und seine Erfahrung.«

Philips Gesicht lief rot an. »Ich komme mit allem zurecht, was wir finden.«

»Du konntest ja nicht mal ...«

Henry ging dazwischen. Seine Stimme klang ernst und angespannt. »Mr. Sykes hat Recht, Sam. Öffnet die Tür morgen. Was da hinter dem versiegelten Portal verborgen liegt, hilft mir vielleicht bei meiner Forschungsarbeit hier in den Staaten.« Sein Onkel ließ den Blick über die gesamte Gruppe schweifen. »Und ich vertraue nicht bloß Philip. Ich zähle auf euch alle, dass ihr so weitermacht, wie ich es euch beigebracht habe – behutsam und methodisch.«

Trotz dieser letzten Worte bemerkte Sam den hämischen Ausdruck auf Philips Gesicht. Der Harvard-Absolvent wäre von jetzt an unausstehlich. Sams Finger umklammerten vor Ärger die Tischkante. Aber er wagte nicht, zu widersprechen. Er wollte nicht kleinlich wirken.

»Sam«, fuhr sein Onkel fort, »ich würde gern einige Worte mit dir unter vier Augen sprechen.« Das hörte sich hart und tadelnd an. »Ihr anderen legt euch besser aufs Ohr. Das wird morgen ein langer Tag werden.«

Ein Gemurmel erhob sich unter den anderen, als sie sich verabschiedeten und davonschlurften.

Henrys Stimme folgte ihnen aus dem Zelt. »Und gute Arbeit, Leute!«

Sam sah den anderen hinterher. Philip schlüpfte als Letzter aus dem Zelt, natürlich nicht, ohne ein triumphierendes Lächeln zu zeigen. Sam ballte die rechte Hand zur Faust.

»Sam«, fragte sein Onkel leise, »sind sie weg?«

Sam löste gewaltsam die geballte Faust und wandte sich wieder seinem Onkel zu. »Ja, Onkel Hank«, sagte er. Jetzt konnte er sich etwas vertraulicher geben.

»Ich weiß, dass Philip jeden zur Weißglut treiben kann. Aber er ist auch ein schlauer Bursche. Wenn er als Archäologe nur halb so gut ist wie sein Vater, wird aus ihm ein guter Wissenschaftler. Also sei ihm gegenüber etwas nachsichtig.«

»Wenn du meinst ...«

»Allerdings.« Henry schob seinen Sessel näher an den Computer heran. Sein zittriges Abbild auf dem Bildschirm wurde größer. »Jetzt zu dem Grund, weshalb ich mit dir unter vier Augen sprechen wollte. Obwohl ich Philip meine Unterstützung zugesagt habe, brauche ich dich, damit du morgen für mich Augen und Ohren bist. Du hast bei weitem mehr Grabungserfahrung und ich verlasse mich darauf, dass du ihn durch die Sache lotst.«

Sam konnte ein Aufstöhnen nicht unterdrücken. »Onkel Hank, er wird nie auf mich hören. Er benimmt sich schon jetzt wie der Platzhirsch.«

»Lass dir was einfallen, Sam.« Henry setzte seine Brille wieder auf und damit war die Sache erledigt. Schweigend starrte er Sam an, wie um ihn zu taxieren. »Wenn du meine Augen und Ohren sein sollst, wirst du alles wissen müssen, was ich weiß, Sam. Ich habe vor den anderen einige Dinge geheim gehalten. Aber damit du deine Entdeckung morgen im richtigen Licht betrachten kannst, musst du vollständig informiert sein.«

Sam setzte sich aufrechter hin. Plötzlich war sein Ärger über Philip verflogen. »Worüber?«

»Zwei Dinge. Zunächst: Der Mumie ist hier an der Johns Hopkins etwas Merkwürdiges zugestoßen.« Henry berichtete, wie der Schädel der Mumie explodiert war, und von der leuchtend goldenen Masse, die überall herumgefliegen war.

Sam hob die Brauen. »Mein Gott, Onkel Hank, was ist da passiert, zum Teufel?«

»Die hiesige Pathologin vertritt die These, dass durch das plötzliche Auftauen möglicherweise eingeschlossenes Methan explodiert ist. Aber in vier Jahrzehnten Praxisarbeit habe ich so etwas noch nie gesehen. Und dieses Zeug ... Dr. Engel untersucht, woraus es besteht. In ein paar Tagen bin ich vielleicht schlauer, aber bis dahin sollst du die Augen offen halten. Vielleicht wird das Geheimnis, was in diesem Ort vor fünf Jahrhunderten geschehen ist, gelüftet, wenn du diese Tür öffnest.«

»Ich werde auf alle erdenklichen Hinweise achten und behutsam weitermachen, selbst wenn ich Philip ganz fest an die Kandare nehmen muss.«

Sein Onkel lachte. »Aber vergiss nicht, Sam, dass ein erfahrener Reiter ein williges Pferd am besten durch ganz leise Berührungen der Zügel lenkt! Lass Philip in dem Glauben, er sei der Leiter, dann wird schon alles gut gehen.«

Sam runzelte die Stirn. »Trotzdem ... weswegen die Geheimniskrämerei, Onkel Hank?«

Henry seufzte und schüttelte leicht den Kopf. Plötzlich bekam er müde Augen und wirkte dadurch viel älter. »In der Welt ist es wichtig, manches lieber geheim zu halten.« Er warf Sam einen Blick zu. »Denk an die Plünderer! Sogar in der abgelegenen Wildnis der Anden ziehen ein paar lose Mäuler die Räuber an wie ein Pferdeapfel die Fliegen. Das ist in der Welt der Wissenschaftler nicht anders. Ein paar achtlos hingeworfene Bemerkungen können finanzielle Zuwendungen, Stipendien und Positionen kosten. Das ist eine harte Lektion, die ich nicht gerne lehre.«

»Du kannst mir vertrauen.«

Henry lächelte. »Das weiß ich, Sam. Ich vertraue dir völlig. Ich hätte gern mein ganzes Wissen mit dir geteilt, aber ich wollte dich nicht mit Geheimnissen belasten. Noch nicht. Du wirst sehen, wie schwer es dich belastet, wenn du nicht offen mit deinen Kollegen sprechen kannst. Doch jetzt habe ich keine andere Wahl mehr, die Umstände zwingen mich jetzt dazu, meine Last auf deine Schultern zu wälzen. Du musst das letzte Teil des Puzzles kennen, den Grund, weshalb ich mir sicher bin, dass ein älteres Volk diese Stadt errichtet hat.« Er beugte sich näher zum Bildschirm. »Ich glaube sogar zu wissen, wer es war.«

»Wovon sprichst du? Wer? Diesem Ort ist überall das Siegel der Inka aufgeprägt.«

Sein Onkel hielt eine Hand hoch. »Ich weiß. Ich habe nie in

Abrede gestellt, dass die Inka letztlich diesen Ort übernommen haben. Aber wer ist vor ihnen dort gewesen? Ich habe Geschichten gehört, mündlich überlieferte Geschichten aufgezeichnet, die über Generationen hinweg weitergegeben worden sind. Eine besagt, dass der erste Inkakönig in die heiligen Berge ging und eine Braut in einer wunderbaren Stadt entdeckte. Als er mit ihr zurückkehrte, errichtete er das Reich der Inka, das hunderte von Jahren überdauerte. Also geben die Inka sogar in ihren uralten Geschichten zu, dass ein fremdes Volk ihre Wurzeln teilte. Aber wer? Es ist das Geheimnis, hinter dem ich seit Jahrzehnten her bin. Meine Forschungen auf diesem Gebiet haben zu der Entdeckung dieser Ruinen geführt. Aber die Antwort auf die Frage – *wer hat diese Stadt errichtet?* –, die habe ich erst vergangenen Monat gefunden.«

Sam hatte es die Sprache verschlagen. Wie wild wirbelten die Gedanken in seinem Kopf herum und er versuchte sich vorzustellen, wie viel sein Onkel bisher verschwiegen hatte. »Du ... du weißt wirklich, wer diese Stadt errichtet hat?«

»Ich will es dir zeigen.« Henry griff nach der eigenen Tastatur und der eigenen Maus und klickte verschiedene Dateien an. »Ich würde liebend gern behaupten, dass es ein brillantes Stück Forschungsarbeit gewesen ist, aber in Wahrheit war es eins dieser zufälligen Ereignisse, die immer wieder die Archäologie voranbringen.«

Das Abbild seines Onkels schrumpfte zusammen und glitt in die Ecke des Bildschirms, bevor ein dreidimensionales Schema der gegenwärtigen Ausgrabungsstätte auftauchte. Farbige Linien markierten die verschiedenen Ebenen. Die Details auf der computergenerierten Landschaft sowie den aufragenden Ruinen erstaunten Sam. Mit Hilfe des Mauszeigers veränderte Henry das Bild auf dem Monitor und Sam sah nun ein heranzoomtes Luftbild der Ruinen oberhalb des Sonnenplatzes. Ein kleines schwarzes Quadrat kennzeichnete den Eingangstunnel.

»Hier ist unsere Ausgrabungsstätte. Der Tunnel in die unterirdischen Bauten.«

»Ich weiß«, meinte Sam, »aber was hat das mit ...?«

»Geduld, mein Junge.« Henry lächelte ihn aus der Bildschirmecke sarkastisch an. »Vergangenem Monat hatte ich ein wenig Glück – ich habe von einem Kollegen der Washington University in St. Louis eine CD-ROM erhalten. Darauf waren computergenerierte Karten mehrerer Moche-Pyramiden, in denen zur Zeit in Pampa Grande entlang der Küste gegraben wird. Siebenhundert Kilometer entfernt.«

»Moche-Stätten?« Sam fielen seine Lektionen über diese Region wieder ein. Viele Jahrhunderte vor dem Aufstieg der Inka-Zivilisation hatte das Volk der Moche auf einem dreihundert Kilometer langen Streifen entlang der peruanischen Küste gelebt. Sie waren Erbauer von Pyramiden und Meister komplizierter Metallverarbeitung gewesen. Ihre Blütezeit hatten sie zwischen 100 und 700 nach Christus erlebt. Anschließend war ihre Zivilisation aus unbekannten Gründen von der Bildfläche verschwunden.

Henry betätigte einige weitere Tasten und auf Sams Monitor teilte sich das Bild in zwei Hälften. Auf der linken war eine Luftaufnahme ihrer Ruinen zu sehen, auf der rechten das Computerschema einer flachen Pyramide. Sein Onkel zeigte mit dem Finger darauf. »Hier ist die Pyramide in der Pampa Grande.« Er zog das Bild auf die Spitze des Baus der Moche.

»Mein Gott!«, keuchte Sam.

»Jetzt kennst du mein kleines Geheimnis.« Die beiden Bilder überlappten sich und verschmolzen ineinander. Sie passten perfekt. »Der Sonnenplatz ist eigentlich die Spitze einer vergrabenen Pyramide der Moche. Unsere unterirdischen Ruinen sind in Wirklichkeit die Überreste einer unterirdischen Pyramide. Einer ihrer heiligen Tempel.«

»Meine Güte, Onkel Hank! Warum hältst du das geheim? Du solltest deine Entdeckung publik machen!«

»Nein. Erst wenn ich einen weiteren handfesten Beweis habe. Ich hatte gehofft, die Wissenschaftler hier an der Johns Hopkins könnten anhand der genetischen Fingerabdrücke der Mumie bestätigen, dass sie von den Moche abstammt, und meine Behauptungen somit untermauern. Aber ...« Henry zuckte mit den Schultern. »Mit jedem neuen Teilchen, das wir dem Puzzle hinzufügen, scheinen die Geheimnisse dieser Ruinen im Regenwald zuzunehmen.«

»Die Moche«, sagte Sam noch ganz benommen von zu vielen Informationen. Mumifizierte Priester, explodierende Schädel, vergrabene Pyramiden, merkwürdige Warnungen auf Latein ... wie brächten sie das alles miteinander in Verbindung?

Als hätte er die Gedanken seines Neffen gelesen, sagte Sams Onkel: »Die Antworten auf all diese Rätsel liegen vielleicht hinter jener Tür, Sam. Ich spüre es fast. Also sei auf der Hut!«

Guillermo beobachtete das dunkle Lager. Es war bald Mitternacht. Die jungen Wissenschaftler hatten sich ebenso wie die Quecha-Arbeiter in ihre Zelte zurückgezogen. Das einzige Licht kam von den Lampen rund um die Ausgrabungsstätte.

Gil nahm sein Gewehr und gab Juan und Miguel ein Zeichen.

Juan, dessen skeletthafte Gestalt unter den herabhängenden Zweigen des Walds kaum erkennbar war, stieß seinen Gefährten an. Miguel, breitschultrig, aber eher klein, trat aus dem Rand des Regenwalds heraus. Sein Rücken bog sich unter der Last des großen Segeltuchsacks mit den Werkzeugen, die sie zum Aufbrechen der Tür an der Grabstätte benötigten. Juan folgte, eine Spitzhacke über der Schulter.

Gil winkte sie zur höchsten Terrasse hinauf. Sie mussten sich beeilen, aber er beklagte sich nicht. Bis zum Anbruch des Tages blieben noch genügend Stunden und wie sie gehört hatten, standen die Aussichten, dass die Grabstätte unversehrt war, ziemlich gut. Das hatte Gils Hoffnung auf einen bedeutenden Fang beflügelt.

Er traf Juan und Miguel am Eingang zum Schacht. »Maul halten, ihr *hijos de putas*«, zischte er sie an. Gil warf den Schalter um, der die Stromverbindung vom Generator unten im Lager zu den Lampen herstellte. Er nickte Juan zu, er solle vorangehen, gefolgt von Miguel.

Während die beiden hinabstiegen, behielt Gil das Lager im Auge. Der Saum des Regenwalds ringsumher wurde von den vier Scheinwerfern erhellt, die in allen vier Himmelsrichtungen um die Ruinen standen. Durch den Dschungel hallten Rufe und gelegentliches Gekreisch. Diese nächtlichen Geräusche sowie das Rasseln und Tuckern des Generators sollten ihr Unternehmen decken.

Zufrieden hing sich Gil sein Gewehr über die Schulter und folgte den anderen die Leiter hinab.

»Ai, *Dios mio*, das hier unten ist 'n verdammter Irrgarten«, flüsterte Juan säuerlich.

Miguel knurrte bloß und spuckte einen Mund voll *hoja de coca* aus. Die Kokablätter platschten auf den Granitstein.

Keiner von beiden war bislang unten in den Ruinen gewesen. Nur Gil kannte sich genauestens in den Tunneln und Räumen des vergrabenen Bauwerks aus. Gebückt brachte er sie durch das Labyrinth zum letzten Schacht, der zu der versiegelten Tür führte.

Juan hinter ihm grummelte weiter, bis der dünne Mann die Kammer betreten hatte und die Tür erblickte. »*Jesu Christo!*«

Gil gestattete sich ein kleines Grinsen. Der Türbogen aus Quadersteinen sprach von uralten Zeiten und verborgenen Schätzen. Seine Beschläge glänzten im Schein der einzelnen Natriumlampe. Die Inschriften und das Kruzifix waren ein dunkler Schönheitsfleck auf dem silbrigen Metall.

»Wir haben nicht die ganze Nacht!«, fauchte Gil.

Sie wussten, was sie zu tun hatten. Miguel ließ seinen Sack mit den Werkzeugen klappernd zu Boden gleiten und durchsuchte den Inhalt. Juan schwang seine Spitzhacke. Mit präzisen

Streichen lockerte er den Fels rund um die Beschläge. Innerhalb von Minuten fiel der oberste Beschlag auf den schlammigen, steinigen Boden.

Juan wischte sich den Schweiß von der Stirn und grinste breit. Miguels Hemd klebte an seinem Körper, als wäre er gerade einem Fluss entstiegen. Sogar Gil, der die Arbeiten lediglich überwachte, ertappte sich dabei, dass er sich das Gesicht mit einem Tuch trocknete. Die ständige Feuchtigkeit der Grabstätte schien an ihnen zu haften, als würde sie die drei als ihr Eigentum betrachten.

Kurz nacheinander gesellten sich die anderen beiden Beschläge zu dem ersten im Schlamm. Steinstaub trieb durch den Raum, stach in den Augen und reizte ihre Nasen. Juan nieste und stieß einen Schwall vulgärer Flüche aus.

Gil schlug ihm auf die Schulter. »Ein wenig Respekt vor unseren Ahnen, *ese*. Sie werden uns reich machen.« Er wischte mit dem Daumen einen Schmutzstreifen von Juans Wange. »Stinkreich.«

Mit einer weit ausholenden Armbewegung winkte Gil seine beiden Gefährten beiseite. Er packte das Stemmeisen und näherte sich dem von seinen Fesseln befreiten Steinblock. »Dann sehen wir mal, *mamita*, was du so lange versteckt gehalten hast.«

Gil schob das Stemmeisen zwischen Felsen und Türrahmen, lehnte sich dann mit dem ganzen Gewicht dagegen und forderte Schulter- und Rückenmuskeln aufs Äußerste. Die Tür hielt seinen Bemühungen stand. Er grub die Zehen ein und drückte noch fester. Plötzlich knirschte die Tür laut und der Stein rührte sich.

Gil trat zurück. Sein Gesicht war noch immer gerötet von der Anstrengung. Er nickte Juan und Miguel zu. »Stemmt euch mit dem Rücken dagegen!«

Die beiden gehorchten und schoben. Der Steinblock kippte nach vorn. Staub drang wie ein verschleiertes Phantom aus

dem Maul der Grabkammer und ein gedämpftes Poltern hallte durch den Raum, als der Stein vor dem Eingang zur Grabstätte umstürzte.

Gil wedelte die Staubwolke vor seinem Gesicht beiseite und schritt zum Eingang. »Gebt mir eine von den Lampen!«, befahl er und bückte sich.

Miguel warf ihm eine Taschenlampe aus seinem Segeltuchsack zu. Gil fing sie an dem langen silbrigen Griff auf.

»Da drin stinkt's«, meinte Juan, als er zu Gil trat und ihm über die Schulter blickte.

»Ist ein Grab«, erwiderte Gil und schaltete die Lampe ein. »Was hast du erwartet ...« Die Worte erstarben ihm im Mund, als der Strahl in die dunklen Tiefen der Grabstätte fiel und den Gang vor ihm erhellte. Hinter einem kurzen Vorraum lag eine riesige Kammer von etwa dreißig Metern Seitenlänge. Gil hatte Haufen von Knochen und Tonscherben erwartet, aber was seine Taschenlampe tatsächlich enthüllte, war ein Anblick, wie er sich ihn nie hätte vorstellen können – nicht einmal in seinen trunkensten Träumen.

»*Dios mio!*«, rief er heiser vor Ehrfurcht aus.

Sprachlos traten seine Partner neben ihn.

Die Wände der rechteckigen Kammer vor ihnen waren links und rechts mit goldenen Platten bedeckt. Sie glitzerten im Strahl von Gils Taschenlampe und der Schein wurde von den spiegelblanken Oberflächen vielfach zurückgeworfen, sodass ein Leuchten entstand, das sie nach dem Halbdunkel in den Tunneln der Grabungsstätte fast blind machte. Doch Gil scherte sich nicht weiter darum. Seine Lampe war nach wie vor auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet, der den dreien genau gegenüber an der Steinmauer auf der anderen Seite der Kammer ruhte.

»Wir werden alle stinkreich, *mi amigos*.«

Dort drüben stand eine zwei Meter hohe goldene Statue, die Gestalt eines Inkakönigs mit rituellem Mantel und ritueller

Krone, der einen Stab mit einer stilisierten Sonne an der Spitze in der Hand hielt. Die Figur war so lebensecht gearbeitet, dass es schien, als wollte das finstere Gesicht jeden Augenblick einen Warnruf ausstoßen. Aber es ertönte kein Wort des Protests. Der goldene Inkakönig stand schweigend da, als Gil die anderen in die Kammer führte.

Gil zog den Kopf ein und übertrat die Schwelle. Auf der anderen Seite des Eingangs konnte er wieder aufrecht stehen und er wartete nicht auf die anderen, sondern eilte den kurzen Vorraum hinab, magisch angezogen vom Gold. Beim Anblick dessen, was er vor sich hatte, blieb ihm die Luft weg. Boden wie Decke waren mit kostbaren Metallen bedeckt, die ein kompliziertes Muster aus Gold- und Silberfliesen von etwa einem Meter Kantenlänge bildeten. Das Muster der Decke war ein Spiegelbild desjenigen vom Boden. Zu Füßen der goldenen Statue lagen Haufen von Werkzeugen und Waffen, ebenfalls aus kostbaren Metallen gefertigt und besetzt mit Edelsteinen – Rubine, Saphire, Amethyste und Smaragde. Gil schüttelte den Kopf. Der gewaltige Reichtum war schier unfassbar.

Schließlich kam Juan und stellte sich neben Gil. Er trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen, denn ihr Fund ängstigte ihn. Als er etwas sagte, wollte er furchtlos erscheinen, doch seine Stimme kippte. »D... dann wollen wir mal einsammeln.«

Inzwischen war auch Miguel zu ihnen getreten und schlug beim Anblick des goldenen Königs das Zeichen des Kreuzes.

»Das ist keiner deiner toten Verwandten, Miguel«, neckte Juan seinen Gefährten. »Atme auf!«

»Dieser Ort ist verflucht«, murmelte Miguel und durchsuchte den Raum mit großen Augen. »Wir sollten uns beeilen.«

»Miguel hat Recht«, sagte Gil. »Wir dürfen keine Zeit verlieren. Schnappen wir uns, was heute Nacht möglich ist, und verstauen es im Regenwald. Vor Tagesanbruch kehren wir zurück und kümmern uns um die *americanos* und ihre dünnen indianischen Arbeiter. Sobald wir sie aus dem Weg geräumt

haben, holen wir die restlichen Männer, die, denen wir trauen können, damit sie uns beim Ausräumen helfen.«

Juan machte sich auf den Weg über den gefliesten Boden. Das Geräusch seiner Stiefelabsätze tönte seltsam in der hohlen Kammer. Er nickte zu den Bergen von Kostbarkeiten links und rechts zu Füßen der Inkafigur. »Ich würde sagen, wir sammeln das kleinere Zeugs ein. Sollen doch die anderen die schweren Sachen rausschleppen! Sollen sie sich ihren Anteil verdienen!«

Gil folgte, Miguel ihm auf den Fersen. »Wenn wir hier fertig sind, wird's für alle überreichlich geben. Nicht mal hundert Männer können diese Reichtümer während ihres Lebens ausgeben.«

Juan warf einen Blick zurück. Auf seinem Gesicht lag ein breites Grinsen. »Tatsächlich? Da kennst du mich schlecht!«

Auf halber Strecke durch die Kammer schlug die Falle zu. Juan trat auf eine silberne Fliese und im selben Augenblick flog die entsprechende Goldfliese in der Decke über ihm auf. Tausende winziger Ketten flossen wie eine silbrige Kaskade herab und legten sich über Gils Gefährten. Juan schnappte entsetzt nach Luft und duckte sich, während die feinen Kettenglieder auf ihn herabregneten und ihn im Handumdrehen gefesselt hatten. Es sah aus wie ein erstarrter Wasserfall aus Silber. Schockiert, wenn auch unversehrt, tanzte Juan zwischen den hell klirrenden Ketten umher, verstrickte sich aber nur noch weiter hinein.

»Was zum ...?«, setzte Juan an und streckte die Hand aus, um das Gewirr aus silbrigen Kettengliedern beiseite zu schieben. Ruckartig zog er die Hand zurück. »Scheiße, da sind überall Haken dran.«

Schließlich bemerkte Gil die hunderte von glitzernden, zentimeterlangen Haken, die den Ketten über die gesamte Länge hinweg entsprossen. Die Spitzen waren nach oben gekrümmt, sodass sie keinen Schaden anrichteten, wenn sie von der Decke herabfielen.

Er streckte die Hand danach aus, erstarrte jedoch mitten in der Bewegung. *Scheiße*, dachte er, als ihm plötzlich die Gefahr bewusst wurde. Er wollte einen Warnruf ausstoßen, doch es war zu spät.

Auf einmal wirbelte die Kaskade aus Ketten wie wild um Juan herum und riss ihn gleichzeitig nach oben. Der Mann kreischte. Es war der Schrei eines Tiers in Panik. Zwei Meter wurde Juan von den Ketten in die Luft gehoben, er drehte und wand sich, bis er ihnen schließlich zu schwer wurde und sie ihn fallen ließen.

Juan stützte sich auf Hände und Knie. Den Großteil seiner Kleidung hatten ihm die Haken zusammen mit großen Hautfetzen vom Leib gerissen. Er hob Gil das Gesicht entgegen. Das linke Ohr war verschwunden; die abgerissene Kopfhaut hing zur Seite herunter. Die Augen waren blutige Höhlen. Er war blind und konnte nur noch heulen. Da sah Gil, wie sich Juans Haut dort, wo sich die Haken eingegraben hatten, schwarz verfärbte.

Gift.

Noch immer heulte Juan voller Qual. Langsam kroch er über den Boden, aber er kam nicht mehr weit. Das Gift erreichte sein Herz und er brach auf den Gold- und Silberfliesen zusammen. Sein Geheul verstummte abrupt.

Miguel ging los, um nach seinem Freund zu schauen.

Gil packte ihn beim Hemd und hielt ihn fest. Die beiden Männer standen auf einer Goldfliese. Nachdem die Schreie ihres Freundes verhallt waren, hörte Gil jetzt das Klicken und Knirschen eines gewaltigen Getriebes, das hinter den umliegenden Fliesen und Wänden verborgen zu sein schien. Sie waren in eine mächtige Falle getappt.

Gil sah sich um. Sie standen auf der einzelnen Fliese in der Mitte des Raums. Er musterte das Gold unter ihnen. »Sie muss so gebaut worden sein, dass sie sich erst einschaltet, wenn jemand den Raum vollständig betreten hat.« Er beäugte die

Fliesen, die zu der goldenen Inkafigur hinüberführten, dann jene, die zurück zum Eingang liefen. Ihm kam der Verdacht, dass jetzt keiner der beiden Pfade mehr sicher war.

Miguel wimmerte.

Gil blickte den gewaltigen Reichtum ringsumher finster an. Im Wissen, dass der Tod hinter dessen Schönheit lauerte, verblasste der Glanz des Goldes. »Wir sitzen in der Falle.«

Sam lag eingekuschelt in seinen Schlafsack auf einem Feldbett und erwachte davon, dass ein Tier am Zelteingang schnüffelte. Nachts kamen ständig Opossums und andere neugierige Nachttiere aus dem Regenwald, um sich im Lager umzuschauen. Doch was auch immer jetzt dort draußen sein mochte, es war groß. Sein Schatten von den Lagerscheinwerfern verdunkelte fast den ganzen Eingang. Sam versuchte sich zu erinnern, ob er die Schnallen geschlossen hatte, nachdem er den Reißverschluss am Moskitonetz hochgezogen hatte. Sein erster Gedanke war: ein Jaguar. Einige wenige der großen Raubkatzen waren entlang des Urubamba entdeckt worden, der unterhalb der Ruinen durch den Regenwald strömte.

So leise wie möglich griff Sam nach seinem Winchester-Gewehr, einem Erbstück seines Großvaters, das aus dem Jahr 1884 stammte und innerhalb der Familie Conklin vom Vater zum Sohn weitergegeben wurde. Ohne die Winchester ging Sam nirgendwohin. Allerdings war das Gewehr seit Jahren nicht abgefeuert worden, es war eher ein Andenken und Glücksbringer als eine Waffe. Ungeladen konnte es jetzt vielleicht gute Dienste als Knüttel leisten.

Seine Finger glitten über den hölzernen Kolben des Gewehrs.

Das Wesen draußen vor dem Zelt rüttelte in der Nähe seiner Zehen am Stoff. Verdammt, er hatte tatsächlich vergessen, es zu schließen! Sam sprang in seinem Schlafsack auf und schloss die Hand um das Gewehr.

Er holte aus und da wurde der Eingang aufgerissen.

»Sam, bist du wach?« Maggie steckte den Kopf unter dem Zelt durch und versuchte halbherzig, an der Segeltuchseite zu klopfen.

Sam legte sich das Gewehr in den Schoß, das Herz schlug ihm noch immer bis zum Hals. Er schluckte und zwang sich zu einer gleichmütig klingenden Antwort. »Ja, ich bin wach, Maggie. Was ist denn los?«

»Ich konnte einfach nicht schlafen, ich musste dauernd an die Inschriften denken. Du musst was für mich tun.«

Sam hatte schon öfter davon geträumt, dass sich Maggie mitten in der Nacht in sein Zelt schlich, aber keiner seiner Träume hatte etwas mit lateinischen Inschriften zu tun. Dennoch war ihm ein nächtlicher Besuch von Maggie immer hoch willkommen. »In Ordnung. Eine Sekunde, bitte.«

Er wälzte sich aus dem Schlafsack und zog sich die Jeans über die Boxershorts. In einer derart schwülen Nacht hätte er normalerweise auf ein Hemd verzichtet, aber da Maggie dort draußen wartete, ging Sittsamkeit über Bequemlichkeit. Sam legte sich eine Lederweste über die Schultern.

Er nahm den Stetson, zog den Reißverschluss am Zelt hoch und schob sich in die Nacht hinaus. Der Mond warf einen silbrigen Glanz, in dem die vier Scheinwerfer am Rand des Lagers verblassten. Er kämmte sich mit den Fingern das zerzauste Haar aus der Stirn und stülpte den Hut darüber.

Maggie wich zurück. Sie trug nach wie vor die Khakihosen mit dazu passender Weste über einem blutroten T-Shirt. Dass sie überhaupt versucht hatte, zu schlafen, zeigte sich lediglich daran, dass sie ihren üblichen Pferdeschwanz gelöst hatte. Eine Kaskade rotbrauner Locken, die in der Nacht silbrig schimmerten, floss ihr über die Schultern.

Wie gelähmt vom Spiel des Mondlichts auf Maggies Wangen und Lippen musste Sam alle Kräfte mobilisieren, um seine Stimme wieder zu finden. »Also ... worum geht's?«

Wie üblich schien sie ihn gar nicht zu sehen. »Es geht um

diese Inschrift auf dem letzten Beschlag. Dem untersten. Diese fehlenden Worte und Zeilen. Ein einziges Wort kann die gesamte Bedeutung der Botschaft verändern.«

»Ja, und?«

»Was ist, wenn wir's nicht richtig entziffert haben? Wenn eins der fehlenden Wörter oder eine fehlende Zeile die Bedeutung unserer Übersetzung auf den Kopf stellt?«

»Mag sein ... aber morgen erfahren wir sowieso die Wahrheit. Wenn wir die Grabstätte morgen früh aufbrechen, ist sie entweder unversehrt oder eben nicht.«

Als Maggie antwortete, klang sie leicht verärgert. »Sam, ich möchte es wissen, *bevor* wir das Grab öffnen. Hast du kein Interesse daran, zu erfahren, was die Konquistadoren in Wirklichkeit auf den Beschlägen mitteilen wollten?«

»Natürlich, aber wir konnten nun mal nicht mehr entziffern.«

»Ich weiß, Sam ... aber wir haben auch bloß mit Alkohol gesäubert.« Sie sah ihn bedeutungsvoll an.

Plötzlich wusste Sam, weshalb Maggie ihn aufgeweckt hatte. Er presste die Lippen fest aufeinander. Vor zwei Jahren hatte er eine Abhandlung verfasst, in der er beschrieb, wie man Inschriften auf Stein und Metall, die im Laufe der Zeit völlig verblasst waren, mit Hilfe von Leuchtfarbe lesbar machen konnte. Seine Idee war einhellig mit Hohngelächter bedacht worden.

»Du hast deine Sachen dabei, stimmt's?«, fragte Maggie.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, murmelte Sam. Er hatte niemandem erzählt, nicht einmal seinem Onkel, dass er seine Theorie nicht verworfen hatte, und Jahre damit verbracht, die verschiedenen Viskositäten unterschiedlicher Färbemittel in unterschiedlichen UV-Bereichen zu untersuchen. Er hatte seine Studien streng unter Verschluss gehalten, da er sich nicht blamieren wollte. Er wollte die Sache an Ort und Stelle überprüfen, wenn niemand dabei war, der ihn auslachen konnte. Plötzlich ging ihm auf, dass er in Sachen Geheimniskrämerei seinem

Onkel gar nicht so unähnlich war.

Maggies Augen glänzten in der Dunkelheit. »Ich habe deine Abhandlung gelesen. Du hast eine Möglichkeit entdeckt, wie es funktionieren könnte, nicht wahr, Sam?«

Er nickte bloß. Woher wusste sie das? Schließlich erholte er sich von dem Schock so weit, dass er die Sprache wieder fand. »Ich *glaube*, eine Lösung gefunden zu haben. Aber ich hatte noch keine Gelegenheit, sie in der Praxis zu überprüfen.«

Maggie zeigte zu den Ruinen hinüber. »Dann wird's aber Zeit. Die anderen warten bereits auf uns.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Die anderen?«

Maggie warf ihm einen Blick über die Schulter zu und runzelte dabei die Stirn. »Ja, natürlich, Sam ... Norman und Ralph. Sie sollten mit von der Partie sein.«

»Vermutlich schon.« Sam verdrehte die Augen und bereitete sich innerlich auf die Blamage vor, sollte die Sache schief gehen. Wenigstens war Philip nicht eingeladen. Sam hätte es nicht ertragen, vor Mr. Harvard zu versagen. »Lass mich bloß noch meine Flaschen und eine UV-Lampe suchen.«

Als Sam das Zelt öffnen wollte, ertönte aus dem Regenwald plötzlich eine Kakophonie aus Gekreische und Rufen und aus den Baumkronen schossen tausende Vögel in die Luft hinauf.

Maggie trat einen Schritt näher. »Was zum Teufel ...?«

Sam blickte sich um, doch der Regenwald beruhigte sich rasch wieder. »Irgendwas muss sie aufgescheucht haben.« Er horchte noch eine Weile länger hin, vernahm jedoch lediglich das Brummen des Generators. Der Regenwald lag schweigend da, wie ein dunkler Fremder, der sie anstarrte. Sam musterte den Wald einen weiteren Augenblick lang und wandte sich dann wieder seinem Zelt zu. »Ich geh meine Sachen holen.«

Er verschwand im Innern, nahm die Tasche mit seinen Farben und der UV-Speziallampe und wollte gerade gehen, als sein Blick auf die alte Winchester fiel. Instinktiv hob er sie auf

und hängte sie sich um die Schulter. Zuvor lud er jedoch rasch das Magazin mit ein paar 44/40-Patronen und steckte sich eine Pappschachtel Ersatzmunition in die Tasche. Er hatte gelernt, auf alles vorbereitet zu sein, nachdem er jahrelang immer wieder in der texanischen Wildnis übernachtet hatte.

Er kroch aus dem Zelt und sah sich Maggies Rücken gegenüber. Sie musterte den Saum des Regenwalds. »Ist immer noch so verdammt still«, meinte sie. »Als würde der Wald den Atem anhalten.«

»Wenn wir der Sache nachgehen wollen«, sagte Sam, der unbedingt los wollte, »halten wir uns besser ran. Es sind nur noch ein paar Stunden bis zur Dämmerung.«

Maggie nickte und löste widerstrebend den Blick vom Regenwald.

Sam führte sie zu den terrassenförmig angelegten Ruinen. Da der Dschungel so still dalag, klangen ihre Schritte auf den Granitfelsen ungewöhnlich laut. Sam ertappte sich dabei, dass er sehr vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzte, aus Angst, das Schweigen zu stören. Es war wie ein mittenächtlicher Spaziergang über einen Friedhof. Er war froh, als sie endlich oben am Sonnenplatz angekommen waren. Aus dem Schacht drang ein heller Schein.

Zwei schattenhafte, vom Licht bemalte Gestalten zeigten sich – eine dünne und eine breite. Norman und Ralph. Sie standen ein wenig voneinander entfernt.

Der Ex-Linebacker hob eine Hand zum Gruß und zeigte auf den Schacht. »Wer hat das Licht angelassen?«

Maggie schüttelte den Kopf, als sie auf dem ebenen Platz eintraf. »Ich weiß genau, dass ich es abgeschaltet habe.« Sie musterte die Ruinen ringsumher. »Dieser blöde Guillermo hat es vielleicht wieder angeschaltet, als er seine Runden gedreht hat, und nicht wieder ausgemacht. Wo ist er überhaupt? Er sollte doch hier Wache schieben.«

»Vielleicht ist er im Wald draußen und sucht diese Plünderer

von letzter Nacht. Vielleicht war er es, der die ganzen Vögel aufgescheucht hat.«

Im Regenwald blieb es totenstill. Norman beobachtete den schwarzen Wald. »Für Dunkelheit habe ich nie was übrig gehabt. Schon in meiner Dunkelkammer daheim krieg ich die Krise.«

Ralph neckte ihn mit einer perfekt gesumnten Version der Titelmelodie aus *Twilight Zone*. Norman stellte sich taub.

Sam stieg als Erster hinab, gefolgt von Maggie und den anderen beiden. Sobald er festen Boden unter den Füßen hatte, half er Maggie von den Sprossen.

Sie wandte sich mit etwas geneigtem Kopf ihm zu und ihre Hand ruhte in der seinen. »Hast du auch gerade was gehört?«

Sam schüttelte den Kopf. Er hörte lediglich das Pochen des eigenen Herzens. Ihm fiel auf, dass er ihr die Hand drückte.

Ralph und Norman trafen ein.

Maggie entzog Sam ihre Hand und horchte einen weiteren Augenblick lang. Daraufhin zuckte sie mit den Schultern und übernahm die Führung. »Müssen diese Inkageister sein«, brummelte sie.

»Vielen Dank, Maggie«, bemerkte Norman säuerlich. »Genau das will ich hören, wenn ich um Mitternacht durch die Ruinen krieche. Ich befürchte sowieso schon das Schlimmste wegen dieser Sache.«

Erneut sumnte Ralph die Titelmelodie aus *Twilight Zone*.

»Du kannst mich mal, Isaacson«, fauchte Norman.

»Lieber nicht, so schräg bin ich nicht drauf, Normie.«

»Wirklich? Du bist doch Footballer gewesen, oder? Was war denn da mit dieser ganzen Arschklatscherei und dem Aufeinanderwerfen, hm?«

»Halt's Maul!«

»Mein Gott!«, rief Maggie aus. »Jetzt reicht's aber, ihr beiden! Ich will nichts mehr hören!«

Sam, der hinter Maggie herging, schenkte ihnen allen keiner-

lei Beachtung. Er war völlig in seine Betrachtungen versunken, wie wunderbar sich Maggie beim Klettern bewegte. Ihre muskulösen Beine drückten sich durch die dünnen Baumwollkhakis und waren so wohlgeformt, dass sie seinen Blick weiter ihre Rundungen empor lenkten. Er schluckte schwer und wischte sich mit einem Taschentuch die Schweißperlen von der Stirn. *Sie ist eine Kollegin*, musste er sich immer wieder sagen. Wie das Militär hatte auch sein Onkel etwas gegen Verbrüderungen im Feld. Unerwünschte Aufmerksamkeiten untereinander konnten eine kleine Schar schon ziemlich belasten.

Aber Ansehen kostet ja nichts.

Während sie sich zur zweiten Ebene begaben, dachte Sam über die Enthüllung seines Onkels nach. Dies hier war also einmal eine Pyramide der Moche gewesen! Kaum zu glauben. Sam strich mit einer Hand über die Granitmauern.

Vorn blieb Maggie erneut stehen. Ihre Hand ruhte auf der Leiter, die hinunter zur dritten Ebene führte. »Jetzt habe ich ganz bestimmt was gehört«, flüsterte sie. »Worte ... und ein Klopfen ...«

Sam strengte die Ohren an, konnte aber noch immer nichts hören. Er warf Ralph und Norman einen Blick zu. Beide Männer schüttelten den Kopf. Normans Augen hinter den Brillengläsern wirkten riesig. Sam wandte sich wieder Maggie zu und wollte ihre Besorgnis schon abtun, als ein Schrei aus der Tiefe wie ein erschrockener Vogel an ihnen vorübersauste.

Mit großen Augen drehte sich Maggie zu Sam um.

Er nahm die Winchester von der Schulter.

Gil musterte die metallenen Fliesen ringsumher. Hinter den Mauern tickte und ächzte das Getriebe des verborgenen Mechanismus.

Miguel stand rechts neben ihm auf dem goldenen Viereck. Er hatte die Augen vor Angst weit aufgerissen und seine Lippen flüsterten ein Gebet.

Gil beachtete ihn nicht. Hier drin würden keine Götter sie mehr beschützen. Ob sie überlebten, lag allein in ihrer Hand. Doch Gil wollte nicht bloß überleben. Immer wieder wurde sein Blick von den Reichtümern zu Füßen der goldenen Inkafigur magisch angezogen. Gil zählte fünfzehn Fliesenreihen zwischen sich und der Statue. Fünfzehn Reihen lagen hinter ihnen. In beide Richtungen wären es fünfzehn Meter. Zu weit zum Springen.

Langsam drehte er sich im Kreis und blickte finster die Falle an. Es musste einen Schlüssel geben, wie man diese Fliesen unbeschadet überqueren konnte. Sie waren nicht in einem Schachbrettmuster angeordnet, sondern wild durcheinander. Ein kompliziertes Muster aus goldenen und silbernen Quadraten wie auf Tapisserien und Kleidern der Inka. In dem Ganzen lag eine Ordnung, und die war vielleicht der Schlüssel zu seiner Rettung. Aber worin bestand die Ordnung?

Juans Leichnam lag auf einer benachbarten Goldfliese, zu der er sich vor seinem Tod geschleppt hatte. Eine Blutlache breitete sich unter ihm aus. Auf dem Weg von der silbernen Fliese, die die Falle ausgelöst hatte, war keine weitere ausgelöst worden. Könnte das die Antwort sein? Bedeuteten die goldenen Fliesen Sicherheit und die silbernen Gefahr?

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden.

Gil nahm sein kurzläufiges Gewehr von der Schulter und stieß den Lauf Miguel in die Rippen. »Beweg dich!«, befahl er.

Miguel blickte auf den Lauf, dann in Gils Gesicht. »¿Que?«

»Spring zu diesem goldenen Quadrat rüber!« Gil deutete mit einem Kopfnicken auf eine Fliese jenseits der silbernen neben ihm. In dieser Richtung ging es zu dem goldenen Inkakönig. Wenn sie schon ihr Leben riskierten, sollte es sich wenigstens lohnen.

Miguel rührte sich nicht von der Stelle. Unglauben und Entsetzen standen ihm ins Gesicht geschrieben.

»Los! Oder stirb gleich hier.« Gil drückte ihm den Lauf

fester in die Rippen.

Stolpernd wich sein untersetzter Gefährte einen Schritt zurück, gerade bis zum Rand des Quadrats. »Bitte, *ese*, zwing mich nicht dazu!«

»Tu, was ich dir gesagt habe, oder ich teste die Fliesen mit deiner Leiche.«

Miguel zitterte. Sein Blick flog zwischen dem Gewehr und Juans Leichnam hin und her. Schließlich ließ er die Schultern hängen, wandte sich dem tödlichen Muster zu, schlug ein Kreuzzeichen und sprang. Vor Angst waren seine Beine wie Pudding, sodass er kaum die kurze Distanz schaffte und nach seiner harten Landung auf der goldenen Fliese auf Hände und Knie fiel.

Gil beobachtete, wie Miguel in Erwartung des Schlimmsten erstarrte und die Lider fest zusammenkniff. Aber nichts geschah. Langsam öffnete Miguel die Augen und kam zitternd auf die Beine. Mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen drehte er sich zu Gil herum.

Erleichtert darüber, dass sich seine Theorie als zutreffend erwies, rief ihm Gil zu: »Die goldenen Fliesen sind sicher! Wenn wir uns an die halten, kommen wir hier rein und auch wieder raus.« Dennoch wollte Gil das Risiko eines Irrtums nicht eingehen. Er winkte mit dem Gewehr. »Los, auf die nächste. Dann folge ich dir.«

Miguel nickte. Die nächste Goldfliese schloss sich unmittelbar an diejenige an, auf der er gerade stand. Er musste lediglich einen Schritt machen. Er tat es. Langsam. Erneut geschah nichts. Der uralte Mechanismus quietschte bloß weiter hinter Wänden und Decke. Um die nächste Goldfliese zu erreichen, musste Miguel eine silberne überspringen. Wieder geschah nichts.

Während ihm Gil folgte, entspannte sich Miguel immer mehr, hörte aber nicht auf zu beten. Langsam arbeiteten die beiden Männer sich durch die Kammer vor. Fliese um Fliese,

Reihe um Reihe näherten sie sich der goldenen Inkafigur. Schließlich erreichten sie die letzte Reihe, die noch zwischen ihnen und dem Schatz lag. In ihr waren alle Fliesen aus Silber. Der Inkakönig stand auf der einzig verbleibenden goldenen Fliese.

Miguel drehte sich zu Gil, auf seinem Gesicht ganz deutlich die Frage: *Was jetzt?*

Gil musterte die Figur. Vor dem Hintergrund aus schwarzem Granit sah es aus, als würden die goldenen Augen der Statue seinen Blick erwidern und sich über ihn lustig machen. Er wurde wütend. Von einer Bande Götzenanbeter würde er sich keinen Strich durch die Rechnung machen lassen.

Nicht so kurz vor dem Ziel.

Er stellte sich neben Miguel auf die Fliese. Keiner von beiden wagte den Sprung über den silbernen Fluss zum Schatz hinüber, was jedoch nicht bedeutete, dass Gil sich den angehäuften Reichtum zu Füßen der Statue nicht angeln könnte. Er nahm den Kolben der Waffe in die Hand und streckte den Arm über die Silberfliesen zu der Statue aus.

Die Spitze des Gewehrs berührte so gerade eben den Schatz. Mit angehaltenem Atem stieß Gil gegen einige der Kostbarkeiten. Was, wenn dort eine weitere Falle eingebaut war? Er spitzte die Ohren – war da nicht eine leise Veränderung in der Kadenz des Getriebes? Er wich zurück, doch nichts geschah.

Gil fluchte vor sich hin. Das Gewehr in seiner ausgestreckten Hand schwankte. Er wurde zu nervös. Er holte tief Luft, um sich zu beruhigen, und konzentrierte sich dann auf seine Aufgabe. Er wollte keinen Fehlschlag erleiden, biss die Zähne zusammen und ignorierte das zunehmende Brennen in seiner Schulter. Endlich zahlten sich seine Anstrengungen aus. Zwei Kelche kamen ans Tageslicht, ein goldener und ein silberner. Jeder war mit Rubinen und Smaragden im Muster einer Schlange besetzt. Doch Gil widmete seine gesamte Aufmerksamkeit den gekrümmten Griffen.

Dort konnte er etwas einhaken!

Er schob den Lauf durch den Griff des einen Gefäßes und hob es daran hoch. Im nächsten Moment kippte er das Gewehr zurück, der silberne Becher rutschte den Lauf hinab und kam am hölzernen Griff zum Halten. Gil zog die Waffe zurück und richtete sich auf. Den Schatz gab er Miguel. »Weil du so tapfer gewesen bist, *mi amigo*.«

Miguel hielt den Becher in seinen noch immer zitternden Händen. Dieses eine Geschenk verhieß genügend Reichtum, dass er und seine Familie für den Rest ihres Lebens ihr Auskommen hätten. Miguel flüsterte ein Dankgebet. Stirnrunzelnd wandte sich Gil ab. Sein Gefährte sollte ihm danken, nicht seinem Gott. Erneut kniete er nieder und streckte das Gewehr aus, um den goldenen Becher zu holen. Bald war das zweite Trinkgefäß in seinen Händen. Seine eigene Belohnung. Er kannte einen Händler für gestohlene Antiquitäten, der für ein unverehrtes Inkakunstwerk das Dreifache dessen zahlen würde, was allein das Gold in dem Becher wert wäre. Gil schob das Gefäß in seine Jacke und wandte der Statue den Rücken zu.

Er überlegte, was als Nächstes zu tun war, und tätschelte die Handgranate in seiner Weste. Er musste den Schatz schützen, bis er einen Sprengtrupp herbeiholen konnte, der die Fallen lahm legte. Sobald der verdammte Apparat nicht mehr funktionierte, könnten er und sein Team die übrigen Kostbarkeiten einsammeln. Er dachte an das einzige Hindernis bei der Verwirklichung seiner Pläne: die Gruppe *americanos*, die behaglich in den Zelten schlief. Er packte sein Gewehr. Sie durften das Licht des Morgens nicht mehr erblicken.

Da sein Plan nun feststand, winkte Gil Miguel zum Ausgang hinüber. Sein Gefährte musste nicht weiter überredet werden. Ganz offensichtlich war er erleichtert, mit seinem kleinen Schatz die unheilvolle Stätte verlassen zu dürfen. Miguel sprang auf das nächste goldene Quadrat.

Unter dem Aufkreischen von Getrieben und Gängen schoss

es augenblicklich in die Höhe. Ein Baumstamm hob die Fliese in Richtung Decke, während gleichzeitig die entsprechende Silberfliese oben zurückglitt und silberne Stacheln herabschossen.

Im Angesicht des bevorstehenden Todes versuchte Miguel, sich von der Fliese zu wälzen. Lieber wollte er den Sturz riskieren – aber er war nicht schnell genug. Von den Knien abwärts wurden seine Beine von den Stacheln festgenagelt, die mühelos durch Muskeln und Knochen drangen. Miguel schrie auf. Knochen knackten wie zerbrechende Zweige. Im festen Griff der Stacheln schlug er wie wild um sich.

Anschließend senkte sich die Goldfliese wieder und glitt geschmeidig auf ihren Platz im Fußbodenmuster zurück. Sie war blutbeschmiert, aber leer. Gil sah hoch. Miguel hing nach wie vor an seinem durchbohrten Bein oben an der Decke.

Blut regnete herab. Miguel drückte mit letzter Kraft gegen die Stacheln. Schließlich kam er frei und fiel wie ein nasser Sack auf den Metallboden. Beim Aufprall ertönte erneut das Knacken von Knochen.

Gil hatte bei MIGUELS Sturz die Augen abgewandt. Jetzt drehte er sich um. Sein Gefährte lag auf den Fliesen und nur eine einzige Gliedmaße war unversehrt geblieben. Miguel versuchte, sich auf den rechten Arm zu stützen, aber der Schmerz überwältigte ihn. Er brach erneut zusammen. Er war zu schwach zum Kreischen, von seinen Lippen kam nur ein leises Stöhnen. Er starrte Gil bettelnd an.

Gil konnte ihn nicht retten.

Er hob die Waffe und flüsterte: »Tut mir Leid, *ese*.« Dann schoss er Miguel durch die Stirn. Der Schuss dröhnte ohrenbetäubend laut in dem engen Raum. MIGUELS Stöhnen hörte auf. Aus dem kleinen Loch in der Stirn tröpfelte Blut.

Erneut musterte Gil die Fliesen. Eine goldene hatte Miguel getötet! Warum waren sie nicht mehr sicher? War seine Theorie von Anfang an falsch gewesen – oder hatten sich die Regeln

geändert? Ihm fiel die veränderte Kadenz in den Geräuschen des verborgenen Mechanismus wieder ein, während er nach den Schätzen gefischt hatte. Etwas war anders geworden. Gil starrte vor sich hin. Miguel war ohne Auswirkungen auf einem silbernen Quadrat gelandet. Waren die Silberfliesen jetzt die sicheren? Gold, wenn man kam, Silber, wenn man ging? Konnte es so einfach sein?

Gil hatte keinen Gefährten mehr übrig, den er unter Gewaltandrohung dazu zwingen konnte, das Risiko für ihn einzugehen und seine Theorie zu überprüfen. Das musste er schon selbst tun. Vorsichtig streckte er das Gewehr aus und tippte mit dem Kolben auf die nächste Fliese – eine silberne. Nichts. Aber was bewies das? Vielleicht schnappte die Falle nur dann zu, wenn er sein volles Gewicht darauf legte. Langsam, vorsichtig, mit angehaltenem Atem, setzte er den Stiefel auf das Quadrat und hielt sich bereit, bei der kleinsten Verschiebung der Fliese oder der kleinsten Geräuschänderung zurückzuspringen. Bald stand er mit einem Bein auf der silbernen und mit dem anderen auf der goldenen Fliese. Immer noch blieb alles unverändert.

Geduckt zog Gil das andere Bein nach und stand reglos da. Nichts passierte. Er war in Sicherheit.

Seufzend stieß er den angehaltenen Atem aus und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Tränen liefen ihm die Wangen herab. Er hatte keine Ahnung, seit wann schon.

Er stand auf der Silberfliese. Um die nächste zu erreichen, musste er ein goldenes Quadrat überspringen. Bevor er die Nerven verlor, sprang er, das Gewehr in der Hand, und landete hart auf der Silberfliese. Er erstarrte, doch nichts geschah.

Grinsend richtete er sich auf und warf einen Blick zurück zu dem König. »Ich werde dich besiegen, du Scheißkerl!«

Anschließend wandte er sich wieder dem Ausgang zu und arbeitete sich behutsam, aber schneller in seine Richtung vor. Es war seine Schnelligkeit, die ihm das Leben rettete. Gerade, als er von einer Silberfliese abgesprungen war, öffnete sie sich

unter ihm. Da ihm beim Absprung der Boden unter den Füßen weggezogen worden war, fiel er schwer auf die benachbarte Fliese. Aus kleinen Öffnungen in der Deckenfliese schräg über ihm schoss ein Schwall Wasser herab und regnete in die frisch geöffnete Grube hinter ihm. Gil wälzte sich zur Seite. Ein wenig von dem Wasserdunst spritzte gegen die frei liegende Wange; es brannte wie Feuer. Gil schob sich weg. Säure!

Er berührte die brennende Wange. Seine Haut schälte sich bereits ab.

Ihn schauderte bei dem Gedanken, jetzt da unten in der Grube gefangen zu sein, während der Säureschauer herabregnete. Sein Tod wäre lang und qualvoll gewesen.

Der brennende Regen hörte auf und die Silberfliese schloss die Grube wieder. Der Tod hatte ihn um Haaresbreite verfehlt. Zitternd kam er mühsam auf die Beine.

Er starrte die verräterische Fliese an. Silber! Er hatte sich die ganze Zeit über geirrt. Pures Glück und Zufall hatten ihn so weit kommen lassen.

Als ihm diese entsetzliche Erkenntnis dämmerte, drehte er sich eilig zum Ausgang. Drei Reihen noch – also etwa drei Meter –, und er wäre entkommen. Er wusste jetzt, dass er keiner der Fliesen trauen durfte. Er würde alles auf eine Karte setzen und springen müssen. Wenn er einen gewaltigen Satz machte, könnte er es vielleicht gerade eben schaffen.

Gil startete sein Gewehr an. Es war zu schwer; das Risiko wäre zu groß. Er ließ es zusammen mit dem Patronengurt, den er über der Brust trug, zu Boden fallen. Er holte das goldene Gefäß hervor und betrachtete es einen Moment lang. Dann steckte er es in seine Weste zurück. Er würde eher sterben, als diesen Schatz zu verlieren. Stattdessen schüttelte er die Stiefel ab. Barfuß fände er sowieso besseren Halt auf der silbrigen Oberfläche.

Jetzt war er bereit. Er ging zurück zur äußersten Kante, um den größtmöglichen Anlauf zu nehmen, aber er hatte trotzdem

nicht mehr als zwei kurze Schritte. Er wappnete sich, schloss die Augen und betete zum ersten Mal seit Jahrzehnten zu seinem Gott um Stärke und Glück. Danach öffnete er die Augen und ballte die Hände zur Faust. »Jetzt oder nie«, murmelte er.

Vornübergebeugt lief er zwei schnelle Schritte und warf sich dann mit dem Kopf voran und unter Aufbietung aller Kräfte zur Tür. Er flog über die Fliesenreihen und landete hart auf dem Felsboden. Er hielt sich so tief geduckt, dass er den größten Aufprall mit der linken Seite abfangen konnte. Etwas knackte in seiner Schulter, als er sich in den kurzen Gang hineinwälzte. An der umgestürzten Steintür blieb er liegen.

Gil schnitt eine Grimasse und kam mühsam auf die Beine. Er ignorierte den sengenden Schmerz im Hals, schließlich hatte er es geschafft! Er betastete seine Schulter und wusste, dass er sich aller Wahrscheinlichkeit nach das Schlüsselbein gebrochen hatte. Kein Problem. Er hatte einmal drei Kugeln in die Brust bekommen. Im Vergleich dazu war das hier nur ein Kratzer.

Gil zog das kostbare Trinkgefäß heraus. Eine seiner Tüllen war durch die Wucht des Aufpralls leicht verbogen, ansonsten hatte es ebenso wenig Schaden erlitten wie er.

Er trat zum Rand des tödlichen Musters, hob den Kelch in die Höhe und spuckte in Richtung auf den fernen Inkakönig aus. Die goldene Statue schimmerte hell vor dem schwarzen Stein. »Ich komme zurück, und dann raube ich dich aus!«, fluchte er.

Mit diesem Versprechen machte er auf dem Absatz kehrt und suchte das Weite.

Maggie kniete oben an der Leiter, die hinunter zur dritten Ebene der Ruinen führte. »Da kommt jemand!«, flüsterte sie und stieß Sam zurück.

Ihr Instinkt sagte ihr, dass sie sich verstecken mussten. Da Maggie in den Straßen von Belfast groß geworden war, hatte sie gelernt, auf ihre innere Stimme zu hören. Der Überlebenskampf zwischen dem beständigen Gewehrfeuer und den Bom-

ben der rivalisierenden irischen Fraktionen, die zudem gegen die britische Armee kämpften, hatte Maggie O'Donnel den Wert eines guten Verstecks zu schätzen gelehrt.

»Kommt schon«, drängte sie und zog Sam mit sich. Norman und Ralph folgten.

Sam widersetzte sich und hob sein Gewehr. »Vielleicht sind es Plünderer. Wir sollten sie aufhalten.«

»Und uns alle umbringen lassen, du Idiot? Du weißt nicht, wie viele da unten sind oder wie gut sie bewaffnet sind. Verschwinden wir!«

»Sie hat Recht«, pflichtete ihr Norman bei. »Die linken Guerrillas vom Leuchtenden Pfad hier sind gut ausgerüstet. Russische AK-47 und so was. Wir sollten der Wachmannschaft die Nachforschung überlassen.«

Sam sah zurück zur Leiter, schüttelte den Kopf und folgte Maggie. Sie führte die Gruppe zu einem Nebenraum. Dort brannten keine Natriumlampen, sodass die Dunkelheit sie verschluckte.

»Bleibt am Boden«, warnte Maggie. »Aber haltet euch bereit, auf mein Zeichen hin loszulaufen.«

Sam brummelte etwas, als er sich neben sie hockte. »Maggie O'Donnel, kampferprobte Archäologin.«

Sam war nur als dunkler Schatten zwischen den anderen zu erkennen, trotzdem konnte sich Maggie sein sarkastisches Grinsen gut vorstellen.

»Weißt du«, fügte Ralph flüsternd hinzu, »vielleicht ist es bloß Gil oder einer seiner Männer.«

»Und das Kreischen?«, erwiderte Maggie.

»Ich bin mir sicher, dass ...«

Maggie legte dem großen Mann eine Hand aufs Knie, damit er den Mund hielt. Sie hörte das Holz quietschen, als jemand von unten die Leiter hinaufkletterte. Wer es auch war, er hatte es ziemlich eilig und wollte so schnell wie möglich fliehen. Sie vernahm ein Keuchen und drückte sich tiefer auf den Stein-

boden. Dann tauchte der Kopf des Kletterers aus dem Schacht auf.

Sie erkannte das glatte, schwarze Haar und die spinnenartige weiße Narbe auf der bronzefarbenen Wange. Guillermo Sala. Verzweifelt krabbelte der Ex-Polizist von der Leiter und rutschte dabei fast aus. Maggie gestattete sich einen erleichterten Seufzer. Ralph hatte Recht gehabt. Es war bloß der Wachmann des Lagers.

Sie wollte schon aufstehen, da entdeckte sie die große Verbrennung auf seiner Wange. Sie war aufgeplatzt und blutete. Gil wischte sich mit der Hand über das verwundete Gesicht und streifte das Blut am Hemd ab. Das Weiße in seinen weit aufgerissenen Augen glühte beinahe im Schein der Lampe neben der Leiter. Scheinbar hasserfüllt hatte er die Lippen fest aufeinander gepresst – aber Maggie spürte, dass auch Furcht und Entsetzen mit im Spiel waren.

Sie kannte diesen Ausdruck aus ihrer Kindheit. Er hatte auf dem Gesicht eines Freundes gelegen, nachdem er während eines Feuergefechts in Belfast von einer verirrtten Kugel erwischt worden war, weil er den Kopf zu früh aus ihrem gemeinsamen Versteck in einem Abwassergraben neben der Straße gehoben hatte. Maggie hatte es besser gewusst. Sie hatte sich nicht gerührt, selbst dann nicht, als Patrick über ihr zusammengebrochen war. In der Eile lag Gefahr. Diese Lektion hatte sie gelernt, also blieb sie in ihrem Versteck und hielt die anderen mit einer Hand zurück.

Was war dort unten geschehen? Was konnte einen so harten und zähen Mann wie Gil dermaßen in Angst und Schrecken versetzt haben?

Es war wie an jenem Mittag auf den Straßen von Belfast. Maggie wusste genau, dass sie nur in den Schatten sicher waren. Sie spähte um die Ecke. Gil griff gerade in seine Weste und befragte einen Gegenstand, der eine Tasche ausbeulte. Das Ding beruhigte den panikerfüllten Mann anscheinend wie

ein Kruzifix eine alte Frau.

Dann zog er aus einer anderen Tasche etwas, das wie ein grüner Apfel mit Griff aussah. Maggie benötigte die Länge eines Herzschlags, um die Waffe zu erkennen, so unpassend wirkte sie in einer uralten Inkaruine.

Verdammt! Eine Handgranate!

Mit einem letzten Blick in den Schacht stand Gil mühsam auf und rannte den Tunnel hinab.

Maggie horchte seinen immer leiser werdenden Schritten nach und bemerkte auf einmal, dass sie sich nicht rühren konnte. Noch immer stand das Bild der Handgranate drohend vor ihrem inneren Auge – eine vertraute Waffe im Straßenkampf ihrer Heimat. Verschüttet geglaubte Panik aus ihrer Kindheit stieg in ihr auf und drohte sie zu ersticken. Ihre Hände zitterten. Sie ballte sie zu Fäusten und kämpfte mit aller Kraft gegen die drohende Panikattacke an. Alles verschwamm ihr vor den Augen und ihr Atem beschleunigte sich.

Sam musste ihre Bedrängnis gespürt haben. »Maggie ...?« Er griff nach ihrer Schulter.

Seine Berührung war der Auslöser. Sie sprang auf. »Los, los, wir müssen hier raus!«, sagte sie eilig. »Sofort!«

Sam drückte sich den Stetson fester auf den Kopf. »Warum? Ist doch nur Guillermo.«

Mit hitzigem Gesicht fuhr Maggie zu Sam herum, der die Handgranate nicht bemerkt hatte. Was er in ihren Augen sah, ließ ihn erschrocken zurückfahren. Sie hatte keine Zeit, ihm ihre Ängste zu erklären. »Los, du verdammtes Arschloch!«, brüllte sie. Die Panik ließ ihren irischen Akzent stärker hervortreten. Sie schob Sam zum Tunnel hinüber und gab den anderen Zeichen, ihnen zu folgen.

Sams lange Beine fraßen die Distanz förmlich. Maggie hielt ein Auge hinter sich gerichtet. Vor ihr hielt Ralph mit Sam Schritt, aber Norman, beladen mit seinen Kameras, war zurückgeblieben.

»Beeilung!«, drängte sie den Journalisten.

Norman sah sich um. Im Schein der Lampen war sein Gesicht leichenblass. Aber er setzte alles daran, das Tempo zu forcieren, und schloss schließlich zu ihnen auf, als die beiden schnelleren Männer die Leiter zur nächsten Ebene der Grabungsstätte erreicht hatten.

Sam flog die hölzernen Sprossen hinauf, Ralph dicht auf den Fersen. Norman ging als Nächster. Maggie blieb am Fuß der Leiter stehen, spitzte die Ohren und horchte auf jede mögliche Gefahr hinter ihnen. In weiter Entfernung schallte etwas aus der Tiefe herauf. Es klang wie ein tiefes Pochen, wie das Ticken einer großen Uhr.

»Maggie, komm schon!«, flüsterte Sam drängend von oben.

Sie wandte sich um und merkte, dass die Leiter frei war. Einen Moment lang war ihr jegliches Zeitgefühl abhanden gekommen. Ein untrügliches Zeichen für einen drohenden Anfall. Nicht gerade jetzt! Sie flog förmlich die Leiter hinauf. Sam half ihr von der letzten Sprosse, indem er sie an den Armen hochzog. Die Leiter nach ganz oben war nur wenige Meter entfernt. Sobald Maggie wieder auf den Beinen stand, rannte sie voraus.

Sie folgte der Zickzackreihe der Lampen, deren Schein an ihr vorüberhuschte. Als sie den Fuß der Leiter entdeckte, vernahm sie ein tiefes Stöhnen aus dem Schacht, der nach oben ins Freie führte. Es war Gil. Es hörte sich so an, als hätte er den Platz fast erreicht.

Da sie jetzt das Ziel vor Augen hatte und eine erfrischende Brise von oben herabwehte, die ihr Mut machte, rannte Maggie schneller.

Plötzlich tönten Worte zu ihr herab: »Friss das hier, du *hijo de puta!*«

Sie blieb wie versteinert stehen, als etwas Hartes klappernd in den Schacht fiel und am Fuß der Leiter liegen blieb. Ungläubig starrte sie den grünen Metallzylinder an. Er ruhte im

Schlamm neben dem Holzstamm, der als hauptsächliche Stütze für den Schacht diente. Die Handgranate!

Maggie fuhr zu Sam herum. Er ächzte, als sie gegen seinen Brustkasten prallte. »Zurück ... zurück ... zurück ...«, leierte sie.

Die Arme umeinander gelegt, stolperte die Gruppe von der Leiter weg.

»Was ...?«, fragte ihr Sam ins Ohr.

Aufgeputscht von dem Adrenalin in ihren Adern schob sie ihn und die anderen in eine Nebenkammer.

Der Stoß der Explosion erwischte sie im Eingang. Vom Luftdruck wurden sie quer durch den ganzen Raum gegen die Wand am anderen Ende geschleudert und fielen dort übereinander.

Die Lampen ringsumher flackerten. Maggie wälzte sich zur Seite und erhob sich auf ein Knie. Über das Klingeln in ihren Ohren hinweg hörte sie Ralph neben sich stöhnen. Sie machte eine Bestandsaufnahme der eigenen Verletzungen. Nein, sie schien unverletzt zu sein, doch als sie durch den herabsinkenden Staub den Schaden erkannte, den die Granate angerichtet hatte, entfloß auch ihren Lippen ein Stöhnen.

Sie saßen in der Falle!

Im Gang, der zur Leiter führte, lagen Steine und Erde wild übereinander. Die Handgranate hatte den Schacht ins Freie zum Einsturz gebracht. Ein guter Teil der Decke der ersten Ebene war herabgefallen.

Überall in den Ruinen ringsumher rumpelte und ächzte es, weil sich durch den Erdrutsch der Druck auf Mauern und Wände verschoben hatte. Zehn Meter Erde wollten weitere Teile der unterirdischen Ruine zum Einsturz bringen.

Was sollten sie jetzt tun?

Im nächsten Moment flackerten die Lampen ein letztes Mal und erloschen. Schwärze verschlang sie.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sam wie betäubt und übertrieben

laut, weil er fast taub geworden war.

Norman gab Antwort. »Mir geht's gut. Ich bin zehn Meter unter der Erde begraben ... in einem Grab. Ansonsten geht's mir ausgezeichnet.«

»Ich bin auch in Ordnung, Sam«, fügte Ralph etwas kleinlauter als sonst hinzu.

Der dichte Staub brachte Sam zum Husten. »Maggie?«

Sie konnte keine Antwort mehr geben. Sie merkte, wie ihre Gliedmaßen sich versteiften. Das erste charakteristische Zittern setzte ein und sie fiel auf den Steinboden zurück, als der Anfall von ihrem ganzen Körper Besitz ergriff und ihr das Bewusstsein raubte.

Als Letztes vernahm sie Normans erstickten Ausruf: »Sam, da stimmt was nicht mit Maggie!«

Gil floh vor der Druckwelle aus der Grube, der Explosionslärm schnitt durch das Schweigen des Regenwalds. Ausgespuckter Rauch und Schutt folgten ihm den Hang zum Lager hinab. Er kletterte die Treppe hinunter, obwohl er sich an den losen Steinen die Füße aufschnitt. Er verfluchte sich dafür, seine Stiefel zurückgelassen zu haben. Warum hatte er Schuhe und Gewehr nicht vor dem Sprung hinausgeworfen? Aber er wusste die Antwort auf diese Frage: Er war in Panik geraten.

Ein Schwarm aufgeschreckter Papageien zerstreute sich über dem Strahl eines der nahe gelegenen Scheinwerfer. Das plötzliche Aufleuchten von blauem und rotem Gefieder in der schwarzen Nacht erschreckte ihn. Als der Explosionslärm verhallte, antwortete der Regenwald auf das herausfordernde Getöse mit Vogel- und Affengekreische.

Der Dschungel war erwacht – wie auch das Lager unten.

In mehreren der billigen Zelte für die Arbeiter flammten Lichter auf. Die ersten Schatten rührten sich bereits – die Schläfer waren erwacht. Selbst in einem der Studentenzelte erblühte der warme Schein.

Ohne Waffen und Gefährten wollte Gil keinen Versuch wagen, das Lager zu überwältigen. Er würde eilig ein paar Männer holen, um die *americanos* und ihre Arbeiter zu beseitigen. Wenigstens hatte die Handgranate den einzigen Zugang zu den unterirdischen Ruinen zerstört. Die Beute dort unten sollte in Sicherheit sein, bis er mit Männern und Werkzeugen zurück war, um sie auszugraben. Da sie nicht darauf achten mussten, »den brüchigen Ruinen keinen Schaden zuzufügen«, könnte sein Team den Schatz in null Komma nichts bergen. Sie würden höchstens einen oder zwei Tage benötigen.

Dennoch – bevor Gil weitere Männer holen konnte, hatte er hier im Lager noch eine Aufgabe zu erledigen. Er erreichte die Zelte und schlüpfte in die dunkleren Schatten zwischen zwei der rohen Schutzhütten für die Arbeiter. In den Zeltengängen erschienen Gesichter, deren Blicke gewiss auf die Rauchwolke gerichtet waren, die nach wie vor von der Grabungsstätte aufstieg.

Niemand entdeckte Gil.

Er schlüpfte hinter die Zelte und hörte ein Flüstern, irgendwelches Gebrabbel in der gutturalen Quecha-Sprache. Es kam vom benachbarten Zelt. Und von dort her, wo die Studenten ihre etwas teureren Unterkünfte stehen hatten, schrie eine schrille Stimme: »Guillermo! Sam! Was ist passiert?« Das war der wichtigsterische Anführer dieser *maricon* Studenten.

Gil beachtete den immer lauter werdenden Wortwechsel nicht weiter. Von einem Stapel mit Arbeitsgeräten nahm er sich lautlos eine Spitzhacke und ein langes Messer. Dann ging er zur Rückseite einer der Unterkünfte und schnitt mit dem Messer einen neuen Eingang hinein. Zischend fuhr die scharfe Klinge durch das dicke Segeltuch. Er glitt durch das Loch und betrat mit seiner Spitzhacke das Zelt.

Er musterte sein Opfer – das Satelliten-Kommunikationssystem. Zum Glück musste er nicht das ganze Gerät zerschlagen. Es hatte eine Schwachstelle – den kleinen Computer. Für

viele andere Ausrüstungsgegenstände gab es Ersatzteile, nicht jedoch für die CPU. Ohne sie konnte das Lager keinen Alarm auslösen oder um Hilfe rufen.

Gil hob die Spitzhacke hoch über den Kopf und wartete. Sein gebrochenes Schlüsselbein protestierte unter dem Gewicht des Eisens – aber er musste nicht lange innehalten. Erneut brüllte Philip Sykes von seinem Zelt aus ärgerlich und verzweifelt Befehle. Offenkundig hatte er Angst, seine sichere Unterkunft zu verlassen. »Sala, wo zum Teufel steckst du?«

Als der Student schrie, ließ Gil die Spitzhacke mitten in den Computer sausen. Kobaltblaue Funken sprühten in dem dunklen Zelt, erloschen jedoch rasch wieder. Gil hielt sich nicht damit auf, die Spitzhacke wieder herauszuziehen oder nachzuprüfen, ob jemand etwas von seinem Sabotagewerk mitbekommen hatte. Er krabbelte einfach durch den selbst gebastelten Hintereingang und rannte davon.

Da aller Augen auf den rauchenden Tunnel oben am Platz gerichtet waren, konnte Gil unbemerkt in den Regenwald entkommen. Er hatte noch immer das Messer in der Hand und hegte Rachegefühle.

Seine Faust umklammerte den Griff so fest, dass die Fingerknöchel weiß wurden.

Niemand legte Guillermo Sala herein – erst recht nicht ein uraltes Inka-Idol!

»Beeilung, Sam!« Normans verzweifelter Ausruf hallte durch die Dunkelheit.

In der stygischen Finsternis der Tempelruinen kramte Sam in seinem Beutel mit den Werkzeugen. Keiner hatte daran gedacht, eine Taschenlampe mitzunehmen. Er würde improvisieren müssen. Blindlings wühlte er in den klirrenden Flaschen. Schließlich griff er seine ganz unten vergrabene UV-Lampe, mit deren Hilfe er die Farbe zum Entziffern von Inschriften erleuchtete, zog sie hervor und schaltete sie ein.

Im Schimmer des ultravioletten Lichts tauchte eine unheimliche Szenerie auf. Explosionsstaub, der nach wie vor in der Luft schwebte, fluoreszierte wie Schnee in dem seltsam purpurfarbenen Licht. Dennoch traten die Gestalten der anderen deutlich hervor. Die Zähne, das Weiße der Augen sowie die helle Kleidung seiner Gefährten strahlten unnatürlich hell.

Norman Fields kniete neben Maggie. Mit durchgebogenem Rücken starrte sie zur Decke und trommelte mit den Fersen auf den uralten Boden ein. Norman hielt sie an den Schultern fest, während Ralph wie ein dunkles Phantom über ihnen stand. Der Fotograf sah zu Sam auf. »Sie hat so was wie einen epileptischen Anfall.«

Sam eilte zu ihnen. »Sie muss sich den Kopf gestoßen haben. Vielleicht eine schwere Gehirnerschütterung.« Er hob die Lampe, um ihre Augen zu untersuchen, aber das ultraviolette Licht erleuchtete ihre Pupillen nur wenig. In dem Schein zuckten ihre Gesichtsmuskeln; die Lider flatterten. »Ich weiß nicht so recht.« Sam musterte die Gesichter seiner Gefährten.

Keiner von ihnen wusste, was zu tun war.

Maggie stieß kleine Würgelaute aus.

»Solltest du nicht dafür sorgen, dass sie ihre Zunge nicht verschluckt oder durchbeißt?«, fragte Ralph unsicher.

Sam nickte. Maggies Gesicht schien bereits angelaufen. »Ich brauche einen Knebel.«

Norman griff in seine Gesäßtasche und zog ein kleines Taschentuch hervor. »Wird's das tun?«

Sam hatte keine Ahnung, also nahm er einfach den Tuchfetzen entgegen und verdrehte ihn zu einem Strick. Zögernd streckte er die Hand nach Maggie aus. Er hatte keine Ahnung, was genau er tun sollte. Ein kleiner Speichelfaden rann ihr aus dem Mundwinkel. Obwohl Sam seinem Pferd die Trense noch im Schlaf hätte anlegen können, war das hier doch etwas völlig anderes.

Er bekämpfte seine Furcht und versuchte vorsichtig, Maggies

Kinnlade nach unten zu drücken, aber sie presste die Kieferknochen so fest aufeinander, dass die Muskeln zitterten. Er musste wesentlich mehr Gewalt anwenden, als erwartet, bis er ihren Mund aufgedrückt hatte. Schließlich zog er ihr mit einem Finger die Zungenspitze nach vorn. Ihr Mund war heiß und sehr nass. Er fuhr zurück, zwängte ihr dann aber das Taschentuch zwischen die Backenzähne. Dadurch hielt er die Zunge unten, sodass sie sie nicht durchbeißen konnte.

»Gute Arbeit«, gratulierte Norman.

Maggie schien bereits etwas gleichmäßiger zu atmen.

»Ich glaub, es hört auf«, meinte Ralph. »Seht mal!«

Ihre Fersen trommelten nicht mehr auf den Boden ein und ihr Rücken sackte entspannt zu Boden.

»Gott sei Dank!«, murmelte Sam.

Nach wenigen Sekunden verebbte Maggies Zittern. Ein Arm hob sich und schlug schwach auf die leere Luft ein. Sie blinzelte einige Male. Ihre blicklosen Augen waren glasig. Dann konzentrierte sie sich auf Sam und plötzlich wusste er, dass sie wieder da war. Hellauf empört starrte sie ihn an.

Ihre Finger fanden Sams Hand, die den Knebel festhielt. Sie schob sie weg und spuckte das Tuch aus. »W... was hast du vor?« Sie setzte sich auf und rieb sich heftig die Lippen.

Norman bewahrte Sam davor, eine Erklärung abgeben zu müssen. »Du hattest einen Anfall.«

Maggie zeigte auf das speichelgetränkte Taschentuch. »Also habt ihr versucht, mich zu ersticken? Beim nächsten Mal wälzt ihr mich einfach auf die Seite.« Bevor sie etwas erwidern konnten, winkte sie ab. »Wie lang war ich weggetreten?«

Sam fand seine Stimme wieder. »Vielleicht zwei Minuten.«

Maggie runzelte die Stirn. »Verdammt.« Sie ging hinüber zu der Wand aus übereinander gestürzten Steinen und Lehm, die ihnen den Weg aus dem vergrabenen Tempel versperrte.

Sie wirkte nicht im Geringsten überrascht oder besorgt und da dämmerte Sam, dass ihr Anfall nichts mit dem Schlag auf

den Kopf zu tun gehabt hatte. Seine Verärgerung löste ihm die Zunge. »Du bist Epileptikerin.«

Maggie warf das Haar zurück und wandte sich ihm zu. »Idiopathische Epilepsie. Seit meiner Jugend kommt es immer wieder mal zu Anfällen.«

»Das hättest du jemandem sagen sollen. Weiß Onkel Hank davon?«

Sie wandte den Blick ab. »Nein. Die Anfälle kommen so unregelmäßig, dass ich nicht einmal Medikamente nehme. Und seit dem letzten sind drei Jahre vergangen.«

»Du hättest es meinem Onkel trotzdem sagen sollen.«

»Und bei dieser Grabung aus dem Team fliegen?«, gab sie hitzig zurück. »Wenn Professor Conklin von meiner Epilepsie gewusst hätte, hätte ich nie mitkommen dürfen.«

Ebenso hitzig erwiderte Sam: »Vielleicht hättest du auch nicht mitkommen sollen. Schließlich trägst nicht nur du das Risiko. Mein Onkel ist für diese Grabung sowohl verantwortlich als auch haftbar. Deine Verwandten könnten ihn verklagen.«

Maggie öffnete den Mund und wollte etwas erwidern, doch Norman ging dazwischen. »Wenn ihr mit der Krankengeschichte und den Einzelheiten einer möglichen Schadensersatzklage fertig seid, darf ich dann vielleicht darauf hinweisen, dass wir zur Zeit unter zehn Metern instabilem Fels begraben sind?«

Wie um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, ächzten die Steine über ihnen, und zwischen zwei großen Granitblöcken rieselte Erde herab.

Ralph kam zu ihnen. »Ausnahmsweise bin ich diesmal mit Norman einer Meinung – wir sollten zusehen, dass wir hier den Abflug machen!«

»Genau meine Ansicht«, fügte Norman hinzu.

Sam sah Maggie erneut stirnrunzelnd an. In seinem Innern lagen unterschiedliche Gefühle im Widerstreit. Er bereute nicht, was er gesagt hatte – Maggie hätte ihre Epilepsie nicht

verheimlichen dürfen –, aber er hätte trotzdem gerne noch mal von vorne begonnen und den ärgerlichen Ausbruch ungeschehen gemacht. Er hatte solche Angst um sie gehabt, dass er meinte, ihm bliebe das Herz stehen, doch das hatte er nicht laut sagen können. Stattdessen hatte er sie angeschnauzt.

Er wandte sich ab. In Wahrheit konnte ein Teil von ihm ihren Wunsch, ihr Geheimnis für sich zu behalten, sehr gut verstehen. Er hätte auch alles getan, um an dieser Ausgrabung mitwirken zu können – sogar gelogen.

Er räusperte sich. »Philip und die anderen müssten die Explosion gehört haben. Wenn sie unsere Zelte leer vorfinden, werden sie wissen, dass wir hier unten sind, und uns suchen. Sie graben uns aus.«

»Hoffentlich, bevor uns die Luft ausgeht«, fügte Norman hinzu.

Inzwischen hatte sich die Gruppe vor dem zusammengestürzten Teil des Tunnels versammelt. »Es gefällt mir gar nicht, mein Leben in Philips Hände zu geben«, sagte Ralph.

Sam sah das ähnlich. »Und wenn wir seinetwegen überleben, wird er uns das ewig unter die Nase reiben.«

In der Totenstille der Grabstätte hörten sie die Steine oben quietschen und ächzen. Sam warf einen Blick zur Decke und hob die Lampe. Zwischen mehreren Felsbrocken sickerte Erde hindurch. Ohne Frage hatte die Explosion die Pyramide destabilisiert. Erneut an dieser Stelle zu graben, um sie zu retten, konnte durchaus bewirken, dass ihnen der ganze Tempel um die Ohren flog. Nun war es an Philip Sykes, das zu begreifen.

Kopfschüttelnd senkte Sam seine Lampe. Eine schlimmere Lage konnte er sich kaum vorstellen.

»Hast du was gehört?«, fragte Norman. Der Fotograf hatte seinen Blick nicht auf den Schuttberg gerichtet, sondern sah sich um, tiefer in den Tempel hinein.

Sam horchte. Dann hörte er es auch und fuhr herum. Es war ein leises Gleitgeräusch, als würde etwas über den Steinboden

der Ruinen geschleift, und kam von weiter innen aus dem Labyrinth von Tunneln und Kammern. Aus der absoluten Dunkelheit, von dort her, wohin der Schein der Lampe nicht mehr reichte. Und das Geräusch schien näher zu kommen.

Maggie berührte ihn am Arm. »Was ist das?«

Bei ihren Worten brach der Lärm abrupt ab.

Sam schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht«, flüsterte er. »Aber wer es auch sein mag, er weiß jetzt, dass wir hier sind.«

Philip Sykes war heiser vom Schreien. Er stand barfuß im Eingang zu seinem Zelt und hatte den Bademantel fest um seinen schlanken Körper geschlungen. Warum gab niemand Antwort? Nach der Explosion war das Lager draußen vor dem Zelt in hellem Aufruhr. Männer rannten über die im Schatten liegenden Ruinen, von denen einige mit auf und nieder wippenden Taschenlampen bewaffnet waren, andere mit Werkzeugen. Anscheinend wusste keiner so recht, was geschehen war. Vom Sonnenplatz oben, wo sich die Rauchwolken allmählich wieder auflösten, tönten Wortfetzen im hiesigen indianischen Dialekt herab. Aber Philip verstand so gut wie kein Quecha. Nicht genug jedenfalls, um zu wissen, was die verzweifelten Rufe und Antworten bedeuteten.

Er sah auf die Leuchtziffern seiner Armbanduhr. Schon nach Mitternacht, um Gottes Willen! Verschiedene Szenarien spulten sich in seinem Kopf ab. Die Plünderer von gestern waren besser bewaffnet zurückgekehrt und griffen das Lager an. Oder die Quecha-Arbeiter selbst, diese dunkelhäutige und verdächtige Bande, meuterten. Oder einer der drei Generatoren war explodiert. Alles schien möglich.

Philip zog seinen Bademantel noch fester um sich. Wo waren seine Kommilitonen? Schließlich ließen ihn Angst und Verärgerung barfuß loslaufen. Eilig musterte er seine direkte Umgebung. Die drei anderen Unterkünfte waren etwas entfernte, dunkle, eng beieinander stehende Hügel in der Nacht. Warum

waren die anderen nicht aus dem Schlaf gerissen worden? Versteckten sie sich in der Dunkelheit?

Mit weit aufgerissenen Augen kehrte Philip zu seinem eigenen Zelt zurück. Vielleicht sollte er dasselbe tun. Doch seine eigene, vom Lampenschein erhellte Unterkunft bot jedem möglichen Angreifer ein deutlich sichtbares Ziel. Er rannte hinein und pustete die Laterne aus. Als er sich wieder dem Zelteingang zuwandte, wurde der von einem großen schwarzen Schatten ausgefüllt. Philip keuchte auf.

Der Strahl einer Taschenlampe blendete ihn.

»Was wollen Sie?«, stöhnte er. Die Knie wurden ihm weich.

Der Strahl veränderte die Richtung und erhellte jetzt das Gesicht eines der Quecha-Arbeiter. Philip vermochte nicht zu sagen, welcher der vielen Männer an seinem Zelteingang stand. Für ihn sahen sie alle gleich aus. Der Mann sprudelte ein paar Worte auf Quecha hervor, von denen Philip kein einziges verstand. Nur der Wink mit der Hand, dass er ihm folgen sollte, war unmissverständlich.

Doch noch zögerte er. Wollte ihm der Mann etwas antun oder wollte er helfen? Wenn nur Denal da wäre, der dreckige Waisenknabe aus Cusco, der ihnen als Dolmetscher gedient hatte! Ohne die Möglichkeit, sich zu verständigen, fühlte sich Philip schutzlos, isoliert und unter diesen Fremden wie gefangen.

Erneut winkte die Schattengestalt Philip zu, er solle ihr folgen, dann trat sie zurück und wandte sich zum Gehen. Er huschte hinter dem Mann in die Dunkelheit hinaus. Er wollte nicht mehr allein sein. Immer noch barfuß beeilte er sich, mit dem Mann Schritt zu halten.

Der nächtliche Wind außerhalb des geschützten Zelts war kühl und fuhr Philip durch seinen Bademantel auf die nackte Haut. Der Mann führte ihn zu den Zelten der anderen Studenten. Dort warf er die Plane zu Sams Zelt zurück und lenkte den Strahl der Taschenlampe hinein, damit Philip das Innere erken-

nen konnte. *Leer!*

Philip trat einen Schritt zurück und blickte forschend über die Ruinen. Warum hatte Conklin nicht auf seine Rufe geantwortet, wenn der Saukerl irgendwo da draußen war? Sein Quecha-Führer zeigte ihm die anderen Zelte. Ebenfalls leer. Sam, Maggie, Ralph und sogar der Fotograf Norman waren verschwunden. Philip zitterte am ganzen Leib, eher aus Panik als wegen der kalten Brise, die vom Berggipfel herab wehte. Wo steckten sie?

Der Arbeiter wandte sich ihm zu. Seine Augen waren nur dunkle Schatten. Er murmelte etwas in seiner Muttersprache. Seinem Tonfall nach zu urteilen, war der Indianer ebenso besorgt wie Philip.

»Wir ... wir müssen Hilfe holen«, murmelte Philip hinter klappernden Zähnen hervor. »Wir müssen jemandem Bescheid geben, was hier los ist.«

Er drehte sich um und eilte zum Kommunikationszelt hinüber. Der Quecha-Arbeiter kam mit der Taschenlampe hinterher, sodass sein Schatten vor ihm auf dem Pfad dahinhuschte. Er musste die Behörden alarmieren. Die Ereignisse hier wuchsen ihm über den Kopf.

Am Zelt angekommen zog Philip den Reißverschluss herunter und fummelte mit zittrigen Fingern an den Verschlüssen herum. Schließlich war die Plane offen und er kroch hinein. Der Arbeiter blieb zurück und richtete die Taschenlampe ins Innere. Mit großen Augen starrte Philip ihr Kommunikationssystem an. Eine Spitzhacke hatte sich ins Herz des Zentralcomputers gebohrt.

Stöhnend sank Philip in die Knie. »O Gott ... nein!«

Sam zielte mit der Winchester in den dunklen Gang, der ins Herz der Ruine führte. Aus der Dunkelheit kam ein verstohlenes Scharren und Schlurfen auf sie zu.

Neben ihm hatte Ralph die UV-Lampe in die Finsternis gerichtet, doch vermochte sie die Wand aus Schatten kaum zu

durchdringen. Was dort in der Schwärze lag, blieb ein Rätsel.

Maggie und Norman standen hinter den beiden Männern. Maggie beugte sich vor. »Gil ist vor etwas geflohen, das ihm eine Scheißangst eingejagt hat«, flüsterte sie Sam ins Ohr. Ihr Atem war warm an seinem Hals.

Bei ihren Worten fingen seine Arme an zu zittern, dass ihm beinahe das Gewehr entglitt. »Musst du mir das gerade jetzt sagen!«, zischte er zurück und sorgte dafür, dass sich seine Hand wieder beruhigte.

Ralph hatte ihre Worte ebenfalls gehört. Der Ex-Footballspieler schluckte vernehmlich und hob die Lampe an, als könnte das ihre Reichweite vergrößern. Tat es allerdings nicht.

Sam war das lautlose Spiel allmählich leid. Er räusperte sich und rief: »Wer ist da?«

Die Antwort erfolgte augenblicklich. In dem dunklen Gang flammte Licht auf, so grell, dass es sie blendete und in den Augen stach. Taumelnd wichen sie zurück. Sams Finger zuckte am Abzug des Gewehrs und allein die Regel, die ihm sein Onkel auf den gemeinsamen Jagdausflügen eingebläut hatte und die er jetzt instinktiv befolgte, hielt ihn davon ab, einen Schuss abzufeuern: *Schieße nie auf etwas, das du nicht siehst!*

Sam hielt das Gewehr weiterhin im Anschlag, hatte jedoch den Finger vom Abzug genommen.

Eine quietschige, von Furcht und Entsetzen erfüllte Stimme ertönte hinter dem blendenden Licht. »Ich bin's!« Plötzlich drehte sich der Schein von ihren Gesichtern weg und tanzte über die Decke. Eine kleine Gestalt kam langsam auf sie zu.

Sam senkte die Waffe und dankte im Stillen seinem Onkel für das Training in Zurückhaltung. »Denal?« Es war der junge Indianerbursche, der ihnen als Dolmetscher diente. Das Gesicht des Jungen war aschfahl, die Augen angsterfüllt. Sam hängte sich das Gewehr um die Schulter. »Was zum Teufel tust du hier unten?«

Der Junge hielt die Taschenlampe nach unten, während er zu

ihnen gerannt kam. Worte in gebrochenem Englisch sprudelten nur so aus ihm hervor. »Ich ... Ich sehen Gil mit Juan und Miguel. Sie schleichen hier herunter. Mit Taschen voller Sachen. Also ich ihnen folgen.«

Maggie trat neben den zitternden Jungen und legte einen Arm um ihn. »Was ist geschehen?«

Mit der freien Hand steckte sich Denal eine Zigarette zwischen die Lippen. Er zündete sie nicht an, aber sie schien ihn auch so zu beruhigen. Mit der Zigarette im Mund sagte er: »Ich nicht wissen ... nicht genau. Sie haben versiegelte Tür aufgebrochen und ...«

»Was?«, keuchte Sam auf. Ein solcher Verrat war selbst in ihrer unheilvollen Lage ein Schock.

Denal nickte bloß. »Ich nicht viel sehen. Ich bleiben außer Sicht. Sie kriechen durch Tür ... und ... und ...« Mit erschrockenen Augen schaute er zu Sam auf. »Dann ich hören Kreischen. Ich laufen fort. Verstecken.«

»Verdammt!«, sagte Maggie. »Der verfluchte Schweinehund wollte die Grabstätte direkt vor unserer Nase plündern.«

»Aber offenbar ist etwas schief gegangen«, fügte Norman angespannt hinzu und sah sich nach der Mauer aus Schutt und Geröll um. Dann wandte er sich wieder ihnen zu. »Was ist mit den anderen beiden? Juan und Miguel?«

»Ich nicht wissen.« Denal ging zu der Lawine aus Felsbrocken und Lehm hinüber. Anscheinend hatte er sie jetzt erst wahrgenommen. »Guillermo rausrennen ... ich warten. Ich Angst, andere mich fangen. Aber niemand rauskommen. Dann großer Knall. Steine fallen ... ich laufen.« Denal hob dem eingestürzten Abschnitt des Tempels eine Hand entgegen. »Ich nicht hätte kommen sollen allein. Ich euch allen hätte sagen sollen. Ich so dumm.«

Sam nahm Ralph die UV-Lampe ab und schaltete sie aus. »Dumm? Du hast wenigstens daran gedacht, eine Taschenlampe mitzunehmen.«

Maggie trat näher an Sam heran. »Was tun wir jetzt?«
»Wir müssen einfach abwarten, bis Philip kapiert, dass wir hier unten sind.«

Mit finsterer Miene stellte sich Norman an Sams andere Seite.
»Da können wir aber lange warten.«

Denal kam wieder zu ihnen. »Warum nicht mit Sprechfunk rufen?«

Sam runzelte die Stirn. »An unser Funkgerät haben wir ebenso wenig gedacht wie an eine Taschenlampe.«

Denal griff in eine Gesäßtasche und zog einen kleinen Gegenstand heraus, den man in der Hand halten konnte. »Hier.«

Sam starrte das Sprechfunkgerät an. Ein Lächeln trat auf sein Gesicht. »Denal, nenn dich nie wieder dumm!« Er nahm das Gerät an sich. »Wenn du dumm bist, was sind wir dann?«

Denal starrte düster das Geröll an. »Gefangen.«

Philip kniete noch im Kommunikationszelt, als plötzlich aus dem Sprechfunkgerät ein Knistern und Rauschen ertönte. Der Student fuhr erschrocken hoch. Wortfetzen drangen durch das schrille Quietschen: »... Steine zusammengebrochen ... bitte jemand melden ...«

Das war Englisch! Jemand, mit dem er sprechen konnte! Philip kroch zum Empfänger hinüber, drückte den Übertragungsknopf und sprach ins Gerät. »Hier Basislager. Ist da wer? Wir haben einen Notfall! Over!«

Er wartete auf eine Antwort. Hoffentlich konnte die Person am anderen Ende der Leitung Hilfe schicken. Mehrere Herzschläge lang hörte er wieder nur statisches Rauschen, dann formten sich erneut Worte. »Philip? ... Ich bin's, Sam.«

Sam? Philip rutschte das Herz in die Hose. Er hob den Empfänger. »Wo seid ihr? Over.«

»Wir sitzen in den Tempelruinen in der Falle. Gil hat den Eingang in die Luft gejagt.« Sam erklärte, wie der Sicherheitschef sie verraten hatte. »Der ganze Bau ist instabil.«

Im Stillen dankte Philip dem Engel, der über ihn gewacht und ihn davor bewahrt hatte, dort unten mit den anderen begraben zu sein.

»Du musst einen Notruf nach Macchu Picchu schicken«, schloss Sam. »Wir brauchen schweres Gerät.«

Philip sah zu der Spitzhacke in der zerstörten CPU und stöhnte. Er schaltete den Sender ein. »Ich kann niemanden erreichen, Sam. Jemand hat das Satellitensystem lahm gelegt. Wir sind abgeschnitten.«

Es folgte eine lange Pause, in der Philip auf eine Antwort wartete. Er konnte sich gut den Strom von Kraftausdrücken vorstellen, der dem Texaner jetzt über die Lippen floss. Als sich Sam wieder meldete, war seine Verärgerung nicht zu überhören. »Na gut, Philip, dann schick beim ersten Licht jemanden zu Fuß los. Der Betreffende muss schnell sein! In der Zwischenzeit musst du nach Sonnenaufgang den Schaden von der Oberfläche aus begutachten. Wenn ihr, du und die Arbeiter, vorsichtig zu graben beginnt – zumindest damit anfangt –, dann kannst du beim Eintreffen von Hilfe schnell handeln. Ich weiß nicht, wie lange wir hier unten noch Frischluft haben.«

Philip nickte, obwohl Sam das gar nicht sehen konnte. Er hatte andere Sorgen – beispielsweise um seine eigene Sicherheit. »Aber was ist mit Gil?«, fragte er.

»Was soll mit ihm sein?« Sams Worte verrieten erneut eine gewisse Gereiztheit. »Er ist bestimmt längst auf und davon.«

»Und wenn er zurückkommt?«

Erneut eine lange Pause. »Du hast Recht. Wenn er die Ruinen hier in die Luft gejagt und die Kommunikationseinrichtung zerstört hat, kommt er bestimmt wieder. Du stellst besser Wachen auf.«

Angesichts der zunehmenden Gefahr, der er sich gegenüber sah, musste Philip heftig schlucken. Und wenn Gil mit weiteren Banditen zurückkehrte? Sie hatten bloß einige wenige Jagdgewehre und eine Hand voll Macheten. Für jeden Plünderer

wären sie ein leichtes Ziel. Philip warf dem Quecha-Indianer, der am Zelteingang stand und immer noch die Taschenlampe in der Hand hielt, einen Blick zu. Und wem von diesen dunkelhäutigen Ausländern konnte er vertrauen?

Ein Glucksen aus dem Empfänger lenkte Philips Aufmerksamkeit wieder zurück auf das Funkgerät. »Ich schalte jetzt ab, Philip. Ich muss die Batterie dieses Sprechfunks schonen. Ruf mich nach Sonnenaufgang wieder an. Dann kannst du mich auf den neuesten Stand der Dinge bringen. In Ordnung?«

Die Hand, mit der Philip das Gerät umklammerte, zitterte jetzt leicht. »In Ordnung. Ich versuche, dich um sechs zu erreichen.«

»Wir sind da. Ende.«

Philip hängte den Sprechfunk wieder ein und stand auf. Draußen vor dem Zelt war der heftigste Aufruhr im Lager offenbar abgeflaut. Er trat zum Eingang und stellte sich neben den kleinen Quecha-Indianer.

Barfuß, nur mit dem Bademantel bekleidet, starrte Philip hinaus in den schwarzen Regenwald und zu den rauchenden Ruinen hinüber. Die Kühle der Nacht hatte sich ihm tief in die Knochen gefressen. Er zog den Bademantel fester um die Schultern. Tief im Herzen wünschte ein Teil von ihm, er wäre mit den anderen unten im Tempel gefangen.

Dann wäre er wenigstens nicht so allein.

ZWEITER TAG

Janan Pacha

Dienstag, 21. August, 7.12 Uhr
Regency Hotel
Baltimore, Maryland

Das Licht der aufgehenden Sonne drang durch die Lücken zwischen den schweren Vorhängen des Hotelzimmers. Henry saß an dem kleinen Walnussschreibtisch und starrte die Reihe von Kunstwerken an, die er aus der Mumie geborgen hatte: einen Silberring, einen Pergamentfetzen, dessen Schrift verblasst und unleserlich geworden war, zwei spanische Münzen, einen silbernen Zeremoniendolch und das schwere Dominikanerkreuz. Er spürte, dass der Schlüssel zum Schicksal des Priesters in diesen wenigen Gegenständen verborgen lag wie in einem Puzzle, das sich einfach nicht zusammensetzen lassen wollte. Wenn er es doch nur könnte ...

Kopfschüttelnd lockerte Henry seinen steif gewordenen Rücken und rieb sich die Augen hinter den Brillengläsern. Er musste schlimm aussehen. Er trug immer noch den zerknitterten grauen Anzug, obwohl er das Jackett auf das ungemachte Bett geworfen hatte. Er war die ganze Nacht über wach geblieben und hatte die Gegenstände studiert. Nur um Mitternacht herum war er kurz eingesnickt. Dann hatten ihn die Artefakte wieder zum Schreibtisch und zu den Büchern und Zeitschriften gelockt, die er aus der Bibliothek an der Johns Hopkins entliehen hatte. Er konnte das Puzzle nicht so unvollendet liegen lassen, erst recht nicht nach seiner ersten Entdeckung.

Zum tausendsten Mal hob er den Silberring des Mönchs hoch. Einige Zeit vorher hatte er vorsichtig die Patina von der Oberfläche gerieben und dabei ein Wappen entdeckt, das von einer so gerade eben lesbaren Inschrift umgeben war. Er nahm die Lupe vor die Augen und las den Namen auf dem Ring: ›De

Almagro. Der Nachname des Dominikanermönchs. Allein dieses eine Teil des Puzzles ließ den Mann in Henrys Kopf lebendig werden. Er war nicht mehr bloß eine *Mumie*, durch den Namen war er zu einer Person aus Fleisch und Blut geworden. Eine Person mit einer Geschichte, einer Vergangenheit, sogar einer Familie. So viel Macht allein in einem Namen!

Henry legte die Lupe hin, nahm seinen Stift und fügte seiner Skizze vom Symbol auf dem Ring einige letzte Einzelheiten hinzu. Bei einem Teil davon handelte es sich eindeutig um ein Familienwappen – sicher das der de Almagro –, aber es war noch ein zweites Bild eingraviert: ein Kruzifix, darüber zwei gekreuzte Klingen. Dieses Symbol war ihm irgendwie vertraut, doch wusste er nicht, woher.

»Wer bist du gewesen, Bruder de Almagro?«, murmelte er beim Zeichnen. »Was hast du in dieser verschollenen Stadt getan? Warum haben dich die Inka mumifiziert?« Konzentriert nagte er an seiner Unterlippe und fügte seiner Zeichnung die letzten Verzierungen hinzu. Dann nahm er das Blatt und starrte es an. »Das wird's tun müssen.«

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war fast acht. Er rief äußerst ungern zu einer so frühen Stunde an, aber er konnte nicht mehr warten. Er drehte seinen Sessel herum, griff zum Telefon und prüfte nach, ob das tragbare Faxgerät richtig angeschlossen war. Alles war zu seiner Zufriedenheit, also wählte er die Nummer.

Es meldete sich eine offizielle und höfliche Stimme. »Büro von Erzbischof Kearney. Was kann ich für Sie tun?«

»Professor Henry Conklin hier. Ich habe gestern angerufen und nachgefragt, ob ich mir die alten Aufzeichnungen Ihres Ordens ansehen dürfte.«

»Ja, Professor Conklin. Erzbischof Kearney hat Ihren Anruf erwartet. Einen Augenblick, bitte.«

Henry runzelte die Stirn. Damit hatte er nicht gerechnet. Er hatte überhaupt nicht erwartet, mit dem Erzbischof persönlich

sprechen zu können, und war davon ausgegangen, an irgendeinen subalternen Beamten im Archiv verwiesen zu werden.

Eine strenge, jedoch warme Stimme meldete sich. »Ah, ja, Professor Conklin. Ihre Nachricht von dem mumifizierten Priester hat hier ganz schön für Aufregung gesorgt. Wir sind äußerst interessiert daran, zu hören, was Sie erfahren haben und wie wir Sie vielleicht unterstützen können.«

»Vielen Dank, aber so dringend ist die Angelegenheit nicht, dass man Eure Eminenz damit belästigen sollte.«

»Ach, wissen Sie, eigentlich bin ich sogar ziemlich fasziniert von der Sache. Vor meinem Eintritt ins Seminar habe ich eine Diplomarbeit über europäische Geschichte geschrieben. Die Möglichkeit, an einer solchen Studie mitzuwirken, ist eher eine Ehre als eine Last. Also, sagen Sie mir bitte, wie wir Ihnen unter die Arme greifen können.«

Henry lächelte innerlich über sein Glück, unter diesen Geistlichen einen mit einer Vorliebe für Geschichte gefunden zu haben. Er räusperte sich. »Mit Hilfe Eurer Eminenz hoffe ich, Zugang zu den Archiven der Kirche zu erhalten und aus dem, was ich dort finde, die Vergangenheit dieses Mannes zusammensetzen zu können, vielleicht sogar zu erfahren, was ihm zugestoßen ist.«

»Aber sicher. Meine Büros stehen Ihnen zur freien Verfügung, denn falls die Mumie tatsächlich ein Mönch des Dominikanerordens ist, verdient er es, von seinen Sünden losgesprochen und begraben zu werden, wie es einem Priester geziemt. Falls noch Nachfahren dieses Mannes am Leben sein sollten, hielte ich es für richtig, die sterblichen Überreste für ein angemessenes Begräbnis an die Familie zu übergeben.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Ich habe versucht, so viele Informationen wie möglich im Alleingang zu erhalten, aber jetzt benötige ich Zugriff auf Ihre Archive. Bislang habe ich nur den Nachnamen des Burschen herausbekommen – de Almagro. Sehr wahrscheinlich war er ein Mönch des spanischen

Zweigs der Dominikaner, so etwa um 1500 herum. Ich habe auch eine Kopie des Familienwappens des Mannes, die ich Ihnen gern zufaxen würde.«

»Hmmm ... 1500 ... bei so alten Aufzeichnungen müssen wir möglicherweise die Archive einzelner Abteien durchsuchen. Das dürfte einige Zeit kosten.«

»Das habe ich vermutet, aber ich wollte zumindest anfangen, bevor ich mich wieder nach Peru begeben.«

»Ja, und das bringt mich auch auf eine Idee, wo wir beginnen sollten. Ich leite Ihre Zeichnung natürlich an den Vatikan weiter, aber in Cusco, Peru, gibt es auch eine sehr alte Enklave der Dominikaner, der ein Abt namens Ruiz vorsteht, glaube ich. Wenn Ihr Priester auf eine Mission nach Peru ausgesandt wurde, könnte die dortige Abtei vielleicht eine Aufzeichnung darüber besitzen.«

Henry richtete sich in seinem Sessel auf. Die Aufregung versorgte seinen ermüdeten Körper mit frischer Energie. Natürlich! Daran hätte er selbst denken sollen! »Ausgezeichnet! Vielen Dank, Erzbischof Kearney. Vermutlich wird sich Ihre Hilfe als unbezahlbar bei der Lösung dieses Rätsels erweisen.«

»Das hoffe ich. Ich gebe meinem Sekretär Anweisung, Ihnen unsere Faxnummer mitzuteilen, und erwarte Ihre Sendung.«

»Ich schicke es sofort los.« Nur am Rande registrierte Henry, dass er ins Vorzimmer zurückverbunden wurde, wo man ihm die Faxnummer gab, denn in seinen Gedanken ging er schon die verschiedensten Möglichkeiten durch. War Bruder de Almagro längere Zeit in Peru gewesen, gäbe es vielleicht sogar einige Briefe und Berichte des Mannes an die Abtei in Cusco. Vielleicht enthielten solche Schriftstücke den Schlüssel zu der verschollenen Stadt.

Mit tauben Fingern legte Henry auf und ließ die Skizze des Rings in das Faxgerät gleiten. Er wählte und horchte auf das Surren und Summen, als die Verbindung hergestellt wurde.

Während der Übertragung lenkte Henry seine Gedanken ge-

waltsam zu dem anderen Geheimnis, das die Mumie umgab. Er hatte die Nacht mit der Suche nach der Vergangenheit dieses Burschen verbracht, aber da ihm die Sache jetzt aus der Hand genommen worden war, gestattete er sich einige Spekulationen über das letzte Puzzleteil der Mumie. Davon hatte er dem Erzbischof nichts erzählt. Er stellte sich im Geiste die Explosion des Mumienkopfes und das umherspritzende Gold vor.

Was genau war da passiert? Was war das für eine Substanz? Der Erzbischof hätte auf diese Sache kein neues Licht werfen können, das wusste Henry genau. Nur eine Person konnte ihm helfen, und zwar eine, die er sowieso unter einem Vorwand anrufen wollte. Seit er sie nach drei Jahrzehnten zum ersten Mal wieder gesehen hatte, ließ ihn diese Frau nicht mehr los.

Das Faxgerät piepte, die Übertragung war beendet. Henry nahm den Hörer und wählte die zweite Nummer. Es klingelte fünf Mal, dann meldete sich eine atemlose Stimme. »Hallo?«

»Joan?«

Verwirrung. »Ja?«

Henry sah das schmale Gesicht der Pathologin vor sich, umgeben von einer Kaskade rabenschwarzer Haare. Die Zeit hatte ihr kaum etwas anhaben können: nur eine Spur von Grau, eine Lesebrille auf der Nase, ein paar neue Falten. Aber ihre bezauberndsten Merkmale waren unverändert: das schattenhafte Lächeln, der amüsierte Blick. Sogar ihre rasche Auffassungsgabe und leidenschaftliche Neugier waren während der Jahre im Institut nicht eingeschlafen. Henry entdeckte plötzlich, dass ihm das Sprechen Schwierigkeiten bereitete. »H... Henry hier. T... Tut mir Leid, dich so früh zu stören.«

Ihre Stimme verlor ihre kalte Leidenschaftslosigkeit und wurde beträchtlich wärmer. »Früh? Also weißt du, ich bin gerade vom Krankenhaus zurück.«

»Du hast die ganze Nacht gearbeitet?«

»Na ja, ich habe mir die Untersuchungsergebnisse deiner Mumie noch mal zu Gemüte geführt und, na ja ...«, eine kleine,

verlegene Pause, »... überhaupt nicht so recht auf die Zeit geachtet.«

Henry warf einen Blick auf die eigene zerknitterte Kleidung und lächelte. »Ich kenn das.«

»Also hast du was Neues erfahren?«

»Ich habe ein paar Teile zusammengesetzt.« Rasch berichtete er ihr von dem entdeckten Namen des Mönchs sowie seinem Anruf beim Erzbischof. »Was ist mir dir? Etwas Neues von der Front?«

»Nicht viel. Aber ich würde mir einige meiner Funde gern noch mal genau ansehen. Das Material im Schädel erweist sich als höchst ungewöhnlich.«

Bevor Henry sich hätte im Zaum halten oder die möglichen Konsequenzen einer solchen Entscheidung abwägen können, legte er nach. »Wie wär's mit einem gemeinsamen Mittagessen?« Als die Worte heraus waren, krümmte er sich innerlich. So dringlich hatte er es nicht klingen lassen wollen. Er wurde rot.

Eine lange Pause. »Ich fürchte, das geht nicht.«

Henry hätte sich für seine unprofessionelle Vorgehensweise in den Hintern treten können. Seit Elizabeths Tod war ihm das Gefühl dafür abhanden gekommen, wie man sich einer Frau auf romantische Weise näherte – allerdings hatte er bislang auch noch nie großartig den Drang danach verspürt.

»Aber wie wär's mit einem Abendessen?«, fuhr Joan fort. »Ich kenne einen netten Italiener am Fluss.«

Henry schluckte heftig und kämpfte mit den Worten. Durfte er die Hoffnung hegen, dass sie mehr als nur ein Treffen unter Kollegen vorschlug? Vielleicht eine Erneuerung alter Gefühle? Aber es war so lange her. So viel Zeit war seit ihren Jahren am College verstrichen. Jeder hatte sein Leben gelebt. Welcher kleine Funke damals auch immer zwischen ihnen aufgeflammt sein mochte, inzwischen war er sicher längst verloschen.

»Henry?«

»Ja ... ja, das wäre großartig.«

»Du wohnst im Sheraton, ja? Ich hole dich so gegen acht ab. Soll heißen, wenn ein spätes Abendessen für dich in Ordnung geht?«

»Natürlich. Das wäre großartig. Ich esse oft spät, also ist das kein Problem. Und ... und, eigentlich –« Henrys nervöses Gestammel wurde netterweise vom Piepen eines ankommenden Anrufs unterbrochen. Er hustelte verlegen. »Tut mir Leid, Joan, da ruft noch jemand an. Ich bin gleich wieder dran.«

Henry senkte den Hörer, holte tief Luft, um sich zu beruhigen, und schaltete dann auf die andere Leitung um. »Ja?«

»Professor Conklin?«

Henry erkannte die Stimme wieder. Er runzelte die Stirn.

»Erzbischof Kearney?«

»Ja. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass ich Ihr Fax erhalten und einen Blick darauf geworfen habe. Was ich da gesehen habe, war eine ziemliche Überraschung.«

»Inwiefern?«

»Das Emblem der gekreuzten Schwerter über dem Kruzifix. Als ehemaliger Forscher auf dem Gebiet der europäischen Geschichte ist es mir recht vertraut.«

Henry nahm den Silberring des Mönchs und hielt ihn ans Licht. »Mir ist es selbst bekannt vorgekommen, aber ich hab's nicht unterbringen können.«

»Das überrascht mich nicht. Es ist ein ziemlich archaisches Symbol.«

»Für was steht es denn?«

»Es ist das Zeichen der spanischen Inquisition.«

Henry blieb die Luft weg. »Was?« Bilder von Folterkammern und Fleisch, das von glühend heißen Eisen versengt wurde, blitzten vor seinem inneren Auge auf. Die schwarze Sekte des Katholizismus war seit langem aufgelöst und wurde geschmäht wegen der Jahrhunderte, in denen sie im Namen der Religion gefoltert und gemordet hatte.

»Ja. Dem Ring nach zu urteilen, war unser mumifizierter Mönch ein Inquisitor.«

»Gott verdammt!«, fluchte Henry und vergaß einen Moment lang, mit wem er da sprach.

Der Erzbischof kicherte belustigt. »Ich fand, dass Sie es wissen sollten, aber jetzt muss ich los. Ich werde Ihre Informationen an den Vatikan und an Abt Ruiz in Peru weiterleiten. Hoffentlich erfahren wir bald mehr.«

Der Erzbischof legte auf. Henry saß wie betäubt da, bis ihn das Klingeln des Telefons in seiner Hand aufschreckte. »O Gott ... Joan!« Henry schaltete zu der Pathologin zurück, die er in der Warteschleife gelassen hatte. »Tut mir Leid, dass es so lange gedauert hat«, sagte er hastig, »aber es war noch mal Erzbischof Kearney.«

»Was wollte er?«

Immer noch erschüttert von der Enthüllung berichtete Henry, was er erfahren hatte.

Joan schwieg einen Augenblick lang. »Ein Inquisitor?«

»Scheint so«, erwiderte Henry. Er sammelte sich. »Ein weiteres Teil in einem immer größer werdenden Puzzle.«

»Erstaunlich«, sagte sie. »Anscheinend dürfen wir uns heute Abend beim Essen über noch etwas den Kopf zerbrechen.«

Henry hatte kurzzeitig ihre Verabredung vergessen. »Ja, natürlich. Bis heute Abend«, sagte er dann mit echter Begeisterung.

»Es ist ein Date.« Joan verabschiedete sich rasch und hängte dann ein.

Langsam legte Henry den Hörer zurück auf die Gabel. Er wusste nicht, was ihn mehr überraschte – dass die Mumie Mitglied der spanischen Inquisition gewesen war oder dass er ›ein Date‹ hatte.

Gil stieg die Treppe des einzigen Hotels in der Dschungelstadt Villacuacha hinauf. Die hölzernen Stufen quietschten unter seinem Gewicht. Selbst in dem schattigen Haus konnte man der

vormittäglichen Hitze nicht so leicht entrinnen. Die schweißtreibende Wärme hatte sich wie eine schwere Decke um Gil gelegt. Mit der Stulpe seines zerrissenen Ärmels wischte, er sich die Feuchtigkeit vom Hals und fluchte unterdrückt. Nach der nächtlichen Flucht durch den Regenwald war er völlig zerkratzt und äußerst übel gelaunt. Trotzdem hatte er sofort dieses Treffen arrangiert und anschließend nur ein kurzes Nickerchen gehalten.

»Er kommt besser nicht zu spät«, knurrte Gil, während er zum dritten Treppenabsatz hinaufstieg. Nachdem er aus dem Lager der Amerikaner geflohen war, hatte er genau bei Sonnenaufgang einen Trampelpfad durch den Regenwald erreicht. Zum Glück war er einem einheimischen Indianer mit einem Muli und einem Wagen mit schiefen Rädern begegnet. Eine Hand voll Münzen hatten ihm die Fahrt ins Dorf verschafft. Dort angekommen, hatte er sofort seinen Kontaktmann angerufen – den Mann, der dafür gesorgt hatte, dass er in das amerikanische Team geschleust wurde. Sie hatten sich zu einem mit-täglichen Treffen in diesem Hotel verabredet.

Gil tätschelte den goldenen Becher in seiner Tasche. Sein Kontaktmann, ein Antiquitätenhändler, sollte eine hübsche Summe für einen so seltenen Fund bezahlen, und zwar möglichst ohne zu murren. Wenn Gil überhaupt noch darauf hoffen konnte, eine Mannschaft anzuheuern, mit der er die Ausgrabungsstätte plündern konnte, benötigte er rasch einige Mittel – und zwar bar auf die Hand.

Gil strich über das lange Messer an seinem Gürtel. Wenn es hart auf hart käme, würde er den Burschen damit von seinen Preisvorstellungen überzeugen. Nichts sollte mehr zwischen ihm und dem Schatz stehen, schon gar nicht nach dem Preis, den er dafür schon bezahlt hatte.

Oben angekommen schob Gil den Verband über der verbrannten Stelle zurecht. Für die Narben, die er zurückbehalten würde, erhielt er seine Belohnung. Das schwor er sich. Er biss

entschlossen die Zähne zusammen, ging den schmalen Flur entlang, fand die richtige Tür und klopfte an.

Eine feste Männerstimme gab Antwort. »Komm rein!«

Gil probierte die Tür. Sie war unverschlossen. Er drängte sich ins Zimmer und wurde sofort von zwei Dingen überwältigt. Das eine war die erfrischende Kühle im Raum. Ein Ventilator drehte sich träge an der Decke und sorgte dadurch für eine sanfte Luftbewegung, die die Feuchtigkeit wegzuwaschen schien. Zwei Fenster, die bis zum Boden reichten und auf einen Balkon hinausführten, standen weit offen. Sie überblickten den schattigen Innenhof des Hotels. Von irgendwoher jenseits der dampfenden Wärme des Regenwalds strömte eine kühle Brise durch diese offenen Türen ins Zimmer. Weiße Spitzenvorhänge schwangen in dem sanften Wind hin und her, während sich dünne Moskitonetze um das Einzelbett leicht wie die Segel eines Schiffes blähten.

Mehr jedoch als die Brise erwies sich überraschenderweise der Bewohner des Raums als die eigentliche Quelle der Kühle. Zum ersten Mal begegnete Gil seinem Kontaktmann von Angesicht zu Angesicht. Der große Mann saß mit dem Rücken zur offenen Balkontür in einem gepolsterten Rattansessel und wandte ihm das Gesicht zu. Er war von den Schuhen bis hin zum zugeknöpften Hemd in Schwarz gekleidet. Er hatte die Beine lässig übereinander geschlagen und hielt einen eisgekühlten Drink in der Hand. Seinem braun gebrannten Teint nach zu schließen, war er spanischer Abstammung. Dunkle Augen unter kurz geschnittenen schwarzen Haaren starrten Gil abschätzend an. Er trug einen dünnen Oberlippenbart. Der Mann lächelte nicht. Die einzige Bewegung war ein Zucken der Augen in Richtung auf den anderen Sessel im Raum. Damit wollte er wohl andeuten, dass Gil sich setzen solle.

Gil, der immer noch seine zerrissene und schweißgetränkte Kleidung trug, kam sich vor wie ein Bauer vor einem König. Er brachte nicht einmal eine sicher berechnete Verärgerung

über das Gehabe des Mannes auf. Er spürte eine Härte, der er nichts entgegenzusetzen hatte. Die er nicht einmal herausfordern durfte. Er musste sich zum Sprechen zwingen. »Ich ... ich habe dabei, worüber wir gesprochen haben.«

Der Mann nickte bloß. »Dann müssen wir nur noch über den Preis reden.«

Langsam ließ sich Gil in den Sessel hinab. Er merkte, dass er nur so gerade auf dem Rand der Sitzfläche kauerte, sodass er sich nicht zurücklehnen und es sich bequem machen konnte. Plötzlich wollte er dieses Geschäft bloß noch hinter sich bringen, egal, was der Mann bezahlen würde. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als die Kühle des Raums sofort wieder zugunsten der vertrauten Schwüle der geschäftigen Stadt einzutauschen.

Gil war sogar außerstande, den Blick des Mannes zu erwidern. Stattdessen starrte er aus dem Fenster zum Kirchturm der Stadt hinüber. Das dünne weiße Kreuz hob sich deutlich gegen den blauen Himmel ab.

»Zeig mir, was du gefunden hast«, sagte der Mann. Das Eis in seinem Drink klirrte, als er das Glas ein wenig schwenkte und damit Gils Aufmerksamkeit wieder auf sich lenkte.

»Ja, natürlich.« Gil schluckte den trockenen Kloß in der Kehle hinunter, fischte den Becher mit der Kerbe heraus und stellte ihn zwischen sie beide auf den Tisch. Rubine und Smaragde glitzerten hell auf dem Gold. Beim Anblick des Drachens aus Edelsteinen, der sich um den dicken Goldpokal wand, verspürte Gil wieder seine alte Entschlossenheit. »Und ... und da ist noch mehr«, sagte er. »Mit ausreichend Männern und den richtigen Werkzeugen könnte ich bis zum Ende der Woche hundertmal so viel holen.«

Der Mann achtete nicht auf Gils Worte. Er stellte seinen Drink auf den Tisch und streckte die Hand nach dem Inkabecher aus. Er hob ihn ins Sonnenlicht und betrachtete ihn quälend lang von allen Seiten.

Beim Warten rang Gil die Hände im Schoß. Er starrte die

Kerbe an der Tülle des Pokals an, während der Mann die handwerkliche Verarbeitung studierte. Gil befürchtete, ein solcher Makel könnte den Preis beträchtlich herabsetzen. Der Bursche hatte ausdrücklich gesagt, dass alle Kunstwerke, die man ihm brachte, unversehrt zu sein hatten.

Schließlich setzte der Mann den Becher wieder auf den Tisch. Jetzt wagte Gil, ihm in die Augen zu sehen. Er erkannte in ihnen nichts als Verärgerung.

»Die Kerbe ... sie ... sie ... ist schon da gewesen«, stammelte er rasch.

Schweigend stand der Mann auf und ging zu einer kleinen Bar. Gil hörte, wie er weiteres Eis in sein Glas gab. Dann trat er hinter Gil, der sich nicht dazu durchringen konnte, sich umzudrehen. Er starrte bloß die Kostbarkeit auf dem Tisch an. »Wenn Sie ihn nicht haben wollen, ich ... also, Sie sollen sich nicht verpflichtet fühlen.«

Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass sich der Mann zu ihm hinabbeugte. Instinktiv zitterten die kleinen Härchen in seinem Nacken. Eine Reaktion wie bei seinen Vorfahren, die noch in Höhlen gelebt hatten. Dann spürte Gil den Atem des Mannes am Ohr.

»Es ist nur gewöhnliches Gold. Wertlos.«

Gils Hand fuhr zu dem Messer an seinem Gürtel. Er spürte die Gefahr, jedoch zu spät. Seine Finger fanden lediglich eine leere Scheide vor. Bevor er hätte reagieren können, wurde sein Kopf an den Haaren zurückgerissen; er sah sein eigenes Messer in der Hand des Mannes. Ihm blieb nicht einmal ausreichend Zeit zu überlegen, wie dieser Mann es angestellt hatte, ihm die Waffe abzunehmen. Ein Zucken der Hand des Mannes und der Dolch schlitzte Gil die Kehle auf, zog eine feurige Linie von Ohr zu Ohr. Dann wurde er nach vorn gestoßen und fiel zu Boden, sein Blut spritzte über die weiß gestrichenen Dielen.

Er wälzte sich auf den Rücken und sah den Mann zur Bar zurückkehren und dort seinen Drink wieder in die Hand nehmen,

während Gil am eigenen Blut erstickte. »B... Bitte ...«, gurgelte er und hob flehentlich einen Arm, während das Licht im Raum allmählich verblasste. Der Mann beachtete ihn gar nicht.

Gils Augen füllten sich mit Tränen und er wandte sich erneut dem offenen Fenster und dem strahlenden Kruzifix im blauen Himmel zu. *Bitte, bitte nicht so*, betete er stumm. Aber auch dort drüben fand er keine Erlösung.

Der Mann hatte sein Glas geleert und betrachtete jetzt Guillermo Salas leblosen Körper. Die Blutlache wirkte auf dem weißen Fußboden fast schwarz. Seine Tat verschaffte ihm keine Befriedigung. Der Chilene hatte seinem Zweck gedient und stellte nun eher ein Risiko dar, als dass er seiner Sache dienlich gewesen wäre.

Seufzend durchquerte er das Zimmer, wobei er sorgsam darauf achtete, sich nicht die blank geputzten Schuhe mit dem Blut zu besudeln. Er holte den Inkaschatz vom Tisch, wog ihn kurz in der Hand und überlegte, wie viel er noch wert wäre, wenn man die Edelsteine herausgedrückt und den Becher zu einem Barren geschmolzen hätte. Es war nicht die Entdeckung, auf die seine Gruppe gehofft hatte, aber sie würden sich damit zufrieden geben müssen. Gils Beschreibung der unterirdischen Kammer nach zu schließen, bestand nach wie vor die Chance einer bedeutenderen Entdeckung. Er kehrte zum Bett zurück, nahm die kleine Ledertasche und packte den Becher hinein.

Er musterte das Zimmer. Es würde bei Einbruch der Nacht gesäubert werden.

Mit der Tasche in der Hand verließ er das Zimmer und tauschte dessen kühle Brise gegen die feuchte Hitze des schmalen Flurs und der Treppe ein. Sofort stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Er schenkte ihm keine Beachtung. Er war in diesen feuchten Hochlanden aufgewachsen und an das schweißtreibende Klima gewöhnt. Er war ein Halbblut, halb Spanier, halb Indianer, mit anderen Worten, ein *Mestize*. Also eigentlich

weder Spanier noch Indianer. Trotz dieses Makels, der ihn hier unter den Menschen des Hochlands entehrte, hatte er sich zu einer Position emporgekämpft, die ihm Respekt verschaffte.

Nachdem er die kleine Eingangshalle des Hotels durchquert hatte, trat er in den mittäglichen Sonnenschein hinaus. Die Treppe draußen blendete in dem strahlenden Licht. Er beschattete sich die Augen und tastete sich die Stufen hinab. Fast wäre er über eine Indianerfrau gestolpert, die mit ihrem Baby auf der untersten Stufe hockte.

Die Frau, die ein grob gewebtes Gewand und einen Schal trug, war ebenso erschrocken über ihn wie über seine Entschuldigung. Aber sie fiel vor ihm auf die Knie, packte sein Hosenbein und hob ihm ihr Baby entgegen, das in eine leuchtend gefärbte Alpakadecke gehüllt war. Sie flehte ihn in ihrem heimatlichen Quecha an.

Er lächelte ihr wohlwollend zu, nickte als Antwort und legte seine Tasche auf die unterste Stufe. Dann griff er sich an den Hals und zog sein silbernes Brustkreuz heraus, das sich deutlich vor seiner schwarzen Kleidung abhob. Er hielt eine Hand über den Kopf des Babys und erteilte ihm rasch seinen Segen. Anschließend küsste er es auf die Stirn, nahm seine Tasche und setzte seinen Weg die Straße hinab fort. Sein Ziel war die Kirche, deren Türme ihn gewissermaßen heimgeleiteten.

Die kleine Indianerfrau rief ihm nach: »*Gracias!* Vielen Dank, Bruder Otera!«

In der Dunkelheit des zusammengestürzten Tempels schlich die Zeit dahin. Maggie kam es vor, als wären mehrere Tage verstrichen, aber wenn ihre Uhr richtig ging, war es erst der folgende Tag, kurz vor Mittag. Sie waren noch keine zwölf Stunden eingeschlossen.

Maggie hatte die Arme vor der Brust verschränkt und musterte die anderen, die wenige Schritte entfernt in dem Hauptgang standen. Sam stand neben dem herabgestürzten Felsen drüben,

hatte sich das Gewehr um die Schulter gehängt und hielt das Sprechfunkgerät dicht an die Lippen. Seit der Morgendämmerung hatte der Texaner regelmäßig Gespräche mit Philip geführt. Er hatte die Batterie des Geräts so gut wie möglich geschont, während er gleichzeitig alles tat, um ihren Leiter in seiner Einschätzung der Lage zu unterstützen.

»Nein!«, schrie Sam in das Sprechfunkgerät. »Der Schutthaufen ist alles, was diese Ebene vor dem Einsturz bewahrt. Wenn du versuchst, den ursprünglichen Schacht wieder auszugraben, schüttest du uns alles andere auf den Kopf.« Es folgte eine lange Pause, in der Sam sich Philips Antwort anhörte. »Scheiße, Philip! Hör mir zu! Ich bin hier unten! Ich sehe, wie die Stützwände auf der Steinblockade hängen. Du wirst uns umbringen. Finde heraus, wo diese Plünderer sich einen Tunnel gegraben haben. Das ist die beste Möglichkeit.«

Kopfschüttelnd betrachtete Sam das Gerät. »Der Idiot da oben ist völlig von der Rolle«, meinte er zu Maggie. »Wie üblich sucht er nach der schnellsten Lösung.«

Sie widmete Sam ein flüchtiges Lächeln. Sie persönlich suchte ebenfalls nach der schnellsten Lösung.

Ralph und Norman standen neben ihrer einzigen Lichtquelle, Denals Taschenlampe. Ralph hielt sie, damit Sam die Zerstörung und den Zustand ihres zerbröckelnden Dachs untersuchen konnte. Nach dem kurzen Nickerchen, das sie in der Nacht halten konnten, hatte Norman ein paar Fotos gemacht. Seine Kamera hing jetzt an einem Riemen, den er sich um den Bauch geschnallt hatte. Wenn sie die Sache hier heil überständen, hätte Norman einige preisverdächtige Fotoserien über ihr Abenteuer zu bieten. Doch aus dem bleichen Gesicht des Fotografen schloss Maggie, dass dieser liebend gern den Pulitzer-Preis gegen die Chance zur Flucht eintauschen würde.

»Achtung!«

Der Ruf von hinten schreckte Maggie auf. Sie erstarrte, doch plötzlich wurde sie von einer Hand nach vorn geschoben. Sie

stolperte mehrere Schritte und da krachte auch schon ein großer Granitblock auf die Steine hinter ihr. Der ganze Tempel bebte. Ein paar Atemzüge lang glaubte sie, an dem Staub zu erstickten.

Mit der Hand wedelnd wandte sich Maggie um und sah einen staubbedeckten Denal wieder auf die Beine kommen. Der Felsbrocken, der sich gelöst hatte, lag zwischen ihnen. Maggie war wie vom Donner gerührt. Sie wäre um ein Haar zerquetscht worden.

Sam war bereits an ihrer Seite. »Du musst die Decke im Auge behalten«, ermahnte er sie.

»Jetzt mach keine Witze, Sam.« Sie wandte sich dem Jungen zu, der gerade über den Felsbrocken kletterte. Ihre Stimme wurde weicher. »Vielen Dank, Denal!«

Er murmelte etwas in seiner Muttersprache, wich ihrem Blick jedoch aus. Wäre das Licht besser gewesen, so hätte sie bestimmt erkennen können, dass er rot wurde, da war sich Maggie sicher. Sie hob sein Kinn und küsste ihn auf die Wange. Als sie ihn losließ, waren seine Augen größer als Suppentassen.

Sie wandte sich ab, um Denal weitere Verlegenheiten zu ersparen. »Sam, wir sollten uns vielleicht auf die Ebene tiefer zurückziehen.« Sie winkte mit einer Hand zu dem herabgefallenen Felsbrocken hinüber. »Du hast nämlich Recht. Dieser Bereich ist völlig instabil. Vielleicht sind wir etwas weiter weg sicherer.«

Sam ließ sich ihren Vorschlag durch den Kopf gehen. Er nahm seinen Hut ab und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare, während er die Decke musterte. »Vielleicht ist da was dran.«

Ralph kam zu ihnen und richtete die Lampe nach oben. »Seht mal, wie sehr die Deckenplatten gegeneinander verschoben sind.«

Maggie blickte nach oben. Ralph hatte scharfe Augen. Einige der Quader waren ein paar Zentimeter gegeneinander geneigt,

durch die Explosion von ihrem angestammten Platz gerissen. Da verschob sich gerade ein weiterer Stein um einen Zentimeter.

Sam musste es auch gesehen haben, denn seine Stimme zitterte, als er sagte: »Na gut, dann eine Etage abwärts.«

Ralph ging mit der Taschenlampe voraus.

Norman folgte. »Jetzt im Moment war mir nichts lieber als ein großes Glas Limonade, bis zum Rand voll mit Eiswürfeln.«

Sam nickte. »Wenn du die Bestellungen aufnimmst, Norman, dann hätte ich gern was mit 'ner Schaumkrone oben drauf. Vielleicht ein großes Bier in einem eisgekühlten Krug, mit Zitrone.«

Maggie wischte sich Staub und Schweiß von der Stirn. »In Irland trinken wir unsere Pints warm ... aber im Augenblick wäre ich sogar bereit, mich eurer barbarischen amerikanischen Angewohnheit zu unterwerfen und das Bier kalt zu trinken.«

Ralph lachte und sie erreichten die Leiter. »Ich bezweifle, dass uns die Inka hier unten einen Kühlschrank hinterlassen haben. Aber ich mache mich gern auf die Suche.« Er winkte mit seiner Taschenlampe, Maggie solle als Erste hinabsteigen, während er ihr leuchtete.

Ihr erstarb das Lächeln auf den Lippen, als sie aus dem Schein der Lampe in den Dämmer der nächsten Ebene hinabstieg. Ihr neckisches Geplänkel angesichts größter Gefahr trug wenig dazu bei, sich gegen das echte Entsetzen zu wehren; die Dunkelheit hinter der Helligkeit war ständig präsent und erinnerte sie daran, wie prekär ihre Lage war.

Während sie auf die anderen wartete, dachte sie über Ralphs jüngste Bemerkung nach. Tja, was *hatten* die Inka ihnen hier hinterlassen? Was lag in der Kammer auf der anderen Seite der versiegelten Tür und was war Gils beiden Gefährten zugestoßen?

Zu dem Zeitpunkt, als die anderen sich am Fuß der Leiter auf der zweiten Ebene wieder versammelt hatten, war Maggies

Neugier angestachelt. Sich wieder auf diese Rätsel zu konzentrieren milderte auch ein wenig ihre Furcht davor, unter zwanzig Metern eines einstürzenden Tempels begraben zu werden. Wenn die Angst zu groß würde ...

Maggie schüttelte den Kopf. Sie würde nicht noch einmal die Beherrschung verlieren. Mit einem leisen Schuldgefühl sah sie Sam die Leiter hinabsteigen. Nach ihrem Anfall in der vergangenen Nacht war sie ihm gegenüber nicht ganz aufrichtig gewesen. Sie hatte ihm nichts davon erzählt, dass ihre ›Anfälle‹ erst angefangen hatten, nachdem sie Zeuge von Patrick Dugans Tod in einem Belfast-er Straßengraben geworden war. Hinterher hatten die Ärzte keine körperliche Ursache für ihre Anfälle gefunden, obwohl sie sich einig gewesen waren, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach eine Art heftiger Panikattacken darstellten. Sie schob das wachsende Schuldgefühl beiseite. Die Einzelheiten gingen Sam nichts an. Seit sie verschüttet worden waren, hatte sie die Situation allmählich immer besser in den Griff bekommen. Solange sie sich ablenken konnte, war alles in Ordnung mit ihr.

Sam testete gerade das Funkgerät. Es funktionierte immer noch, aber so weit unten war das Knistern und Knacken weit- aus stärker. Er setzte Philip von ihrem Ortswechsel in Kenntnis.

Danach ging Maggie zu Sam hinüber. Sie leckte sich die Lippen. »Ich würde mir gern deine UV-Lampe ausleihen.«

»Wozu?«

»Ich möchte nachsehen, welchen Schaden Gil und die anderen angerichtet haben.«

»Ich kann dich nicht allein losgehen lassen. Wir müssen zusammenbleiben.« Er wollte sich abwenden.

Sie fasste ihn an der Schulter. »Das war keine Bitte, Sam. Ich werde auf jeden Fall gehen. Es wird nur ein paar Minuten dauern.«

Denal stand ein paar Schritte entfernt. »Ich ... ich gehen mit

Ihnen, Miss Maggie.«

Sam drehte sich zu ihnen herum und erkannte offenbar ihre Entschlossenheit. »Na gut. Aber nicht länger als fünfzehn Minuten. Wir müssen aufpassen, dass uns das Licht nicht ausgeht, und ich möchte euch beiden nicht hinterherjagen müssen.«

Maggie nickte. »Vielen Dank, Sam.«

»Ich komme mit«, meinte Norman und schlang sich die Kamera enger um die Schulter.

Ralph zeigte ebenfalls einen Funken Interesse, den Sam jedoch im Keim erstickte. »Ihr drei geht los. Ralph und ich werden diese Ebene mit der Taschenlampe durchsuchen und uns davon überzeugen, dass hier so weit alles in Ordnung ist.« Er holte die Lampe aus der Tasche und hielt sie Maggie hin, ließ sie aber nicht ohne eine letzte strenge Ermahnung los. »Fünfzehn Minuten. Seid vorsichtig!«

Sie hörte die Sorge aus seinen Worten heraus und antwortete deshalb freundlicher. »Natürlich, Sam«, sagte sie leise und nahm ihm die UV-Lampe ab. »Du musst dir keine Sorgen machen.«

Er grinste und widmete sich dann wieder seinem Sprechfunk und der Debatte mit Philip.

Maggie schaltete die UV-Lampe ein und winkte ihren beiden Gefährten, sie sollten ihr zur nächsten Leiter folgen. Kaum hatten sie den helleren Bereich verlassen, hüllte sie die Dunkelheit des Tempels ein. Der purpurfarbene Lichtschein erleuchtete den Quarz in den Granitblöcken vor ihnen und erzeugte eine miniaturisierte Sternenlandschaft, die sich weiter den Gang hinab ausbreitete. Maggie ging voran, die anderen hielten sich dicht hinter ihr.

Während sie die Leitern zur untersten Ebene der Ausgrabung abstiegen, tönte Maggie der eigene Pulsschlag immer lauter in den Ohren. Bald hatte sie fast den Eindruck, ihr Herz würde außerhalb ihrer Brust schlagen.

»Was ist das für ein Krach?«, fragte Norman, als er unten

angekommen war.

Denal flüsterte: »Ich höre schon vorher. Nachdem Senor Sala da durch die Tür gekrochen.«

Maggie erkannte, dass sie nicht den eigenen Pulsschlag hörte, sondern das Wummern tief aus dem Herzen des Tempels kam. Sogar durch die Steine hindurch spürte sie die Vibrationen unter den Fußsohlen.

»Hört sich an wie das Ticken einer großen Uhr«, meinte Norman.

Maggie hob ihre Lampe. »Gehen wir weiter.« Im Vergleich zu den sonoren Schlägen von unten klang ihre eigene Stimme wie das Piepsen einer Maus.

Sie wand sich durch die letzten Gänge und stand bald vor der beschädigten Pforte. Zerstörte Riegel markierten die Stellen, wo die Siegel aufgebrochen worden waren. Die drei Hematit-Bänder mit den Einkerbungen lagen im Schmutz neben der Schwelle, achtlos beiseite geworfen und vom Brecheisen zerkratzt. Das Werkzeug lehnte immer noch an der Mauer.

Denal beugte sich hinunter, hob das Brecheisen auf und umklammerte es fest mit der Hand. Er warf Maggie einen Blick zu. Sie hatte nichts dagegen, dass er sich eine Waffe nahm.

Die Türöffnung war teilweise durch den umgestürzten Stein blockiert, der einmal den Zutritt zu diesem Abschnitt des Tempels versperrt hatte. Norman kniete sich ein gutes Stück vor die Öffnung, rückte die Brille zurecht und versuchte, ins Innere zu spähen. »Ich sehe gar nichts.«

Maggie trat neben ihn. Offenbar wollte keiner von beiden noch näher an die Tür heran. Maggie fielen das Entsetzen in Gils Augen und die blutige, verbrannte Stelle auf seiner Wange ein. Was erwartete sie da vorn?

Norman und sie tauschten einen Blick aus. Sie zuckte mit den Schultern, hielt die Lampe wie eine Pistole vor sich und bewegte sich langsam vorwärts. An der Türöffnung blieb sie stehen und streckte den Arm mit der Taschenlampe hindurch.

Das Licht erhellte einen kurzen Gang. Das tiefe Ticken war dort bei weitem lauter. Ruhig sagte Maggie: »Genau vor uns ist anscheinend ein großer Raum. Aber das Licht reicht nicht ganz bis dahin.« Sie sah sich über die Schulter nach Norman um.

»Vielleicht warten wir besser auf die anderen«, flüsterte der Fotograf.

Eigentlich hatte Maggie gerade genau dasselbe vorschlagen wollen, aber da der Vorschlag nun zuerst von Norman gekommen war, sträubte sie sich dagegen. Nur zu gut konnte sie sich Sams blasierten Ausdruck vorstellen, wenn sie nicht wenigstens einen kurzen Blick riskiert hätte. Sie hatten die Batterien der UV-Lampe verschwendet, um bis hierhin zu kommen; dafür sollten sie zumindest etwas vorweisen können. »Ich gehe rein«, sagte sie und ging los, bevor die Angst sie womöglich zögern ließ. Sie würde sich nicht von der lähmenden Furcht ihrer Kindheit beherrschen lassen.

»Dann gehen wir besser alle«, meinte Norman und kroch ihr über die umgestürzte Steintür nach.

Nachdem Maggie das Hindernis überwunden hatte, stand sie in dem Vorraum. Norman und Denal folgten ihr. »Seht mal«, sagte sie und zeigte mit der Lampe darauf. »Da, vor uns, da ist was, das spiegelt sich im Licht wider.« Wie bezaubert kroch sie langsam weiter.

»Warte!«, meinte Norman. »Lass uns erst mal nachsehen, was da hinten ist.«

Maggie drehte sich um und sah, wie der Fotograf die Kamera hob.

»Nicht direkt in den Blitz sehen!«, warnte er.

Sie fuhr herum und da flammte für den kürzesten Augenblick das Blitzlicht auf. Sie keuchte. Nach so langer Zeit im Dunkeln stach die Helligkeit in den Augen. Aber dieser kurze Schmerz war nicht der Grund für ihre schockierte Reaktion. Obwohl der Raum nur für den Bruchteil einer Sekunde erleuchtet gewesen war, hatte sich auf ihren Netzhäuten ein Bild eingebrannt.

»Ha... habt ihr das gesehen?«, fragte sie.

Voller Ehrfurcht murmelte Denal etwas in seiner Muttersprache.

Norman räusperte sich hustend. »Überall Gold und Silber.«

Maggie hob die eigene Lampe, deren purpurfarbener Schein nach dem grellen Licht so kläglich wirkte. »Und diese Statue ... habt ihr die auch gesehen? Sie muss mindestens zwei Meter hoch sein.«

Dicht nebeneinander schoben sie und Norman sich weiter, Denal mit seinem Stemmeisen an ihrer Seite. Norman flüsterte: »Zwei Meter. Die kann doch nicht auch aus Gold gewesen sein, oder?«

Maggie zuckte mit den Schultern. »Bei ihrer ersten Ankunft haben die Spanier den Sonnentempel beschrieben, den sie in Cusco vorgefunden haben. Den *Coricancha*. Wie es hieß, waren die Räume mit dicken Goldplatten belegt und im Innersten des Tempels stand das Modell eines Kornfelds. So groß wie in Wirklichkeit. Halme, Blätter, Ähren, sogar die Erde selbst ... alles aus Gold.« Inzwischen hatten sie den Eingang zu dem Raum erreicht. Maggie kniete nieder und ließ vorsichtig eine Hand über die goldene Platte ihr zu Füßen gleiten. »Erstaunlich ... wir müssen einen weiteren Sonnentempel entdeckt haben.«

Norman stand reglos da. »Was ist das da hinten? Da, am Boden?«

Maggie kam wieder hoch. »Was meinst du?«

Er zeigte auf einen dunklen Schatten am Rand des Lichtkreises, den ihre Lampe warf. Sie hob sie hoch. Das Gold und Silber spiegelte den Schein wie Mondlicht auf einem stillen Teich wider. Dort draußen lag eine dunkle Insel, eine Welle auf dem Wasser. Maggie trat mit ihrer Lampe näher heran und hatte bereits einen Fuß auf die Kante des Metallbodens gesetzt.

Denal hob sein Stemmeisen und versperrte ihr damit den Weg. »Nein, Miss Maggie«, murmelte er. »Riechen falsch hier.«

»Er hat Recht«, sagte Norman. »Wonach stinkt das hier?«

Jetzt bemerkte auch Maggie einen untergründigen Gestank, der den unangenehmen Geruch nach feuchtem Lehm und Moder durchzog. Sie nickte zur Kamera hin. »Tu's noch einmal, Norman.«

Nickend hob der Fotograf seinen Apparat und Maggie sah wieder in Richtung Boden. Das Blitzlicht flammte auf. Maggie fluchte und wich stolpernd von den Fliesen zurück. »Heilige Scheiße!«

Sie legte die Hand über den Mund. Sie hatte ihren Blick gezielt auf die dunkle Insel gerichtet, als der Blitz losgegangen war. Das Gesicht mit dem gepeinigten Ausdruck leuchtete immer noch vor ihrem inneren Auge. Der verzerrte und verdrehte Körper, die Augen, im Angesicht des Todes weit aufgerissen, und das Blut ... so viel Blut. Weiter hinten, in der Nähe der Wand auf der anderen Seite, lag noch eine Leiche.

»Juan und Miguel«, murmelte Denal.

Es folgte ein langes Schweigen.

»Das ist nicht Gils Werk, oder?«, fragte Norman. »Er hat sie nicht wegen des Goldes ermordet?«

Langsam schüttelte Maggie den Kopf. Juans verstümmelter Leichnam war wieder zu einem schattenhaften Klumpen geworden. Während sie hinüberstarrte, schallte immer noch der donnergleiche Herzschlag eines riesigen Untiers durch die Schatzkammer. Da wurde ihr klar, was es war – das Ticken eines großen Getriebes, das sich offenbar hinter den Wänden und unter dem Boden befand.

Plötzlich schlich sich die Warnung, die auf den Siegeln zur Kammer eingraviert war, in Maggies Kopf: *Wir überlassen dieses Grab dem Himmel. Möge es nie gestört werden.*

»Maggie?«

Sie wandte sich Norman zu. »Nein. Gil hat sie nicht ermordet. Aber der Raum.«

Bevor Norman hätte reagieren können, bebte die Kammer

heftig und warf sie alle von den Beinen. Maggie landete hart auf der Kante des gefliesten Bodens, ein Sturz, der ihr die Luft aus den Lungen trieb. Nach Atem ringend kam sie mühsam wieder hoch. Sie spürte die Gefahr.

»Was war das?«, kreischte Norman.

Maggie schwang ihre Lampe herum. Eine dicke Staubwolke wälzte sich durch den Eingang zum Grab geradewegs auf sie zu. Sie rang nach Worten. »O je! Mein Gott! Auf ... los!«, drängte sie die anderen.

»Was geht da vor?«, beharrte Norman und in seiner Stimme schwang Panik mit.

Maggie schob ihn zum Ausgang. »Verdammt noch mal! Bewegung dich, Norman! Der verfluchte Tempel bricht zusammen!«

Sam untersuchte Ralph. Der große Schwarze stützte sich erschöpft auf die Arme. Seine Kopfhaut war eingerissen, als ein Abschnitt der Decke nachgegeben hatte. Zum Glück hatte ein Knirschen von oben sie gewarnt, bevor der Himmel krachend herabgestürzt war. »Bist du in Ordnung?«, fragte Sam und staubte sich die Jeans ab.

Ralph wälzte sich auf die Knie. »Ja, glaube schon.« Zaghaft berührte er eine blutige Beule an der Stirn. »Weißt du, ich bin noch nie mit einem Granitbrocken aneinander geraten.«

»Nicht bewegen!«, warnte ihn Sam. Er holte die Taschenlampe. »Ich werde nachsehen, was da los war.«

Mit finsterem Gesicht kam Ralph auf die Beine. »Den Teufel wirst du tun. Wir bleiben zusammen.«

Sam nickte. Ehrlich gesagt, war er auch nicht scharf darauf, ganz allein Nachforschungen anzustellen. Diese Ebene des Tempels glich jetzt beinahe einer festen Wolke aus Staub und Dreck. Sam hustete und hielt sich den Ellbogen vor Mund und Nase. »Hier entlang«, murmelte er und ging zurück zu dem Schacht, der hinauf zur ersten Ebene führte.

Als die Überreste der zerschmetterten Leiter in Sicht kamen,

stöhnte Ralph auf. »Das verheißt nichts Gutes.«

Und so war es auch. Der Weg nach oben war durch einen Haufen Felsbrocken versperrt, die aussahen wie die umgekippten Bausteine eines Kindes. »Die erste Ebene muss völlig in sich zusammengestürzt sein«, bemerkte Sam.

Aus seinem Funkgerät am Gürtel kam ein gurgelnder Laut. Sam hob es an den Mund und hörte Philips verzweifelte Stimme: »... in Ordnung? Meldet euch, verdammt! Over!«

Sam drückte den Sendeknopf. »Philip, Sam hier. Wir sind in Ordnung.« Die Decke über ihnen ächzte bedrohlich; Erde rieselte herab. »Aber ich weiß nicht, für wie lange noch. Wie kommst du mit dem neuen Tunnel an der Basis des Hügels voran?«

Knistern ... dann: »...haben gerade den Schacht der Plünderer gefunden. Haben kaum angefangen ... wenigstens zwei Tage ... nach Hilfe geschickt, aber weiß nicht, wie lang ...« Zwar ging die dünne Stimme ihres Kommilitonen immer wieder in dem Rauschen unter, dennoch war seine Panik nicht zu überhören.

»Scheiße, zwei Tage ...«, knurrte Ralph. »So lang hält der Tempel nie.«

Sam versuchte, weitere Informationen von Philip zu erhalten, aber es drangen nur noch Wortfetzen nach unten durch. »Ich stell mich mal woanders hin und versuche es da. Vielleicht ist der Empfang dann besser«, schrie Sam ins Funkgerät. »Bleib dran!«

Er steckte das Gerät weg. »Begeben wir uns auf die Suche nach den anderen, um sicherzugehen, dass ihnen nichts passiert ist.«

Ralph nickte. »Vielleicht sollten wir uns sowieso am besten auf der untersten Ebene verkriechen.« Ein weiteres kleines Ächzen von oben. »Sieht so aus, als würde immer eine Ebene nach der anderen in sich zusammenbrechen.«

Sam schritt die Gänge voran. »Dann werden wir hoffentlich

gerettet, bevor uns die Ebenen ausgehen.«

Darauf hatte Ralph nichts zu erwidern und folgte schweigend.

Sie hatten gerade die Leiter erreicht, die zur dritten Ebene hinabführte, als Norman aus dem Schacht unten hochgeschossen kam. Seine Augen waren groß im Schein der Taschenlampe und der Fotograf schirmte sie mit einer Hand ab. »Gott sei Dank, ihr seid in Ordnung«, sagte Norman eilig. »Wir hatten keine Ahnung, was uns hier oben erwartet.«

Als Nächster folgte Denal. Sam bemerkte das Stemmeisen in der Hand des Jungen, sagte jedoch nichts weiter dazu.

Zuletzt kam Maggie herausgeklettert. »Was war los?«, fragte sie und schaltete die UV-Lampe ab.

»Die oberste Ebene ist zusammengebrochen«, erwiderte Sam und berichtete kurz, wie knapp sie davongekommen waren. »Da die oberen Ebenen so wackelig sind, haben wir es für das Beste gehalten, auf der fünften Ebene Schutz zu suchen. Nur für den Fall der Fälle.«

»Also ducken wir uns so tief, wie wir können«, meinte Maggie.

Norman beäugte die Leiter. »Das bedeutet also, wieder zurück.«

Sam bemerkte einen besorgten Austausch von Blicken zwischen Maggie und Norman. »Und, ist was?«

»Wir haben Juan und Miguel da unten gefunden«, erwiderte Norman.

Seinem Tonfall und Verhalten entnahm Sam, dass die Männer nicht mehr am Leben waren. »Was ist mit ihnen passiert?«

»Das siehst du dir besser selbst an«, antwortete Maggie und wandte sich ab.

Schweigend stieg die Gruppe die Leitern zur tiefsten Ebene des Tempels hinab. Bald sah sich Sam den zerbrochenen Siegeln der Tür gegenüber. »Diese Schweinehunde ...«, murmelte er unterdrückt, als er sich der Pforte zubeugte.

»Sie haben für ihre Verbrechen bezahlt, Sam«, bemerkte Maggie hart. »Komm schon!« Sie drängte ihn in den angrenzenden Raum und folgte dann selbst, wobei sie sich eng an seiner Seite hielt.

Weil er die Taschenlampe trug, erkannte Sam rasch, was in der nächsten Kammer geschehen war. Er ließ den Lichtstrahl nur flüchtig über die beiden toten Körper gleiten. Plötzlich sah er seine Eltern vor sich, wie ihre blutigen Leichen auf Tragbahren weggeschafft wurden. Da Sam damals sicher auf dem Rücksitz des Ford angegurtet gewesen war, hatte er selbst den tödlichen Zusammenstoß überlebt, nur ein Arm war gebrochen. Jetzt rieb er sich diesen Unterarm. »W... was ist mit ihnen passiert?«

»Die Grabstätte ist eine Falle«, erwiderte Maggie mit einem Kopfnicken nach vorn. »Hör mal, wie sich die Winden unter dem Boden drehen! Eine verdamnte Gegenmaßnahme gegen eindringende Plünderer.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass die Inka über eine derartige Technologie verfügt hätten.«

»Nein, aber einige Indianerstämme an der Küste waren bei der Konstruktion von Flaschenzügen für ihre Bewässerungssysteme ziemlich erfolgreich. Wenn sie hier ausgeholfen haben ...?« Sie zuckte mit den Schultern.

Sam richtete den Strahl der Taschenlampe auf den goldenen Inkakönig, der vor der schwarzen Granitmauer stand. »Wie dem auch sei, da steht die Verlockung. Ein Blick genügt – wer würde da nicht hinüberrennen!« Er ließ den Strahl über das Muster aus Gold- und Silberfliesen gleiten. Er erkannte eine Falle, wenn er sie sah. »Sieht mir aus wie ein Spiel, das ich nicht spielen möchte.«

Unter ihnen rumpelten die Steine und ein lautes Knirschen schallte von den Ebenen über ihnen herab. »Vielleicht sind wir dazu gezwungen«, sagte Maggie. »Das hier könnte der sicherste Raum sein, wenn der restliche Tempel zusammenbricht. Er

wird durch die Maschinerie dieser Falle gestützt.«

Von der Türschwelle aus rief ihnen Ralph zu: »Sam, versuch mal, Sykes zu erreichen! Mach ihm Feuer unterm Hintern! Hier bricht alles auseinander.«

Sam hakte das Funkgerät los und schaltete es wieder ein. Schrilles Kreischen tönte aus den Lautsprechern. Es hörte abrupt auf, als Sam den Sendeknopf drückte. »Philip, wenn du mich hören kannst, bitte kommen. Over!«

Die einzige Antwort war Knistern und Knacken, dann kamen ein paar Worte durch. »... versuchen, den Schacht zu erweitern, damit mehr Arbeiter graben können ... arbeiten rund um die Uhr ...«

»Gib Dampf, Philip!«, drängte Sam. »Der Ort hier ist so stabil wie ein Kartenhaus.«

»... tun unser Bestes ... verdammte Arbeiter verstehen nicht ...« Es folgte ein längeres statisches Rauschen.

»Zwecklos«, murmelte Sam vor sich hin und schüttelte den Kopf. Er hob das Gerät an die Lippen. »Halt uns nur über die Uhrzeit auf dem Laufenden!« Er schaltete ab und drehte sich zu Maggie. »Vor uns liegt eine lange Wartezeit.«

Maggie stand nur da, hielt den Kopf schief und horchte auf das Ächzen des Tempels, der stark unter Spannung stand. »Hoffentlich haben wir so viel Zeit«, sagte sie sichtlich besorgt. Sam wollte ihr einen Arm um die Schultern legen, doch sie schüttelte ihn ab. »Mir geht's gut.«

Sie zog sich aus dem Raum zurück. Sam ließ den Lichtstrahl ein letztes Mal über die tödliche Kammer gleiten, wandte sich dann um und wollte ihr folgen, doch das Muster aus Gold und Silber ging ihm nicht aus dem Sinn. Es war kein einfaches Schachbrettmuster, sondern eine komplizierte Mischung aus zickzackförmig verlaufenden Treppen mit zwei rechteckigen goldenen Inseln, eine an der oberen linken Seite des Raums, eine unten rechts.

Er blieb stehen und dachte über das Muster nach. Es war

quälend vertraut. Er drehte sich wieder um und ließ das Licht über den Boden gleiten.

»Stimmt was nicht?«, rief Maggie zurück.

»Moment mal.« Sam stellte sich vor die Kammer. Schweigend wartete er ab, bis sich seine Gedanken wieder beruhigt hatten. Hier lag ein Schlüssel verborgen. Er wusste es einfach. Die Leichen der beiden Männer hatten ihn abgelenkt, ihn dermaßen schockiert, dass es ihm nicht gleich aufgefallen war. »Mein Gott!«, murmelte er.

Maggie war vorsichtig zu ihm zurückgekehrt. »Was ist?«

Sam winkte mit dem Lichtstrahl über die dreißig Reihen von meterbreiten Fliesen. »Du hast Recht gehabt. Hier waren andere peruanische Indianer mit am Werk. Das stammt nicht von den Inka.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Maggie. »Diese Statue ist bestimmt von den Inka, so, wie sie aussieht.«

»Ich meine nicht die Statue. Die haben die Inka vielleicht später dazugestellt. Ich meine den Boden, den Raum selbst. Die Falle.«

»Das versteh ich nicht.«

»Sieh dir das Muster an! Es ist so groß, dass es mir fast entgangen wäre.« Sam zeigte mit dem Lichtstrahl hin. »Die verschiedenen Völker im alten Peru – die Paracas, die Huari, die Nasca, die Moche, sogar die Inka ... keines von ihnen besaß eine Schriftsprache. Aber ihre komplizierten Piktogramme und Ideogramme, wie man sie auf Abbildungen und eingewebt in ihre Textilarbeiten gefunden hat, waren bei jedem Volk einzigartig. Sieh dir dieses Muster an! Die beiden goldenen Rechtecke an den entgegengesetzten Ecken, die mit zickzackförmig verlaufenden Schlangenlinien verbunden sind. Wo hast du so was schon gesehen?«

Maggie trat einen Schritt näher. »Mein Gott, du hast Recht! Es ist ein riesiges Piktogramm.« Sie wandte sich Sam zu und aus ihren Augen leuchtete helle Aufregung. »Das ist *Moche*,

nicht Inka.«

»Genau so hatte es sich Onkel Hank gedacht«, murmelte Sam ehrfürchtig. »Wir sind in einer Pyramide der Moche.«

»Was? Wann hat Professor Conklin etwas von den Moche erwähnt?«

Sam merkte, dass er sich verplappert und das Geheimnis seines Onkels verraten hatte. Er seufzte. In Anbetracht der gegenwärtigen Umstände erschienen alle Geheimnisse nur noch lächerlich. »Hör mal, Maggie, es gibt etwas, das mein Onkel euch allen bisher verschwiegen hat.« Rasch berichtete er, wie der Professor entdeckt hatte, dass der Sonnenplatz hier das Ebenbild der Spitze einer Moche-Pyramide darstellte, die an der Küste entdeckt worden war. »Er hat es herausgefunden, kurz bevor er zusammen mit der Mumie abgereist ist.«

Maggie runzelte die Stirn. »Also war ich nicht die einzige mit einem Geheimnis ...«

Sam errötete, da ihm einfiel, wie er sie zusammengestaucht hatte, weil sie mit der Wahrheit hinter dem Berg gehalten hatte. »Tut mir Leid.«

Es folgte ein langes Schweigen. Schließlich sagte Maggie: »So im Groben ergibt das einen Sinn. Nimmt man die Kompliziertheit des Raums, so waren die Moche wohl bessere Metallurgen als die Inka. Sie haben schließlich auch mit Hilfe von Pumpen und Zahnrädern ausgeklügelte Kanal- und Bewässerungssysteme für ihre Äcker gebaut. Wenn eines der Völker imstande war, diese Falle mit kostbaren Metallen anzulegen, dann die Moche.« Maggie nickte zum Muster hinüber. »Du bist der Experte im Entziffern von Inschriften. Was bedeutet das da?«

Sam benutzte den Strahl seiner Taschenlampe als Zeiger. »Sieh mal, wie das Treppennmuster die beiden goldenen Rechtecke miteinander verbindet! Es bildet den Aufstieg eines Geistes dieser Welt in die Sphären der Geister und Götter ab.« Sam wandte sich Maggie zu. »Im Grunde bedeutet es, dass dies

hier der Durchgang zum Himmel ist.«

»Mein Gott ...«

»Aber das ist nicht alles.« Sam richtete den Lichtstrahl zur Decke, wo die Fliesen ein umgekehrtes Abbild des Fußbodenmusters ergaben. »Jede Goldfliese auf dem Boden hat ein passendes Gegenstück in Silber über sich und umgekehrt. Die Moché ... und, was das betraf, auch die Inka ... glaubten an den Dualismus. Auf Quecha *yanantin* und *yanapaque*. Spiegelbild, Licht und Dunkelheit, Oben und Unten.«

»Yin und Yang«, murmelte Maggie.

»Genau. Vielen Kulturen ist der Dualismus gemein.«

»Also willst du damit sagen ...« Maggie merkte, dass ihr Blick zu den beiden verstümmelten Leichen hinüberglitt.

Sam beendete ihre Feststellung, »...es ist auch der Durchgang zur Hölle.«

Von der anderen Seite der Ruinen starrte Philip zu der eingestürzten Hügelkuppe hinüber. Das gesamte Dach des unterirdischen Tempels war in sich zusammengesackt und hatte eine mit Ton und Felsbrocken übersäte Vertiefung von über drei Metern hinterlassen. Immer noch hing Dunst wie von einem rauchenden Vulkan über der eingesunkenen Spitze. Der feuchte Schlick wollte anscheinend auf ewig in der schwülen Luft hängen bleiben.

Philip entfernte sich nie sehr weit von seinem Posten am Kommunikationszelt, obwohl er erst wieder in einer halben Stunde Verbindung zu Sam aufnehmen sollte. Er legte sich die Arme um den Leib. Diese Quecha-Arbeiter waren so gut wie nutzlos. Was er von ihnen wollte, musste er pantomimisch ausdrücken oder aufzeichnen – aber selbst dann verstand dieser ungebildete Haufen seine Anweisungen oft genug falsch.

Allmählich bekam er jedoch den Verdacht, dass sie einige seiner Anweisungen absichtlich ›missverstanden‹, insbesondere, nachdem er Sams Warnungen in den Wind geschlagen und

darauf bestanden hatte, dass die Indianer den ursprünglichen Schacht wieder freilegen sollten. Es hatte sich nämlich rasch gezeigt, dass die Überlegungen des Texaners zutreffend gewesen waren: Als einige der Arbeiter einen besonders großen Granitbrocken losstemmen wollten, war der Tempel noch weiter in sich zusammengefallen. Einer der Indianer hatte sich das Bein gebrochen, als das Dach unter ihm nachgegeben hatte. Seither befolgten die Quecha seine Anweisungen immer unwilliger und langsamer.

Bei seinem letzten Kontakt mit Sam hatte Philip absichtlich verschwiegen, dass er für die Beinahe-Tragödie die Schuld trug. Zum Glück hatte ihm die schlechte Verbindung eine detaillierte Erklärung erspart.

Er warf einen Blick zum Rand des Regenwalds hinüber. Wenigstens hatten die Arbeiter den teilweise vollendeten Tunnel der Plünderer nahe am Fuß des Hügels entdeckt. Seinen Berechnungen nach müssten sie noch weitere zwölf Meter graben, bis sie den Tempel erreichten – und wenn sie weiter in dem Tempo vorankamen wie bisher, würden sie eher vier Tage statt der zwei benötigen, die er beim Gespräch mit Sam geschätzt hatte.

»Es sei denn, vorher trifft Hilfe ein«, brummte er. Andernfalls war das Schicksal der Übrigen besiegelt. Selbst wenn der Tempel stehen bliebe, was sehr zweifelhaft war, würde der Wassermangel allmählich kritisch. Sogar in dieser feuchten Umgebung stellte der Tod durch Austrocknung eine ernste Gefahr dar. Sie brauchten dringend Hilfe. Der Tod der anderen würde nicht an seinen Händen kleben – oder an seinem Lebenslauf. Ein solcher Skandal in Verbindung mit seinem Namen würde ihn womöglich aller Chancen auf eine zukünftige Stellung in Harvard berauben.

Philip hielt sich gegen die Spätnachmittagssonne eine Hand über die Augen. Zwei Arbeiter waren an diesem Morgen auf ihren langen, schlanken Beinen losgelaufen, um Hilfe zu holen.

Die beiden jungen Männer sahen so aus, als könnten sie ihren Schritt den ganzen Tag über beibehalten. In diesem Fall sollten sie jetzt jeden Augenblick die winzige Ortschaft Villacuacha sowie ein Telefon erreichen und wenn entsprechend reagiert würde, könnte innerhalb der kommenden beiden Tage eine Rettungsmannschaft unterwegs sein.

Philips Pläne hingen alle an dieser einen Hoffnung – dass Rettung nahte. Wenn andere hier wären, trüge er nicht mehr die alleinige Verantwortung, nicht einmal dann, wenn die anderen Studenten starben. Mitschuld wäre kein so großer Schandfleck auf seiner Vita.

Aber noch aus einem anderen Grund betete er darum, dass bald jemand käme. Die Sonne ging gleich unter und Philip fürchtete eine weitere lange dunkle Nacht in einem Regenwald voller Lärm und Gekreisch. Ganz bestimmt war Guillermo Sala irgendwo da draußen und wartete auf den geeigneten Moment für einen Überfall.

Während er den Blick auf das ferne Villacuacha gerichtet hielt, schickte Philip den beiden indianischen Läufern ein geflüstertes Gebet nach: »Beeilt euch, ihr Schweinehunde!«

Bruder Otera warf einen Blick auf die untergehende Sonne und zog sich daraufhin die Kapuze seiner Kutte weiter über den Kopf, sodass sie seine Gesichtszüge beschattete. Morgen gegen Mittag sollten sie die Ruinen erreicht haben. »Kommt!«, befahl er und ging weiter voraus über den Dschungelpfad.

Fünf Mönche in braunen Kutten schritten im Gänsemarsch hinter ihm her. Das Geraschel ihrer Gewänder war das einzige Geräusch, das den dämmrigen Regenwald störte. Immer wenn die Sonne unterging, wurde der Dschungel seltsam still, verschwiegen, als hielten die Wesen des Walds angesichts der Gefahren der hereinbrechenden Nacht den Atem an. Bald wären die dunklen Jäger wieder von der Leine gelassen und würden auf die Jagd gehen.

Diese unheilschwangere Stille war der Grund, weshalb der schwarzhaarige Mönch das Knacken eines Zweigs sowie das abgerissene, keuchende Atmen einer Person hörte, die sich ihm näherte. Er reckte den Hals. Nein, es waren zwei. Bruder Otera hielt einen Arm hoch und die anderen blieben wortlos stehen. Die Kirche hatte sie gut gedrillt.

Bald tauchten vor ihnen auf dem Pfad zwei Indianer mit bloßem Oberkörper auf. Auf ihren schlanken Körpern glänzte der Schweiß und es sah aus, als würden sie in den letzten Strahlen der Sonne von innen heraus schimmern. Bei näherem Hinsehen wurde jedoch deutlich, dass die beiden von Dornen zerkratzten Männer, deren Gliedmaßen zitterten, eine weite Reise in schnellem Schritt hinter sich hatten.

Die Lippen des Mönchs zogen sich unter seiner Kapuze zu einer harten Linie der Befriedigung zusammen. Obwohl er seine armselige indianische Herkunft verachtete, erwies sie sich jetzt als nützlich. Als Junge war er, der halbblütige *Mestize*, wegen seines Mischbluts gehetzt und gequält worden. Die schattigen Pfade des Regenwalds waren sein einziger Schutz vor dem ewigen Hohn und Spott gewesen, daher kannte er sie wie kaum ein anderer. Er wusste auch, dass jeder Versuch, Hilfe herbeizuholen, über diesen Pfad gehen würde – und er hatte seine Befehle. Bruder Otera hob die Hand zum Gruß.

Der erste der beiden Indianer hegte anscheinend Misstrauen gegenüber der Gruppe von Fremden. Das war weise, denn die Regenwälder waren das Versteck vieler Guerilleros und Banditen. Bald jedoch verrieten seine Augen, dass er ihre Kutten und Silberkreuze erkannte. Er fiel auf die Knie und plapperte Dankesworte auf Quecha.

Bruder Otera senkte den Kopf und schob in den langen Falten seiner Ärmel die Handgelenke übereinander. Mit einer Hand umschloss er den Griff des Dolchs, der in der versteckten Scheide am Unterarm steckte. »Fürchte dich nicht, mein Sohn. Beruhige dich. Erzähle mir, was geschehen ist!«

»Bruder ... Vater, wir sind weit gelaufen. Suchen Hilfe. Wir sind Arbeiter für einige *norte americanos* hoch in den Bergen. Es hat einen Unfall gegeben. Einen schrecklichen Unfall.«

»Einen Unfall?«

»Eine unterirdische Grabkammer ist eingestürzt und hat einige der *americanos* eingeschlossen. Sie werden sterben, wenn wir uns nicht beeilen.«

Bruder Otera schüttelte traurig den Kopf. »Schrecklich, in der Tat«, brummte er in seiner Muttersprache Quecha, obwohl es ihn innerlich anwiderte. Die alte Sprache, eine plumpe Ableitung der Inkasprache *runa simi*, war so ungehobelt und platt, eben die Sprache der Armen. Und er hasste es, dadurch, dass er sie so fließend sprach, an seine eigenen Wurzeln erinnert zu werden. Er spürte den aufkeimenden Zorn, verbarg ihn jedoch unter seiner Kutte. Bruder Otera hörte schweigend zu, während der verzweifelte Indianer seinen Bericht über die Explosion und das beschädigte Satellitentelefon abschloss, und nickte dann verständnisvoll.

»Also müssen wir uns beeilen, Vater, bevor es zu spät ist.«

Bruder Otera leckte sich die Lippen. Also lief nur noch einer der *americanos* frei zwischen den Ruinen herum. Was für ein glücklicher Zufall! »Ja, wir müssen uns beeilen«, pflichtete er dem heftig keuchenden Mann bei. »Du hast gut daran getan, uns diese Nachricht zu überbringen, mein Sohn.«

Dankbar und erleichtert senkte der Indianer den Kopf.

Bruder Otera schlüpfte an ihm vorüber und näherte sich dem zweiten Burschen. »Dein Handeln war ebenfalls gut, mein Sohn.«

Dieser andere Indianer hatte den Wortwechsel schweigend verfolgt und sich nicht hingekniet. Seine dunklen Augen blieben wachsam. Jetzt wich er einen Schritt zurück, weil er irgendwie die Gefahr spürte, doch es war zu spät.

Bruder Otera zog blitzschnell die lange, an seinem Handgelenk verborgene Klinge hervor und trennte dem Mann sauber

die Kehle durch. Die Hand des Indianers flog zu dem Schnitt hinauf und versuchte, den Blutschwall aufzuhalten. Als er auf die Knie fiel, bespritzte eine Gischt aus Blut die Kutte des Mönchs. *Zu spät, um jetzt noch zu beten, Heide!* Finster dreinschauend stieß Bruder Otera mit dem Stiefel zu und der gurgelnde Mann fiel nach hinten.

Der Mönch trat über den Leichnam und setzte seinen Weg den Pfad hinab fort. Kein Mucks war zu hören gewesen, während sich die anderen Mönche um den ersten Indianer gekümmert hatten. Er nickte zufrieden.

Zweifelsohne hatte die Kirche sie gut gedrillt.

Joan probierte den Wein, einen ordentlichen Merlot, nicht zu trocken und mit einem lieblichen Bouquet. Sie nickte und der Kellner füllte ihr das Glas. »Er sollte dem Steak eine angenehme Note verleihen«, sagte sie mit einem scheuen Lächeln.

Sie saßen an einem Tisch, auf dem die Kerzen brannten, und Henry erwiderte ihr Lächeln. »Eine forensische Pathologin und obendrein eine Weinkennerin. Offenbar steckst du voller Überraschungen. Wenn ich mich recht erinnere, hast du früher Bier und Tequila bevorzugt.«

Sie unterdrückte ein kurzes Auflachen. »Die Zeit hat so ihre Methoden, die Geschmacksnerven zu verfeinern. Genau wie ein Magen, der solche Exzesse nicht mehr akzeptiert.« Sie musterte Henry. Der dunkle Anzug, ein schwarzer Doppelreihler über einem weißen Rüschenhemd mit blassrosa Krawatte, stand ihm nach wie vor ausgezeichnet. Die Farbtöne unterstrichen perfekt sein silbergrau gesprenkeltes Haar. Glatt rasiert und makellos gekleidet, wie er war, fiel es schwer zu glauben, dass dieser Mann noch eine Woche zuvor durch den peruanischen Regenwald gestapft war. »Du überraschst mich auch, Henry. Ich muss schon sagen, die Jahre draußen in der Wildnis haben dir nicht geschadet.«

Henry, die Gabel in der Hand, sah von den Resten seines

grünen Salats auf. Er grinste spitzbübisch, ein Ausdruck, der Joan zurück in ihre gemeinsamen Jahre am College versetzte. »Na ja, Dr. Engel«, neckte er sie, »wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich glatt annehmen, dass du mich anbaggern willst.«

»Es war einfach als Kompliment gemeint, Professor Conklin. Mehr nicht. Lediglich eine Höflichkeitsfloskel unter Kollegen. Das sage ich zu allen akademischen Besuchern.«

»Ach, ja ... was also deine momentane akademische Popularität erklärt.« Henry spießte ein Crouton auf und verbarg dabei ein Lächeln.

Joan spielte die Beleidigte und schlug mit ihrer Serviette nach seiner Hand.

»Aua.« Henry rieb sich die Fingerknöchel, als würden sie tatsächlich schmerzen. »Na gut, na gut ... dann halten wir uns wohl besser ans Geschäft.«

»Vielleicht«, erwiderte sie mit einem erschöpften Lächeln.

Bisher hatten sie den Abend damit verbracht, einander über ihre jeweilige Vergangenheit auf den neuesten Stand zu bringen. Joan hatte genickt, als Henry den Krebstod seiner Frau erwähnt hatte. Sie hatte die Nachricht von gemeinsamen Freunden erfahren. Etwa zur gleichen Zeit hatte ihre Ehe in einer schmerzlichen Scheidung geendet. Anschließend waren beide offenbar völlig in ihren jeweiligen Berufen aufgegangen und hatten sich auf ihren Gebieten einen Namen gemacht. Während dieser Zeit war keiner von beiden eine intime Beziehung eingegangen. Dazu waren sie zu tief verletzt worden. Schmerz war Schmerz, die Umstände spielten da anscheinend keine Rolle.

»Hast du etwas Neues über das goldene Zeug im Schädel der Mumie erfahren?«, fragte Henry ein wenig sachlicher.

Joan richtete sich auf und war wieder mehr die Pathologin. »Nicht viel. Nur dass es ganz bestimmt kein Gold ist, sondern eine dichte, viskose Flüssigkeit. Bei Raumtemperatur ist sie

knetbar wie warmer Ton. Ich habe den Verdacht, dass es sich um eine Art von schwerem Metallamalgam handelt, vielleicht eine Mischung aus Quecksilber und was anderem.« Sie zuckte mit den Schultern.

Henry zog die Brauen zusammen und schüttelte leicht den Kopf. »Ergibt überhaupt keinen Sinn. Man ist sich allgemein einig, dass die Inka auf dem Gebiet der Metallverarbeitung nicht sonderlich weit fortgeschritten waren. Da finde ich es schon seltsam, dass sie ein neues Amalgam herstellen konnten.«

»Na ja, sie haben offenbar was gelernt. Der Schädel der Mumie war bis zum Rand mit dem merkwürdigen Metall gefüllt.«

»Ja, vermutlich ...«

»Aber weshalb haben sie das getan, deiner Ansicht nach?«, fragte sie. »Ihm den Schädel gefüllt?«

»Ich kann nur spekulieren. Die Inka verehrten den Kopf als Sitz der Macht. Sie haben sogar Trinkbecher aus den Köpfen ihrer geschlagenen Feinde gefertigt. Meine Vermutung geht dahin, dass die Inka den christlichen Gott der Mönche gefürchtet und diesen seltsamen Ritus durchgeführt haben, um den Zorn der fremden Gottheit von sich abzuwenden.«

Joan rümpfte die Nase. »Also haben sie Löcher in den Schädel des Mannes gebohrt, ihm das Gehirn entfernt und den leeren Raum mit dem Amalgam gefüllt, als Opfer an den Gott des Fremden?«

Henry zuckte mit den Schultern und nickte. »Die Inka waren anscheinend von Schädelbohrungen fasziniert. Alle Schädel auf der ganzen Welt zusammengenommen würden nicht annähernd die Zahl der Inkaschädel erreichen, die mit einer solchen Verstümmelung aufgefunden wurden. Daher gehe ich jede Wette ein, dass in der Handlung eine religiöse Bedeutung lag. Aber das ist bislang bloß eine Theorie.«

»Und vermutlich keine schlechte«, sagte sie lächelnd. »Aber morgen kann ich dir vielleicht mehr Antworten auf die Frage

nach dem Amalgam liefern. Ich habe mit Dr. Kirkpatrick von der George Washington Universität Kontakt aufgenommen, einem Spezialisten für Metallurgie. Er ist mir einen Gefallen schuldig. Er war einverstanden, morgen vorbeizukommen und einen Blick auf die Substanz zu werfen.«

Bei ihren Worten erhellte sich Henrys Gesicht immer mehr und ein Glanz trat in seine Augen. »Ich wäre gern dabei, wenn er das Material untersucht.«

»Sicher ...« Einen Moment lang war Joan ganz durcheinander. Sie hatte schon überlegt, wie sie vor seiner Abreise ein weiteres Treffen mit Henry arrangieren könnte, und hier fiel es ihr förmlich in den Schoß. »D... das wäre wundervoll ... du bist jederzeit herzlich willkommen.« Im Geiste schlug sich Joan mit dem Handrücken an die Stirn. Warum benahm sie sich wie ein stotternder Teenager? Sie war achtundvierzig, um Gottes Willen! Wann würden diese Spiele zwischen Männern und Frauen je etwas unkomplizierter verlaufen?

Joan merkte, dass Henry sie anlächelte. »Ich würde auch liebend gern wieder an deiner Seite arbeiten.«

Sie errötete und wischte sich die Hände an der Serviette in ihrem Schoß ab. Das Eintreffen des Kellners, der zwei Teller mit noch brutzelnden Steaks brachte, ersparte ihr eine Erwiderung. Sie warteten schweigend, während er Geschirr und Besteck arrangierte. Sobald der Kellner verschwunden war, fragte Joan: »Was ist mit dir? Etwas Neues über diesen Bruder de Almagro erfahren?«

»Nein ...«, entgegnete Henry mit gedämpfter Stimme. »Ich warte nach wie vor auf eine Rückmeldung von diesen Leuten des Erzbischofs.«

Sie nickte. »Bei der Arbeit an dem Metall musste ich an das Dominikanerkreuz denken, das du gefunden hast. Ich habe mich gefragt, ob es wirklich aus Gold bestand oder vielleicht aus einem anderen Amalgam wie das Zeug in dem Schädel.«

Henry sah unvermittelt rasch auf. »Mein Gott, daran habe ich

noch gar nicht gedacht!«

Seine Verblüffung und der Ausdruck von Bewunderung in seinen Augen gingen ihr runter wie Öl. Sie fuhr fort: »Vielleicht haben nicht die Inka das Metall hergestellt. Vielleicht waren es ihre spanischen Eroberer.«

Henry nickte. »Das fällt mir leichter zu glauben. Die spanischen Konquistadoren! Vielleicht können wir nach der Untersuchung des Metalls durch diesen Metallurgen zumindest diesen Teil des Rätsels als gelöst ad acta legen.«

Seine Begeisterung ließ Joan grinsen. Es gab nichts Anziehenderes als einen Mann, der ihre Leidenschaft für die Rätsel der Wissenschaft teilte – insbesondere einen so gut aussehenden wie Henry.

»Das tue ich gleich, wenn ich wieder im Sheraton bin«, fuhr Henry fort. »Ich werde mir das Kreuz noch mal etwas genauer ansehen.«

Joan kostete ihr Steak. Es war perfekt medium gebraten. Die Küche hier hatte sie noch nie enttäuscht. »In diesem Fall würde ich gern so bald wie möglich deine Ansicht hören.«

»Wie wär's ... du lässt mich doch sowieso am Sheraton raus. Möchtest du nicht mit aufs Zimmer kommen und es dir selbst ansehen? Nachdem du den ganzen Tag über mit dem Amalgam gearbeitet hast, könntest du es bestimmt besser beurteilen.«

Joan blickte von ihrem Steak auf. Sie wollte nachsehen, ob da noch etwas mehr hinter seiner Einladung steckte. Sie würde mit keinem Mann ins Bett gehen, der zufällig ihr Interesse geweckt hatte, nicht einmal mit einem alten Freund ... aber sie hätte nichts dagegen, ihren gemeinsamen Abend noch etwas zu verlängern.

Henry widmete seine ganze Konzentration dem eigenen Steak. Schließlich warf er ihr über den Rand seiner Brille einen Blick zu – eine Frage, weswegen sie zögerte.

Joan traf eine Entscheidung. »Nun gut ... ja, ich würde gern noch einen Blick auf das Kreuz werfen.«

Henry nickte kurz und widmete sich wieder seinem Steak. »Ausgezeichnet.«

Joan fiel auf, dass sein Grinsen breiter wurde, und merkte, dass sie ihrerseits strahlender lächelte. Sie verhielten sich wie zwei Teenager bei ihrem ersten Rendezvous.

Nachdem diese Sache geklärt war, richteten beide ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Tafel und das ausgezeichnete Essen. Das weitere Gespräch bestand aus dem schlichten Austausch von Höflichkeiten zwischen zwei Menschen bei Tisch: Bemerkungen über die Qualität der Mahlzeit, Geschichten aus ihren jeweiligen Berufen und sogar einer Debatte über die bedrohliche Gewitterfront, die Kurs auf die großen Seen nahm. Als die Nachspeise serviert wurde – eine köstliche flambierte Vanillecreme, die sie sich teilen wollten – hatten beide ihre Verlegenheit überwunden und es herrschte eine behagliche Wärme zwischen ihnen.

»Was ist denn nur damals in Rice mit uns gewesen?«, fragte Joan schließlich. Sie fühlte sich so wohl, dass sie es wagte, ein heikles Thema anzuschneiden. »Warum haben wir den Sack nicht zugebunden?«

Henry befangerte seine Tasse Kaffee. »Meiner Ansicht nach lag noch zu viel vom Leben vor uns. Du wolltest dich weiter der Medizin widmen. Ich wollte bei Texas A&M meinen Magisterabschluss machen. Damals gab es wohl wenig Raum für etwas anderes, insbesondere nicht für eine Beziehung.«

»Die Leiden der Karrierebesessenen«, murmelte sie. Joans Gedanken schweiften zu ihrem Exmann. Er hatte in den üblichen Klagegesang über ihre Ehe eingestimmt: Joan war nie zu Hause, nie für ihn da.

Henry nippte an seinem Kaffee. »Schon möglich. Vermutlich. Andererseits habe ich schließlich Elizabeth getroffen und du Robert.« Er zuckte mit den Schultern.

»Hmmm ...«

Seufzend setzte Henry seine Tasse ab. »Vielleicht sollten wir

gehen. Es ist fast Zeit für mich, das Team in Peru anzurufen.«

Joan schaute auf ihre Uhr. Kurz vor zehn. Wo war nur die Zeit geblieben? »Und ich muss morgen früh raus. Wenn wir heute Abend einen Blick auf das Kreuz werfen wollen, sollten wir los.«

Nach einem schwachen Protest von Joans Seite bestand Henry darauf, die Rechnung zu begleichen. »Nach allem, was du für mich getan hast, ist das das Mindeste, was ich für dich tun kann«, sagte er und zückte seine Brieftasche. »Abgesehen davon geht das sowieso auf meine Forschungsgelder.« Er grinste sie verschlagen an.

Joan hielt die Handflächen hoch, zum Zeichen, dass sie sich geschlagen gab. »Wenn der Staat bezahlt, dann bitte gerne.«

Bald darauf, nach einer kurzen Fahrt im Auto, stand Joan zusammen mit dem Professor in einem Aufzug. Erneut baute sich eine gewisse nervöse Spannung auf, als die Stille sie umgab. Henry fummelte an den Knöpfen seiner Anzugjacke herum. Dann, in der siebten Etage, klingelte es, die Lifttüren öffneten sich und die beiden gingen zu Henrys Zimmer hinüber.

»Entschuldige bitte die Unordnung«, sagte er, als er die Tür aufschloss. »Ich habe keine Gesellschaft erwartet.« Henry hielt Joan die Tür auf, sodass sie eintreten konnte.

Joan starrte in ein Zimmer, in dem das Unterste zuoberst gekehrt war. Das Bett war umgeworfen und die Matratze völlig zerfetzt, alle Schubladen waren herausgerissen und ausgeleert worden; sogar der Fernsehapparat lag umgekippt auf dem Teppich. Die Rückwand hatte jemand abgeschraubt.

»Mein Gott!«, rief Henry verblüfft aus.

»Du hast von einer gewissen Unordnung gesprochen, aber das habe ich nicht erwartet«, meinte Joan in dem halbherzigen Versuch, einen Scherz zu machen.

Henry schoss ins Zimmer und sah sich eilig um. Er durchwühlte einige Papiere neben dem umgestürzten Schreibtisch und holte seinen Laptop hervor, hob ihn auf und überprüfte ihn.

Ein Piepen nach dem Einschalten zeigte an, dass er unbeschädigt geblieben war. Ihm entfuhr ein Seufzer der Erleichterung. »Meine gesamte Forschungsarbeit ... Gott sei Dank!«

Vorsichtig betrat Joan das Zimmer. »Du solltest nicht zu viel anfassen. Ich rufe die Hotelwache. Wer auch immer das Zimmer durchsucht hat, er ist vielleicht noch hier.«

Henry richtete den Schreibtisch auf und stellte den Laptop darauf. »Warum haben sie den hier nicht mitgenommen?«

Joan, die gerade die Nummer der Hotelrezeption wählte, meinte: »Vermutlich waren sie hinter einer größeren Sache Ihrer. Ich wette, dieser Artikel im *Baltimore Herald* von heute Morgen hat die Blicke einiger netter Diebe auf sich gezogen.«

Henry ließ sich ihre Worte durch den Kopf gehen. »Das Kreuz!« Er durchschritt das Zimmer.

»Sag mir, dass du es im Hotelsafe gelassen hast«, meinte Joan.

Kopfschüttelnd ging Henry zu einer der Lampen an der Wand hinüber. »Nachdem ich so viele Länder bereist habe, habe ich mein eigenes Sicherheitssystem entwickelt.«

Während Joan den Einbruch meldete, schraubte Henry mit einem Schweizer Armeemesser die Leuchte von der Wand und griff in die Nische dahinter. Er holte ein kleines Samttäschchen mit etwas Schwerem darin hervor und ließ das große Dominikanerkreuz und den Silberring in seine Handfläche gleiten.

Joan legte auf. »Die Wache ist unterwegs. Diesmal hast du Glück gehabt, Henry. Das nächste Mal benutze bitte den Hotelsafe.«

Henry sah sich im Zimmer um. »Du hast wohl Recht. Diese Diebe waren verdammt gründlich.« Joan stand schweigend da, Henry durchsuchte den gründlich durcheinander gebrachten Raum. »Willkommen in den Staaten«, brummte er säuerlich.

Joans Blick fiel auf eine Anzugschachtel von Barney's, die in die Ecke geschleudert worden war. Auf dem Deckel klebte noch der Preis. Sie betrachtete Henrys gut aussehenden Anzug.

Also hatte der Professor offenbar für ihr ›Date‹ einige Einkäufe in letzter Minute getätigt. Sie unterdrückte ein kleines Lächeln und verfluchte im Stillen die Diebe dafür, dass sie ihr den Abend verdorben hatten.

Bald tauchten zwei große Männer in blauen Uniformen an der offenen Tür auf. Sie zeigten kurz ihre Ausweise und traten ein. »Wir haben die Polizei gerufen. Sie wird gleich hier sein und Ihre Aussage aufnehmen. Ein anderes Zimmer ist bereits für Sie hergerichtet.«

Henry wandte sich an Joan. »Warum fährst du nicht nach Hause? Ich kümmere mich um die Sache hier.«

»Das sollte ich wohl. Aber bring das Kruzifix morgen mit ins Labor. Ich werd's von Dr. Kirkpatrick untersuchen lassen. Er wird sicher sagen können, ob es aus Gold besteht oder nicht.«

Henry schaute sich unglücklich im Zimmer um. »Vielen Dank. Das werde ich tun.«

Sie wollte schon gehen, da hielt er sie mit einer Berührung am Arm zurück. Sie wandte sich um und entdeckte, dass er sie anlächelte. »So merkwürdig es klingen mag, wenn man den Zustand meines Zimmers berücksichtigt, aber ich hatte einen netten Abend.«

Sie drückte ihm die Hand und hielt sie dabei den Bruchteil einer Sekunde länger fest, als unbedingt nötig gewesen wäre. »Ich auch.« Sie lächelte ihrerseits, wenn auch etwas scheuer. »Dann bis morgen.«

Er nickte und als sie das Zimmer verließ, fügte er leise hinzu: »Ich freue mich drauf.«

Joan drehte sich nicht um. Sie tat so, als hätte sie ihn nicht gehört. Sie hatte Angst, ihr errötetes Gesicht könnte ihre wahren Gefühle verraten. Erst in der Sicherheit des Aufzugs, nachdem sich die Türen geschlossen hatten, stieß sie einen langen Seufzer der Erleichterung aus. »Nimm dich in Acht!«, warnte sie den leeren Aufzug. »Er ist ein alter Freund. Mehr nicht!«

Dennoch überlief sie, während der Lift nach unten fuhr, ein

kleiner Schauer der Freude. Es war noch so lange hin bis zum nächsten Morgen ...

Von oben ertönte der Lärm eines weiteren Einsturzes, Sam sah sofort auf von da, wo er kniete. Sein Blick flackerte zu den anderen hinüber, die sich um die drei Beschläge aus Hematit geschart hatten. Norman starrte zur Decke empor und zuckte leicht mit den Schultern. Ralph brummte bloß etwas und strich weiter mit einem kleinen Pinsel gelbe Farbe auf den Beschlag. Denal saß ein wenig abseits und ließ die Hände langsam am Stemmeisen in seinem Schoß auf und nieder gleiten.

Nur Maggie erwiderte seinen Blick. »Jetzt muss die zweite Ebene eingestürzt sein«, flüsterte sie.

Sam nickte und seufzte tief. Keiner von ihnen wollte genauer darüber nachdenken, was das zu bedeuten hatte. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Es war kurz nach zehn Uhr abends. Wenn die Pyramide weiter mit dieser Schnelligkeit in sich zusammenfiel, würde sie kaum noch zwei Tage halten. Um sich von dem Gewicht der Felsen abzulenken, die stückweise auf sie herabrieselten, hatten sie versucht, sich beschäftigt zu halten. Sams Vorschlag, seine Versuchsfarbe auf die Hematit-Beschläge aufzutragen, war knurrend akzeptiert worden.

»Was jetzt?«, fragte Ralph. Er streckte sich und bog den Rücken durch, um eine Verspannung im Kreuz zu lösen.

Sam eilte hinüber. »Als Nächstes musst du die überschüssige Farbe mit dieser lipophilen Flüssigkeit wegwischen.« Er reichte Ralph einen trockenen Schwamm und ein Fläschchen mit einer klaren Lösung.

»Ich bin auch fertig«, sagte Maggie und griff nach einem zweiten Schwamm.

Nach Sams Anweisung hatten die beiden anderen Studenten rasch die Beschläge zum Entziffern vorbereitet. Er hob die schwarze UV-Lampe hoch und schaltete sie ein. »Also gut, löscht die Taschenlampe!«

Augenblicklich legte sich die Dunkelheit noch enger um sie. Von der absoluten Schwärze trennte sie nur noch ein purpurfarbener Schimmer, in dem die beiden Beschläge blassgrün fluoreszierten. Die Gruppe drängte sich näher heran.

»Erstaunlich!«, rief Maggie aus.

Unter Sams UV-Lampe waren die uralten Inschriften deutlich im Relief zu erkennen. Die grünen Buchstaben leuchteten hell und frisch wie an dem Tag, als sie ins Metall eingekratzt worden waren.

»Wahnsinn«, meinte Ralph und klopfte Sam auf die Schulter.

Sam unterdrückte einen eigenen Ausruf des Stolzes, fuhr mit einem Finger über die Buchstaben und las dabei sorgfältig die Inschrift mit. »Nos Christi defenete. Malum ne fugat.« Er konzentrierte sich stark, während er das hingekritzelte Latein übersetzte. »»Christus beschütze uns. Möge das Böse nie entweichen.«« Ein Schauer lief ihm über den Rücken.

»Nicht gerade das, was man hören möchte, wenn man in einer eingestürzten Grabstätte gefangen ist«, meinte Ralph.

»Vor allem, wenn man direkt vor der verfluchten Grabkammer hockt«, fügte Norman mit einem Blick auf Sam hinzu. »Was hast du da über das Piktogramm im Raum nebenan gesagt? Der Durchgang zum Himmel, der Durchgang zur Hölle?«

Sam winkte die Befürchtungen des Fotografen beiseite. »Das ist lediglich eine Interpretation vom jüdisch-christlichen Standpunkt aus. Die alten Peruaner glaubten nicht an einen biblischen Himmel oder eine biblische Hölle, sondern an drei verschiedene Ebenen des Daseins: *janan pacha*, die obere Welt; *cay pacha*, unsere Welt; und *uca pacha*, die untere oder innere Welt. Sie glaubten, diese drei weiten seien eng miteinander verbunden und würden an gewissen heiligen Stellen namens *pacariscas* zusammentreffen.« Sam warf einen Blick über die Schulter. »Aus den Piktogrammen nebenan würde ich schließen, dass diese Kammer als eine *pacarisca* verehrt und geschützt worden st.«

Norman starrte zum offenen Durchgang zu der Kammer hinüber. »Ein Durchgang sowohl zur unteren als auch oberen Welt.«

»Genau.«

Maggie stieß Sam mit dem Ellbogen an. »Das reicht jetzt! Mach mit dem zweiten Beschlag weiter!«

Sam räusperte sich und beugte sich über die Kratzer im Hematit. Diesmal übersetzte er gleichzeitig, während er den Finger über die lateinischen Inschriften laufen ließ. »»Gott im Himmel, beschütze uns. Wir flehen dich an. Wir überlassen diese Grabstätte dem Himmel. Möge sie nie gestört werden. Hütet euch ...« Sam las die letzten beiden Zeilen und ihm blieb die Luft weg. Er lehnte sich zurück. »O mein Gott!«

Maggie beugte sich näher heran. »Was ist?«

Er warf den anderen einen Blick zu. »»Auf der anderen Seite liegen die Werke des Satans, der Wille des Teufels. Ich versiegele diesen Durchgang vor der Schlange von Eden, damit die Menschheit nicht auf ewig verdammt sei.««

Fünf Augenpaare wandten sich dem offenen Durchgang zu.

»Die Schlange von Eden?«, fragte Norman nervös.

Maggie erklärte es mit unterdrückter Stimme. »Genesis. Der Verderber des Menschengeschlechts, der zu verbotenem Wissen verlockt.«

»Es ist unterzeichnet«, sagte Sam und lenkte mit diesen Worten ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Hematit-Beschläge. »Bruder Francisco de Almagro, Diener unseres Herrn, 1535.«

Ralph schaute Sam über die Schulter. »Hat dein Onkel nicht gesagt, dass er die Mumie für einen Dominikanermönch hält?«

Sam nickte. »Ja. Das hier ist möglicherweise das Testament dieses Burschen. Nachdem er das Grabmal versiegelt hat, muss er aus irgendeinem Grund getötet worden sein. Aber warum?« Sam begab sich in den Fersensitz. »Was ist hier geschehen? Warum hat der angrenzende Raum diesen Mann so sehr in Angst und Schrecken versetzt? Es können nicht nur die Fallen

gewesen sein. Sonst hätte der Verweis auf die Schlange von Eden hier nichts zu suchen.«

Maggie nickte zu dem Durchgang hinüber. »Wie die Antwort auch lautet, sie liegt irgendwo da drin. Vielleicht haben die Moche etwas entdeckt, das ihre Eroberer, die Inka, für sich vereinnahmt haben. Und das hat unserem toten Mönch eine Heidenangst eingejagt.«

»Ich wünschte, mein Onkel wäre hier«, murmelte Sam. »Wir könnten seine Fachkenntnis brauchen.«

Über ihnen verschoben sich weitere Felsbrocken. Dabei knirschten sie wie alte Knochen. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich dein Onkel diesem Wunsch anschließen würde«, meinte Norman mit einem Blick zur Decke.

Plötzlich stand Maggie auf und holte die Taschenlampe. »Ich möchte mir noch mal die Kammer ansehen.«

Sam bemerkte, dass ihre Beine einen Augenblick lang zitterten, bevor sie einen Schritt tun konnte. Er hatte den Verdacht, dass sie die Neugier nur vorgab, um in Bewegung zu bleiben und sich abzulenken. Er stand ebenfalls auf. »Ich komme mit.«

Auch Ralph erhob sich. »Norman und ich untersuchen die Ebene über uns.«

Norman bekam große Augen. »Ach ja?«

Ralph sah den Fotografen funkelnd an. »Jetzt mach dir bloß nicht in die Hose!«

Norman blickte finster drein und stand auf. »Oh, schon gut.« Er holte eine zweite Taschenlampe hervor. Denal hatte sie in einer Tasche mit Werkzeugen gefunden, die Gils Bande zurückgelassen hatte.

»Beeilt euch!«, warnte Sam. »Da oben ist es ziemlich unsicher und wir müssen Batterien sparen.«

»Keine Bange«, meinte Norman. »In Ralphs Gesellschaft und zwischen herabfallenden Granitbrocken bin ich verdammt schnell.«

Denal erhob sich ebenfalls. Er entschied selbst, mit wem er

gehen wollte, und stellte sich zu Sam und Maggie.

Norman und Ralph winkten und machten sich schnell davon.

»Kommt«, sagte Maggie.

Sie verschwand in dem Durchgang und Sam und Denal folgten ihr. Sam bemerkte, dass Denal, bevor er die Türschwelle überschritt, die Stirn berührte und das Kreuzzeichen schlug, ein geflüstertes Gebet auf den Lippen.

Schweigend kehrten die drei zum Anfang des gefliesten Bodens zurück. Gold und Silber reflektierten hell den Schein ihrer Lampe. Der Inkakönig stand strahlend wie ein gelber Stern vor dem schwarzen Granit. Die Maschinerie tickte gedämpft im Takt zu Sams Herzschlag. Er schob den Stetson zurück und musterte das Piktogramm. Mit dem Strahl der Taschenlampe zeichnete er den Weg von dem goldenen Viereck, das die physische Welt, *cay pacha*, darstellte, zu dem fernen Viereck, das die obere Welt, *janan pacha*, symbolisierte. Im Zickzack verlaufende goldene Fliesen verbanden die beiden Endpunkte. »Nun?«, fragte er. »Was jetzt?« Er hielt den Schein absichtlich von den beiden Leichen auf dem Boden fern.

Wie eine Löwin im Käfig schritt Maggie vor dem Puzzle hin und her. »Es muss einen Weg hinüber geben«, brummte sie. »Löse das Rätsel und die Beute, die hier zu machen ist, wird sich höchstwahrscheinlich zeigen.«

»Die Schlange von Eden?«, fragte Sam.

Maggie wandte sich ihm zu und ihre Augen leuchteten hell in dem gespiegelten Lichtschein. »Willst du nicht wissen, was er damit gemeint hat?«

»Ehrlich gesagt, würde ich im Augenblick lieber dafür sorgen, dass wir unsere Ärsche hier rauskriegen.«

»Nun ja, bis dahin ...« Maggie drehte sich zu dem gefliesten Piktogramm um. »... bleibe ich an der Sache dran.« Ohne ein weiteres Wort trat sie auf die Goldfliesen, die auf dieser Seite das goldene Viereck bildeten.

»Nein, Miss Maggie!«, rief Denal.

Zugleich streckte Sam die Hand nach ihr aus, aber Maggie trat auf eine benachbarte Goldfliese und war außer Reichweite. »Was tust du da?«, schrie er.

Sie wandte sich um – nicht zu ihm, sondern zu dem Jungen. »Welches ist der sicherste Weg, Denal?«

Sam warf dem Jungen neben sich einen Blick zu. Der junge Quecha stand zitternd und mit wildem Blick am Rand des Fliesenbodens. »Maggie, wovon redest du?«, fragte Sam. »Das weiß er doch nicht.«

»Er weiß es«, erwiderte sie. »Er hat mich beim ersten Mal davor gewarnt, den Boden zu betreten.« Sie sah den Jungen eindringlich an. »Ich habe deinem Gesicht angesehen, dass du etwas wieder erkennst, Denal.«

Der Junge wich einen Schritt zurück.

»Einen Teil des Rätsels habe ich gelöst«, fuhr Maggie fort. »Ich stehe auf dem Abschnitt des Piktogramms, der unsere Welt darstellt.« Sie zeigte mit der ausgestreckten Hand auf das ferne goldene Viereck auf der anderen Seite des Raums. »Und ich muss *janan pacha*, die obere Welt, erreichen. Nicht wahr? Aber wie kommt man gefahrlos über den Boden? Der goldene Pfad ist zu offensichtlich.«

Denal schüttelte bloß heftig den Kopf.

Sam senkte seine Taschenlampe. »Maggie, Denal weiß nicht ...«

Maggies Züge verhärteten sich und sie wandte sich abrupt ab. Sie wollte auf eine der Goldfliesen treten, die treppenförmig auf das ferne Viereck zuliefen.

»Nein!«, rief Denal plötzlich. Tränen traten ihm in die Augen. »Ich sag's Ihnen!«

Verblüfft starrte Sam den Jugendlichen an.

Er schien unter dem Blick in sich zusammenzusacken. »Das alte *amautas* meines Volks. Sie erzählen Geschichten von einem schlechten Ort wie dem hier. Sehr alte Geschichten. Ich nicht wissen genau. Aber sie sagen, dass Leben ausgewogen

sein zwischen *janan* und *cay*. Um hin und her zu gehen, man müssen Sonne und Mond ins Gleichgewicht bringen.«

»Sonne und Mond?«, fragte Maggie und sah nach unten. »Aber sicher! Natürlich!« Maggie trat auf eine angrenzende Silberfliese.

»Maggie! Nein!«

Sie achtete nicht auf Sam und trat erneut auf ein goldenes Quadrat. »Um der goldenen Treppe zu folgen, muss man mit einer silbernen abwechseln. Halte das Gleichgewicht zwischen Silber und Gold, zwischen dem Mond und der Sonne.«

»Das weißt du doch nicht mit Bestimmtheit!«, rief Sam.

»Ich bin mir sicher.« Maggie schritt weiter durch den Raum. Sie trat von Silber auf Gold und wieder zurück auf Silber und während sie das Muster abschritt, sagte sie hastig: »Für die Inka war Gold der Schweiß der Sonne und Silber die Tränen des Mondes. Sonne und Mond ... Gold und Silber ...«

Mit angehaltenem Atem stand Sam am Rand des Fliesenmusters.

Denal murmelte etwas in seiner Muttersprache. Die Furcht legte sich ihm schwer auf die Stimme. »Sie gehen ... sie kehren nicht zurück.«

Sam, dem das Herz im Halse schlug, verstand ihn kaum.

Er zupfte an Sams Arm. »Miss Maggie müssen stehen bleiben«, flehte er. »Das *amautas* sagen, wer zum *janan pacha* reisen, kehren niemals zurück. Sie müssen stehen bleiben!«

Schließlich verstand Sam die Warnung des Jungen. Er zuckte zurück, als hätte er eine Flamme berührt. »Maggie!«

Die Panik in seiner Stimme zog ihren Blick zu ihm zurück.

»Denal sagt, wenn du den Raum durchquerst, kannst du nicht zurückkehren!«

Maggie schaute zur anderen Wand hinüber, dann wieder zu Sam. Sie stand immer noch auf derselben Fliese, aber ihre Stimme bebte. »D... das ist doch völlig sinnlos, verdammt! Warum sollte der Raum eine Einbahnstraße sein?«

»Keine Ahnung. Aber jetzt ist keine Zeit, das zu überprüfen.« Maggie seufzte. »Vielleicht hast du Recht ...« Sie setzte den Fuß auf die Silberfliese zurück, die sie gerade verlassen hatte.

»Nein!«, kreischte Denal.

Der Aufschrei des Jungen rettete Maggie das Leben. Sie zuckte zusammen und riss das Beine gerade in dem Moment herunter, als sich die Silberfliese unter ihrem Schuh auftat.

»Achtung!«, schrie Sam. »Über dir!« Er hatte entdeckt, dass die dazugehörige Goldfliese in der Deckel herabfiel. Ein dichter Regen aus Speeren pffiff heraus und verschwand in der Grube, die sich unter der Silberfliese geöffnet hatte.

Maggie war vor der Kaskade aus Klingen zurückgewichen. Ihre Beine zitterten heftig und sie fiel auf die Knie. Da schwang die Silberfliese zurück und schloss die Öffnung. »Sam ...?«

Wild gestikulierend erklärte Denal, was vorgefallen war. »Sie dürfen nicht umkehren. Wenn anfangen, müssen Miss Maggie beenden.«

Ihre Augen öffneten sich angsterfüllt. Sie betrachtete die sechs Meter Fliesen zwischen sich und Sam. Er erkannte die einsetzende Panik in ihrem Blick. Was sollte er tun?

Plötzlich wurde der gesamte Raum von einem gewaltigen Beben geschüttelt, das von heftigem Donner begleitet war. Sam wurde zu Boden geschleudert. Maggie duckte sich und legte die Arme über den Kopf. Zwei Metallfliesen in der Decke lösten sich und fielen klappernd und krachend herab.

Nur Denal gelang es, auf den Beinen zu bleiben. Der Quechajunge warf einen Blick zum Eingang hinüber. Staubwolken wälzten sich auf sie zu. »Der Tempel! Er stürzen ein!«

Sam wälzte sich herum und sprang auf, als sich der Boden wieder beruhigte. »O Gott ... Norman und Ralph ...«

Als hätten sie seinen Schrei gehört, stürmten auf einmal zwei Gestalten durch die Staubwolke. Hustend kam Ralph neben Sam zum Stehen. Der schwarze Hüne war von Kopf bis Fuß

grau mit Granitstaub eingepudert, ebenso wie Norman hinter ihm. Der Fotograf nieste laut.

Ralph war völlig außer Atem. »Er fällt auseinander!«

Das Ächzen von Steinen, die sich bewegten, schien von allen Seiten zu kommen. Regelmäßig ertönte ein lautes Krachen, das sich anhörte, als käme es aus nächster Nähe, aus der Vorkammer.

Norman wischte sich die Nase am Ärmel ab. »Über uns ist jetzt nichts mehr.«

Ralph zog Sam zu der Wand neben dem kurzen Gang. »Fühl mal!«

Er legte die Hand auf die Granitmauer. Sie zitterte unter dem Gewicht von Tonnen von Blöcken und Lehm, die auf dieses letzte Bollwerk drückten. »Das Ding hier fällt beim nächsten Windhauch in sich zusammen«, stellte Sam laut fest.

Plötzlich lenkte Norman mit einem drängenden Ausruf die Aufmerksamkeit aller auf sich. Er zeigte auf das Muster. »Maggie!«

Sam fuhr herum. Da drüben, auf eben jener Goldfliese, lag die irische Studentin mit zuckenden Gliedmaßen auf der Seite. Sie hatte wieder einen Anfall.

»Was zum Teufel tut sie da draußen?«, fragte Ralph wütend.

»Keine Zeit für Erklärungen.« Sam nahm sein Gewehr ab und reichte es Ralph. »Bleibt hier!« Er schoss hinaus auf die Goldfliesen.

Denal kreischte einen Warnruf, aber Sam beachtete den Jungen nicht. Er tanzte zwischen Silber und Gold hin und her in Richtung *janan pacha*. Als er Maggies Fliese erreichte, kniete er sich neben seine Studienkollegin und legte ihren Kopf in seinen Schoß. Seine Berührung schien sie etwas zu beruhigen. Also streichelte er ihr das Haar und sprach sie leise an. Das Zittern ihrer Gliedmaßen ebte ab. »Maggie ... wenn du mich hören kannst, komm zu mir! Folge meiner Stimme!«

Von ihren Lippen kam ein leises Stöhnen.

»Komm schon, Maggie ... wir brauchen dich ... keine Zeit für ein Nickerchen.«

Ihre Lider flatterten, dann starrte sie ihn an. »Sam ...?«

Er beugte sich herab und umarmte sie leicht. Der Duft ihres Haars und ihr Schweißgeruch drangen ihm scharf in die Nase.

»Gott sei Dank!«

Maggie entzog sich seiner Umarmung. Sie erfasste schnell, was los war. »Du hättest nicht rauskommen sollen!«, schimpfte sie ihn aus, aber ihr Tonfall war eher erleichtert als hitzig. »Der Tempel?«

»Fällt zusammen. Das hier ist die letzte unversehrte Ebene.«

Maggie sah zu Sam auf, im Blick eine unausgesprochene Frage.

»Ich schätze, allerhöchstens eine Stunde«, antwortete Sam.

»Was tun wir jetzt?«

Er erhob sich und half ihr gleichzeitig auf. Maggie musste sich auf seinen Arm stützen, so schwach waren noch immer ihre Beine. Ihre Hand war heiß auf seiner bloßen Haut. »Du hast mich eben zum Grübeln gebracht. Warum *haben* die Mocher oder Inka diesen Raum wie eine Einbahnstraße gebaut?«

Maggie schüttelte den Kopf.

Sam schaute zur anderen Wand hinüber. »Ist doch völlig sinnlos ... es sei denn ... es sei denn, es gibt einen weiteren Weg nach draußen.«

»Einen Geheimgang?«

»Es muss mehr als bloß diesen mit Fallen gespickten Raum geben. Warum die unheilvolle Warnung des mumifizierten Mönchs? Hier ist nichts. Jenseits dieser Kammer muss etwas liegen.«

»Aber wenn du Recht hast, wo ist dann der Eingang?«

Sam zeigte auf die große Statue des Inkakönigs, die golden vor den dunklen Steinen glänzte und sie finster anzusehen schien. »Wenn es jemand weiß, dann er. In ihm muss ein Schlüssel liegen.« Er sah Maggie in die Augen.

»Also müssen wir da rüber«, sagte sie, während sie heftig schluckte und Sam ein unsicheres Lächeln schenkte. »Ein letztes Rätsel.«

Erneut polterte unheilvoll die Decke. »Stimmt. Entweder lösen wir es oder wir verabschieden uns von dieser Welt.«

»Was tut ihr beide da?«, rief Ralph zu ihnen herüber. »Uns läuft die Zeit davon!«

Sam berichtete rasch von ihren Plänen.

»Das ist Wahnsinn! Du setzt euer Leben aufs Spiel, und das auf der Grundlage ziemlich vager Vermutungen!«

Sam nickte zur Decke hinauf. »Ich gehe lieber ein Risiko ein, statt darauf zu warten, dass mir der Himmel auf den Kopf fällt.«

Darauf wusste Ralph nichts zu erwidern. Er trat bloß nervös von einem Fuß auf den anderen. »Na gut, Boss, aber seid vorsichtig!«, meinte er schließlich.

Denal betrat mit aschfahlem Gesicht den Fliesenboden. »Ich kommen mit!«

»Nein!«, riefen Maggie und Sam gleichzeitig.

Denal ging einfach weiter. »Ich kennen alte Geschichten. Ich helfen und ich sterben auch nicht ohne kämpfen.« Schließlich erreichte er sie. Mit funkelndem Blick sah er zu Sam auf. »Meine Mama, bevor sie gestorben, sie mich lehren, tapfer zu sein. Ich bereiten ihr keine Schande.«

Einen Augenblick lang starrte ihn Sam an. Dann schlug er dem Jungen auf die Schulter. »Vielen Dank, Denal.«

Denal lächelte schwach, doch sein Blick huschte weiterhin zwischen dem Inkakönig und dem Muster hin und her. Mit zittrigen Fingern fischte er eine krumme Zigarette heraus. Er sah, wie Sam die unangezündete Zigarette musterte, und hielt trotz dem tadelnden Blick stand. »Dann los!«

Sam wandte sich um. »Du weißt, dass diese Dinger dein Wachstum hemmen.«

»Nicht, wenn ich nicht anzünden«, erwiderte Denal säuerlich.

»Wenn du einen Weg hier raus findest«, sagte Sam, »kannst du dir die Lungen zuräuchern, bis sie schwarz sind.«

Maggie hielt sich hinter ihnen. »Bleibt in Bewegung. Diese Decke wird nicht ewig halten.«

Sam ging schweigend weiter. Jeder Schritt auf eine neue Fliese bedeutete ein erneutes anschwellendes Gefühl der Bedrohung. Aber nichts geschah. Maggie und Denal hatten das Rätsel der Fliesen anscheinend gelöst. Aber was dann?

Sam erreichte den Mittelpunkt und erstarrte.

Maggie, die ein paar Reihen hinter ihm war, rief nach vorn: »Warum bist du stehen geblieben?«

Er trat beiseite, sodass sie es erkennen konnte.

»Oh.«

Die nächste Goldfliese betrat Sam besonders vorsichtig, denn das Blut machte die Oberfläche glitschig. Er achtete sorgfältig darauf, Juans zerfetzten, Ekel erregenden Leichnam nicht zu berühren. Der Blick des toten Mannes schien ihm zu folgen, als er vorüberging. Sam schaute weg, doch der Gestank, eine Mischung aus Blut und Verfall, war in dieser Nähe sehr stark. Er setzte seinen Weg fort und stieß einen lauten Seufzer aus, sobald er die nächste Fliese betreten hatte.

Froh darum, dem toten Mann entronnen zu sein, ging er die nächsten Reihen schneller. Keiner der anderen beiden sagte ein Wort, während sie ihm folgten. Weiter hinten hörte er Ralph und Norman, die nervös vor sich hin murmelten, konnte ihre Worte aber nicht verstehen.

Schließlich erreichte Sam die vier Goldfliesen, die das Piktogramm des *janan pacha* darstellten. Erleichtert beugte er sich vor, stützte die Hände auf den Knien ab, schloss die Augen und dankte dem Himmel für den sicheren Übergang.

Maggie und Denal traten zu ihm.

»Ihr beiden seid in Ordnung?«, fragte er und richtete sich auf.

Maggie konnte bloß nicken. Auf ihrem Gesicht glänzte ein Schweißfilm. Denals Zigarette zitterte zwischen seinen Lippen,

aber er nickte ebenfalls.

Sam betrachtete die Wand. Sie standen jetzt an der linken oberen Ecke des Piktogramms. Die letzte Fliesenreihe bestand komplett aus Silber. Lediglich die Statue in der Mitte der Wand befand sich auf einer Goldfliese. Sie war umgeben von einem Haufen aus goldenen und silbernen Bechern und Opfergaben. »Was jetzt? Wie erreichen wir von hier aus die Statue?«

Maggie drehte sich langsam im Kreis. »Hört mal!«

Sam runzelte die Stirn. »Was ...?« Dann ging ihm auf, was sie meinte.

Denal ebenfalls. »Es haben aufgehört.«

Sam legte den Kopf zur Seite. Das Ticken der Maschinerie, die die Falle in Gang gesetzt hatte, war verstummt.

»Es hat aufgehört, nachdem wir hier eingetroffen sind«, meinte Maggie.

Sam nickte. »Dass wir dem Muster richtig gefolgt sind, muss sie abgeschaltet haben.«

»Also können wir problemlos über die Silberfliesen zur Statue gelangen?«, fragte Maggie und warf Denal einen Blick zu.

Der Quecha-Junge zuckte mit den Schultern. »Ich nicht wissen.«

Sam wappnete sich, holte tief Luft und trat von den Goldfliesen auf die silberne Reihe. Einen Herzschlag lang krümmte er sich zusammen, aber nichts geschah. Er sah zu Maggie hinüber.

»Das Getriebe schweigt noch immer«, sagte sie und erwiderte seinen Blick. »Also ist es wohl okay.«

Fliese um Fliese ging Sam zu der goldenen Statue weiter. Die anderen folgten. Bald standen sie vor dem Inkakrieger. Unter seinem Kopfschmuck schien er grimmig auf sie herabzublicken. Die drei musterten ihr Gegenüber.

Die Statue war fast volle zwei Meter größer als die meisten Männer. Den Rücken hatte sie einem schmalen silbernen Bogen gang zugekehrt. Sie hielt in einer Hand einen Stab und in

der anderen eine typische Inka-Bola, drei Steine auf einer Lama-sehne.

»Seht euch seine *Llautu*-Krone an«, meinte Sam und zeigte auf den geflochtenen Kopfschmuck. Drei Papageienfedern und ein Saum mit Troddeln krönten das Ganze. »Also ist das hier ganz bestimmt der Sapa Inka. Einer ihrer Könige.«

»Ja, aber dass die Gesichtszüge so detailliert ausgearbeitet und die Muskulatur so wirklichkeitsgetreu abgebildet sind, steht in völligem Widerspruch zur üblichen stilisierten Abbildungsweise der Inka«, flüsterte Maggie. »Er ist ebenso perfekt wie Michelangelos *David*.«

Sam beugte sich näher heran, um das Gesicht des uralten Königs zu mustern. »Seltsam. Der Sapa Inka, der hier dargestellt wird, ist verehrt worden wie kein anderer.«

Denal, der einen Schritt entfernt stand, räusperte sich. »Diese Wand ... das sein nicht Stein.«

Sam wandte sich von der Statue ab. Der Junge hatte den Blick nicht auf das goldene Idol, sondern auf die schwarze Mauer dahinter gerichtet. Überall nackter Granit. »Was willst du damit sagen?«

Maggie keuchte. »Denal meint, dass das hier nicht aus Stein besteht. Sieh mal, da sind keinerlei Fugen. Das sind keine zusammengefügte Steinblöcke wie beim Tempel.«

Sam ging zu dem Felsen hinüber und ließ eine Hand darüber laufen. »Das ist eine Wand aus festem Granit.«

Von hinten rief eine Stimme herüber: »Habt ihr schon was gefunden?« Es war Norman.

Sam drehte den Kopf und schrie zurück: »Wir haben den Berg gefunden!« Er legte den Kopf in den Nacken und musterte die Wand. »Die Pyramide muss an der Basis dieser Felswand errichtet worden sein.«

»Aber warum?«, fragte Maggie.

Sam dachte laut nach. »Die Inka haben Berge verehrt. Aber weshalb einen *huaca*, einen heiligen Ort, hier errichten? Was

war an dieser Felswand so besonders?«

Nach einem Augenblick gab Maggie Antwort. »W... was, wenn es eine Höhle wäre?«

Sam schlug mit der Hand gegen die Granitmauer. »Natürlich! Höhlen wurden als *pacariscas* angesehen, mystische Orte, die die drei Welten ihrer Religion vereinigten. Sie wurden oft als rituelle Stätten benutzt. Das ergibt Sinn!«

»Aber wo ist der Eingang?«, fragte Maggie.

»Ich weiß es nicht, aber die Statue muss ein Schlüssel sein. Ist dir der silberne Bogengang dahinter aufgefallen? Sie ist groß genug, um eine schmale Öffnung zu verbergen.«

Maggie und Sam kehrten zur Statue zurück. Sam stemmte die Schulter dagegen und versuchte, das Idol beiseite zu schieben.

»Sei vorsichtig!«, warnte Maggie.

Denal stand nur da und hatte eine Faust an die Kehle gelegt.

Nichts geschah. Die Statue ließ sich nicht verschieben. »Verdammt!«, fluchte Sam, nahm seinen Stetson ab und strich sich die feuchten Haare zurück. »Dieses Ding muss fast eine Tonne wiegen.«

Maggie sah ihn stirnrunzelnd an. »Brutale Gewalt ist nicht die Antwort. Hier unten ist alles so kompliziert angelegt, dass es einen Mechanismus geben muss, um den Durchgang freizubekommen.« Sie stieß Sam mit dem Ellbogen beiseite, trat zu der Statue, stellte sich auf die Zehenspitzen und untersuchte sie aus der Nähe, die Nase nur Zentimeter von der goldenen Oberfläche entfernt. Langsam arbeitete sie sich die ganze Statue hinab.

Sam wurde ungeduldig, vor allem, als der Boden erneut zu beben begann. »Das hier hält nicht mehr lange durch«, murmelte er.

»Aha!«, rief Maggie aus und wandte sich an Sam. Ihr Gesicht war auf Höhe der Taille des Inkakönigs. »Hier liegt die Antwort.« Sie zeigte auf den Bauchnabel der Statue.

»Wovon redest du?«

Maggie schob einen Finger in das Loch. Er verschwand völlig darin. »Die Inka betrachteten den Nabel als Sitz der Macht und die Nabelschnur hielten sie für die ehemalige Verbindung zwischen dem physischen Körper des Menschen und den Göttern der Schöpfung.«

Sam und Denal hockten sich ebenfalls hin. »Eine weitere Verschmelzung von Welten.«

Maggie zog den Finger heraus. »Ein Schlüsselloch. Jetzt müssen wir bloß noch den Schlüssel dazu finden.«

Sam richtete sich auf und dachte laut nach. »Der Nabel verbindet die Götter des *janan pacha* mit der Menschheit in der physischen Welt ... mit der *cay pacha*. Wenn diese Kammer ein Punkt ist, an dem sich alle *drei* Welten vereinigen ... dann muss der Schlüssel etwas aus der unteren Welt sein, der *uca pacha*.«

Maggie umklammerte seinen Ellbogen. Sie hatte verstanden. »Indem man den Schlüssel in das Nabelschloss steckt, vereinigt man alle drei Welten.«

»Ja, aber wo finden wir einen solchen Schlüssel?«

Denal stieß Sam in die Seite und zeigte auf die Füße der Statue. Dort lag ein kleiner Haufen an Opfergaben aus Gold und Silber. »*Uca pacha* liegen zu Füßen.«

»Huch! Wir sind wirklich verdammt dämlich gewesen.« Maggie fiel auf die Knie und durchsuchte die Gegenstände. »Die untere Welt! Manchmal versteckt man etwas am besten, indem man es offen auslegt.«

Sam tat es ihr nach. Er arbeitete sich durch den Haufen, hielt die goldene Figurine eines Panthers mit Rubinaugen hoch und warf sie dann beiseite. »Hier liegen genügend Schätze, um damit eine kleine Nation zu finanzieren.«

»Und sie nutzen uns nicht das Geringste, wenn wir nicht überleben.«

Als wollte er sie nochmals daran erinnern, begann der Tempel erneut zu rumoren. Ein weiterer Abschnitt hatte nachgegeben.

Die Fliesen an der Decke klirrten und klapperten. Eine der Fal-
len sprang auf; das Beben der Decke hatte sie ausgelöst: ein
riesiger Granitblock mit dem eingeschnittenen Gesicht eines
Dämons krachte zu Boden und grub sich in die Silberfliese
darunter.

Maggie und Sam wechselten einen grimmigen Blick.

Leicht hustend rief Ralph von hinten: »Das war's! Wir sind
eingeschlossen, Leute! Wenn es einen weiteren Ausgang gibt,
dann finden wir den besser ganz schnell!«

»Fußboden und Falle reißen auseinander«, flüsterte Maggie.
»Wenn Norman und Ralph zu uns stoßen sollen ...«

»Du hast Recht. Such weiter!« Sam stand auf. »Ralph! Nor-
man! Kommt rüber! Sofort!« Die beiden anderen Studenten
waren hinter einer Wolke Granitstaub verborgen. Aber Ralph
winkte zum Zeichen, dass er verstanden hatte, mit seiner Ta-
schenlampe und kam auf sie zu.

Sam kehrte zu Maggie zurück. »Sie kommen. Glück ge-
habt?«

Sie schüttelte den Kopf; mit zitternder Hand durchwühlte sie
weiter die Gegenstände. »Ich kann nicht klar denken. Was ist,
wenn ich einen Schlüssel übersehe? Wir werden keine zweite
Chance bekommen.« Ein kleines Schluchzen stieg ihr die Kehle
hoch.

Sam kniete sich neben sie. »Wir kommen schon raus hier.«
Er legte ihr einen Arm um die Schulter und hielt sie fest.

Sie lehnte sich an ihn und schwieg mehrere Herzschläge
lang. Ein letztes Schaudern durchlief sie und dann entspannte
sie sich wieder. Sie löste sich aus seiner Umarmung und wandte
ihm das Gesicht zu, das von Tränenspuren gefurcht war. Sie
wischte sich die Wangen und murmelte: »Danke, Sam.«

Worte waren unnötig. Er nickte und widmete sich wieder
seiner Suche. Sie arbeiteten sich gemeinsam durch den Haufen
an Gegenständen. Sam hätte ihre Rettung um ein Haar beiseite
geworfen, doch Maggie hinderte ihn daran, indem sie ihn am

Handgelenk packte.

Sam hielt einen dreißig Zentimeter langen Dolch mit Silbergriff fest. »Was ist?«

»Sieh dir die Einkerbung am Griff an!«

Er hob ihn in den Strahl der Taschenlampe, die Denal in der Hand hielt. Es zeigte sich die Gestalt eines Mannes mit hervorstehenden Eckzähnen. Sam erkannte sie von uralter Keramik wieder. »Es ist Aiapec, der Gott mit den Fängen.«

Maggie nickte. »Ein Gott der Moche.«

Sam fiel die Bemerkung seines Onkels über diese vergrabene Pyramide ein. Sie stammte eindeutig von den Moche. Hier war ein weiterer Beweis dafür. »Das wird Onkel Hank glücklich machen ... soll heißen, wenn wir hier rauskommen und es ihm zeigen können.« Er wollte den Dolch weglegen.

Erneut hinderte ihn Maggie daran. »Warte, Sam. Einige Wissenschaftler sagen, dass die Inka den Moche-Gott Aiapec in ihr eigenes Pantheon der Götter übernommen haben. Aber sie haben ihm einen neuen Namen gegeben – Huamancantac!«

»Der Gott des Guano ... Fledermausdung?« Sam starrte sie an, als wäre sie verrückt. Worauf wollte sie hinaus? Dann dämmerte ihm die Erkenntnis. »Der Gott der Fledermäuse ... und *Höhlen*! Ein Geist der unteren Welt, *uca pacha*!«

Sam sprang auf, den Dolch in der Hand.

»Es muss der Schlüssel sein!«, rief Maggie aus.

In diesem Augenblick traten Ralph und Norman zu den dreien an der Statue. »Ich weiß nicht, worüber ihr so aus dem Häuschen seid, aber ich schlage vor, dass wir von hier verschwinden.« Er zeigte nach hinten, zum rückwärtigen Teil der Kammer.

Sam drehte sich um. Es *gab* keinen rückwärtigen Teil mehr. Nachdem sich der Staub im Anschluss an die letzten größeren Erschütterungen gelegt hatte, bestand der rückwärtige Teil des Raums nur noch aus übereinander gestürzten Felsbrocken. »Mein Gott!« Ein Viertel der schweren Decke hing schräg und schief herab. Und über ihnen ächzten fortwährend Tonnen von

Granit.

Mit piepsiger Stimme sagte Norman: »Wir können nirgendwo mehr hinlaufen.«

»Vielleicht doch«, meinte Sam. Er drehte sich um und stach der Statue den Dolch in den Bauchnabel. Er drang bis zum Griff ein.

Nichts.

Norman trat von einem Fuß auf den anderen und starrte die aufgefählte Waffe an. »Na gut, Brutus, du hast Cäsar erdolcht. Was nun?«

Sam versuchte, den Dolch wie einen Schlüssel zu drehen, aber er wollte sich nicht bewegen lassen. Er zog ihn wieder heraus und sah Maggie an. »Ich war mir so sicher, dass du Recht hattest.« Er hielt ihr den Dolch hin. »D... das muss der Schlüssel sein!«, sagte er zwischen zusammengepressten Zähnen. Enttäuschung schwang in seiner zitternden Stimme mit. *»Er muss es sein!«*

Während er das letzte Wort sprach, änderte der Dolch in seinen Händen die Gestalt. Die goldene Klinge verformte sich zu einem gezackten Blitzstrahl, der hell im Strahl der Taschenlampe leuchtete. Sam ließ die Waffe beinahe fallen, stabilisierte dann jedoch die rechte Hand mit der linken, sodass jetzt beide Hände den Griff umklammerten. »Hat das noch wer gesehen? Oder bin ich gerade übergesnappt?« Er fuhr mit einem Finger über den Dolch und suchte nach dem Auslöser für die Veränderung, fand aber nichts.

Hinter ihnen stürzte eine weitere Felslawine herab. Die Decke kam herunter und mit ihr die Hälfte der Deckenfliesen. Fels und Metall krachten und klirrten, ein Geräusch, das schneidend durch den Raum schallte. Der Tod wälzte sich in Gestalt knirschender Felsbrocken auf sie zu, doch keiner von ihnen rührte sich.

Stattdessen streckte Maggie die Hände dem Dolch entgegen, senkte sie dann jedoch wieder. Offenbar hatte sie Angst, das

Wunder zu behindern. »Jetzt ist es das Symbol für Pachacamac, dem Inkagott der Schöpfung.« Sie erwiderte Sams Blick aus großen Augen. »Versuch's damit!«

Sam nickte und wandte sich erneut der Statue zu. Als er die Klinge in den Bauch des Inkakönigs schob, zitterte die Spitze des Dolchs. Es dauerte einige Zeit, bis die gezackte Klinge schließlich nach einigem Hin und Her feststeckte.

Ein gewaltiges Krachen und Knirschen ertönte, das noch um einiges lauter war als das Donnern der Felsen hinter ihnen.

Während Sam den Griff des Dolchs fest in Händen hielt, spaltete sich die Inkastatue von der Krone bis zu den Füßen in zwei Hälften und wie aus dem Nirgendwo tauchte ein Riss auf. Die beiden Hälften wichen zusammen mit dem silbernen Bogen dahinter vor dem Dolchgriff zurück und legten eine natürliche Öffnung im Felsen frei.

Wie erstarrt stand Sam vor der gespaltenen Statue, den Dolch nach wie vor in der Hand, dessen Spitze jetzt auf den Eingang zur Höhle zeigte. »Heilige Scheiße!«

Verblüfft hob Sam die Waffe hoch. Nun hatte er wieder die ursprüngliche, gerade Klinge vor sich. Er ließ den Arm sinken und wandte sich den anderen zu. Ein Blitz von Normans Kamera traf ihn völlig unvorbereitet. Er rieb sich mit dem Handrücken die Augen. »Das nächste Mal warnst du bitte vor«, beklagte er sich.

»Und ruiniere den natürlichen Ausdruck des Erstaunens«, erwiderte Norman. »Das wüsste ich aber.«

Die anderen redeten alle zugleich – in ihren Worten mischte sich Erstaunen mit Erleichterung. Ralph leuchtete mit seiner Taschenlampe in den Spalt hinein, der tief in den Felsen führte, weiter, als der Schein reichte. »Ich höre so etwas wie fließendes Wasser«, sagte er. »Die Höhle muss ganz schön tief sein.«

»Gut«, meinte Sam und hielt schließlich den Dolch hoch, womit er die Aufmerksamkeit aller auf sich lenkte. »Ich habe keine Ahnung, was gerade hier geschehen ist, aber wir sollten

aus dem Tempel verschwinden, ehe er uns zu Pfannkuchen zerquetscht.«

Da hinter ihnen weitere Teile der Decke herabfielen, hatte niemand etwas einzuwenden. Rasch folgten sie Sam im Gänsemarsch in die Kühle der natürlichen Höhle.

Ralph schob sich neben Sam und gab ihm die Winchester zurück. »Ich habe jetzt mein eigenes Gewehr«, sagte der große Mann und hob ein Repetiergewehr.

Es war Gils Waffe, wie Sam bemerkte. »Woher?«

Ralph wies mit dem Daumen auf das Fliesenmuster. »Ich habe sie unterwegs aufgehoben. Gil muss es sehr eilig gehabt und sie zurückgelassen haben.« Er legte sich einen Munitionsgurt um die Schulter. »Sein Verlust ... unser Gewinn.«

»Hoffentlich brauchen wir beide nicht«, meinte Sam.

Schulterzuckend ging Ralph weiter den Tunnel entlang.

»Versuch lieber mal, Philip ein letztes Mal zu erreichen«, sagte Maggie nach einem Blick zurück auf den eingestürzten Raum. »Er soll wissen, dass wir in Sicherheit sind und dass er uns nicht abschreiben muss. Wenn wir Wasser und eine geschützte Stelle finden, sollten wir bis zum Eintreffen einer Rettungsmannschaft überleben können.«

»Du hast Recht. In den Höhlen erreiche ich ihn vielleicht nicht mehr.« Sam hatte Philip Sykes völlig vergessen. Er zog das Funkgerät heraus, trat von der Schwelle und schaltete es an. Als er den Sendeknopf betätigte, ertönte sogleich ein Knakken und Knistern. »Sykes, hörst du uns? Over.«

Prompt kam eine Antwort, die aus Wortfetzen bestand: »... ihr lebt? Gott sei Dank ... ganzer Hügel ist verschwunden ... Wir ... so rasch wir können! Over.«

Sam lächelte. So knapp wie möglich erzählte er von ihrer Entdeckung und dem Dolch-Wunder. »Also verkriechen wir uns hier unten in den Höhlen, bis ihr uns befreien könnt. Alles verstanden? Over.«

Die Antwort erfolgte noch kratziger, da die Batterie des

Funkgeräts immer schwächer wurde. »... Höhlen? Geht nicht zu weit. Ich versuche ...« Der Rest wurde von statischem Rauschen übertönt.

Sam drehte sich um und starrte in die bleichen Gesichter seiner Freunde. »Setz gefälligst deinen Arsch in Bewegung, Philip!«, schrie er in das Funkgerät. »Und gib Onkel Hank so schnell wie möglich Bescheid!«

Die einzige Erwiderung war Rauschen. Die Batterie hatte nicht mehr genug Kraft, um ein Signal durch das Gewirr aus Fels und Erde über ihnen zu schicken. Sam fluchte unterdrückt und schaltete das Gerät ab, um das bisschen Saft zu bewahren, das noch übrig war. Er betete, dass Philip alles verstanden hatte.

Er biss sich auf die Unterlippe und trat zu den anderen. Vor ihnen lag ein Schacht der Finsternis. Obgleich Sam erleichtert war, die Flucht aus der einstürzenden Pyramide geschafft zu haben, konnte er Bruder de Almagros Warnung nicht vergessen: *Die Schlange von Eden ... möge sie nie gestört werden.*

Sam deutete in Richtung der schwarzen Höhlen. »Also los!«

Der Weg durch den Fels so war eng, dass sie ihn im Gänsemarsch passieren mussten. Ralph übernahm die Führung, Sam bildete die Nachhut. Die Enge gab ihm das Gefühl, vom Stein zerdrückt zu werden. An einer Stelle mussten sie sich seitlich durchquetschen, eingezwängt zwischen zwei Granitwänden. Gleich darauf hörten sie das lauter werdende Geräusch fließenden Wassers und augenblicklich wurde Sams Durst noch größer. Seine Zunge war wie ausgetrocknet.

Vorne rief Ralph: »Ich glaube, er öffnet sich gleich. Kommt!«

Sam eilte weiter und wäre Maggie fast in die Hacken getreten. Sie hatten sich jetzt fast eine Stunde durch den engen Gang gewunden. Schließlich spürte er einen leisen Lufthauch. An dessen Ende lag ein großer, offener Raum, der sie dazu verlockte, ihren Schritt zu beschleunigen.

Endlich wurde der Durchgang breiter. Sie konnten jetzt

nebeneinander gehen. Ralph, den anderen stets einen Schritt voraus, hielt eine der Taschenlampen in Händen. »Da vorn ist was«, murmelte er.

Sie wurden langsamer, als sie sich dem Ende des Durchgangs näherten. Ralph hob seine Lampe. »Das ist unglaublich!«, keuchte er.

Sam pflichtete ihm bei. Die anderen standen schweigend neben ihm. Vor ihnen lag eine offene Kammer, eine Höhle, in deren Boden sich ein Fluss eingeschnitten hatte. Doch nicht das löste die verblüfften Reaktionen aus. Säulen verbanden den Boden mit der Decke, die über die ganze Länge hinweg mit aufwändigen Bildern und seltsamen Kreaturen bedeckt waren. In den Stein eingebettetes Silber reflektierte das Licht der Taschenlampen – Augen tausender eingeschnittener Gestalten, Wächter aus einer uralten Welt.

Ralph senkte die Lampe. »Seht mal!« Über den Boden der dunklen Höhle wand sich ein Pfad aus gediegenem Gold von der Mündung des Durchgangs zu dem schäumenden Fluss hinüber und folgte dessen Lauf tiefer in das Labyrinth der Höhlen hinein.

»Unfassbar«, meinte Sam.

Ralph neben ihm sagte: »Die andere Kammer muss eine Scheinanlage gewesen sein, eine Falle, die das schützen sollte, was vor uns liegt.«

Zögernd setzte Sam einen Stiefel auf den goldenen Pfad. »Aber was haben wir entdeckt?«

Maggie trat neben ihn und Norman schoss einige Fotos. »Wir haben einen Rastplatz gefunden. Und das reicht jetzt erst mal.«

Die anderen murmelten ihre Zustimmung. Durst und Erschöpfung waren allmählich überwältigender als Wunder und Geheimnisse.

Sogar Sam war einverstanden. Die Geheimnisse konnten bis morgen warten. Dennoch – während die anderen den gewundenen goldenen Pfad zum Fluss hinabgingen, sprang Sam

förmlich ins Auge, wie sehr der leuchtende Weg einer sich windenden Schlange ähnelte.

Einer goldenen Schlange.

Henry saß an seinem Laptop und sah auf dem Bildschirm, wie sich die Internet-Verbindung von Knotenpunkt zu Knotenpunkt aufbaute, wobei das Modem im Takt summt und klingelte. »Komm schon, Sam, nimm das verdammte Telefon ab!«, brummte er in sich hinein. Mindestens zum zehnten Mal versuchte er, das Lager in Peru zu erreichen.

Verschiedene Szenarien spulten sich in seinem Kopf ab – von der stinknormalen einer Unterbrechung in der Stromversorgung der Satellitenschüssel bis hin zu der erschreckenderen eines bewaffneten Plündererüberfalls auf das Lager. »Ich hätte den Tempel nicht verlassen sollen.«

Henry warf einen Blick auf die Uhr in der rechten oberen Ecke des Bildschirms. Es war nach elf. Er atmete tief ein, um seine überreizten Nerven zu beruhigen. Es mochte sogar einen noch einfacheren Grund für die ausbleibende Antwort geben. Der Diebstahl sowie der anschließende Papierkram bei der Hotelwache hatte Henry einiges an Zeit gekostet, sodass er erst mit über zwanzig Minuten Verspätung hatte anrufen können. Vielleicht hatten ihn die Studenten für heute abgeschrieben und lagen bereits tief und fest schlafend auf ihren Feldbetten.

Dennoch wartete Henry ein letztes Mal ab, dass sich die Verbindung nach Peru aufbaute. Das Symbol dafür, dass er den Satelliten erreicht hatte, tauchte auf dem Bildschirm auf. Also sprang das Signal zu der metallenen Schüssel in den Anden hinüber. Henry hielt den Atem an. Aber wieder nichts. Wieder keine Verbindung.

»Verdammt!« Henry schlug mit der Faust auf den Schreibtisch, als sich das Modem abschaltete. Obwohl es tausende anderer Entschuldigungen dafür geben konnte, dass keine Verbindung zustande kam, wusste Henry tief im Innern, dass etwas

nicht stimmte. Er spürte etwas Bedrohliches auf sie zukommen. Ein ähnliches Gefühl der Furcht hatte er schon einmal gehabt, und zwar an dem Tag, als sein Bruder Frank – Sams Vater – bei dem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Er erinnerte sich an besagten Telefonanruf um vier Uhr morgens, an das kalte Gefühl des Entsetzens, als er nach dem Hörer gegriffen hatte. Jetzt spürte er etwas Ähnliches.

Da unten in Peru war etwas geschehen. Er wusste es einfach.

Erneut griff Henry nach dem Laptop, aber ehe er eine Taste berührt hatte, schrillte laut das Telefon und ließ ihn hochschrecken. Das Herz schlug ihm im Halse, während er den Hörer anstarrte und erneut die Erinnerung an jenen entsetzlichen Morgen vor Jahren in ihm aufblitzte. Er ballte die Hand zur Faust. »Reiß dich zusammen, Henry«, sagte er und zwang seine Finger, sich zu entspannen. Er schloss die Augen, wappnete sich innerlich, hob den Hörer hoch und hielt ihn ans Ohr. »Hallo?«

Es antwortete die Stimme einer Frau. »Henry? Ich bin's, Joan.«

Trotz der Erleichterung darüber, dass es bloß seine Kollegin war, hörte Henry die Anspannung aus ihrer Stimme heraus. Das war kein Höflichkeitsanruf. »Joan, was ist? Stimmt was nicht?«

Seine plötzliche Sorge musste sie unvorbereitet getroffen haben. Einen Moment lang geriet sie ins Stottern, dann sagte sie: »Ich ... ich habe nur gedacht, dass du es wissen solltest. Ich habe nach unserem Treffen ... äh, nach unserem gemeinsamen Abend ... bei mir im Büro vorbeigeschaut und erfahren, dass jemand versucht hat, ins Leichenschauhaus einzubrechen, wo die Überreste der Mumie aufbewahrt werden. Der Wachmann hat sie überrascht, konnte sie jedoch nicht fassen.«

»Was ist mit der Mumie?«

»Alles in Ordnung. Die Diebe haben nicht mal die Tür erreicht.«

»Anscheinend hat dieser Bericht im *Herald* mehr Fliegen angezogen, als wir erwartet haben.«

»Vielleicht auch dieselben«, fügte Joan hinzu. »Vielleicht sind sie, nachdem sie in deinem Hotelzimmer nichts gefunden haben, als Nächstes hierher gekommen. Was hat die Polizei gesagt?«

»Nicht viel. Da nichts gestohlen worden ist, schienen sie nicht sonderlich interessiert.«

»Haben sie Fingerabdrücke oder so genommen?«

Henry lachte. »Du hast zu viele Krimiserien gesehen. Nein, sie haben nur die Videos in den Überwachungskameras im Flur überprüft.«

»Und?«

»Nichts. Die Kameraobjektive sind mit Farbe übersprüht worden.«

Mehrere Atemzüge lang schwieg Joan.

»Joan?«

»Genau das haben sie hier auch getan. Deswegen ist der Wächter aufmerksam geworden. Er hat den geschwärzten Monitor bemerkt.«

»Also meinst du, dass es dieselben Diebe waren?«

»Ich weiß nicht.«

»Na ja, bestimmt hält es sie davon ab, weiterzumachen, dass sie dem Wachmann nur so knapp entkommen sind.« Aber Henry glaubte selbst nicht daran.

Joan seufzte laut. »Ich hoffe, du hast Recht. Tut mir Leid, dich damit belästigt zu haben.«

»Du hast mich nicht belästigt. Ich bin wach gewesen.« Henry erzählte ihr nichts davon, dass er Sam nicht erreichen konnte. Obwohl das überhaupt keinen Sinn ergab, hatte er das Gefühl, dass die Ereignisse dieses Abends etwas miteinander zu tun hatten: der Diebstahl im Hotel, der Einbruchversuch im Leichenschauhaus, seine Schwierigkeiten, Sam zu erreichen. Natürlich war das Unsinn, aber die kleinen Härchen in seinem

Nacken hatten sich aufgestellt.

»Ich sollte auflegen«, meinte Joan. »Dann also bis morgen.«

Verwirrt runzelte Henry die Stirn, dann fiel ihm das geplante Treffen im Labor wieder ein. Nach dem nächtlichen Tohuwabohu und seiner nagenden Sorge um seinen Neffen war ihm das geplante Rendezvous mit Joan entfallen. »Ja, natürlich. Bis dann. Gute Nacht.« Kurz bevor er auflegte, fügte er noch rasch hinzu: »Und vielen Dank für deinen Anruf.« Aber die Leitung war bereits tot.

Zögernd legte er auf.

Er starrte seinen Laptop an und schaltete ihn dann ab. Es gab keinen Grund mehr für einen weiteren Versuch, das Lager zu erreichen. Er wusste, dass es nicht funktionieren würde. Während er den Laptop zuklappte, gab er sich flüsternd ein Versprechen: »Wenn ich das Lager bis morgen Abend nicht erreiche, bin ich mit dem ersten Flieger von hier weg.« Aber selbst dieser Entschluss konnte seine bis zum Zerreißen angespannten Nerven nicht beruhigen.

DRITTER TAG

Substanz Z

Mittwoch, 22. August, 6.03 Uhr
In den Höhlen
Anden, Peru

Im schwachen Schein der einzigen Taschenlampe musterte Sam die Goldklinge des Dolchs. Er hatte die letzte Nachtwache. Die anderen hatten sich hinter ihm auf dem flachen Steinboden der Höhle zusammengerollt und benutzten Hemden und Rucksäcke als Kopfkissen. Ralph schnarchte leise, aber er schlief wenigstens. Sam hatte zuvor nicht einschlafen können, abgesehen von einem kurzen Nickerchen, während dem er Bilder von herabstürzenden Felsbrocken und geisterhaften Ungeheuern vor sich gesehen hatte. Er war erleichtert gewesen, als ihn Norman angestoßen hatte, er solle seine Wache antreten.

Sam hob den Blick vom Dolch und schaute sich in der Höhle um. Dutzende von Säulen standen ringsumher und aus silbernen Augen musterten ihn Kreaturen, die halb menschlich und halb tierisch waren. Inkagötter und -geister. Der goldene Pfad in der Nähe reflektierte das schwache Licht, eine leuchtende Ader im dunklen Fels. Sam stellte sich die Generationen von Inka-Indianern vor, die über diesen Weg gewandert sein mussten. Der Pfad führte am Ufer des Flusses entlang und ging dann tiefer in die Höhlen hinein. Sam wollte ihm unbedingt weiter folgen. Aber die Gruppe war übereingekommen, hier, in der Nähe einer Wasserquelle und der Felsöffnung, das Lager aufzuschlagen und auf Rettung zu warten. Die Höhlen könnten sie später immer noch erforschen.

Nach einem Blick auf seine Uhr nahm Sam an, dass die Sonne gerade über die Berge der Anden stieg. Hier unten jedoch schien die Schwärze tiefer und endloser zu werden. Die Zeit verlor jegliche Bedeutung; sie erstreckte sich bis in die Ewig-

keit.

Obwohl Sam alles tat, sein Hungergefühl zu ignorieren, knurrte ihm laut der Magen. Wann hatte einer von ihnen zuletzt etwas zu essen bekommen? Aber er sollte sich nicht beklagen. Dank des Flusses hatten sie wenigstens Wasser.

Er musste sich halt nur weiter ablenken.

Sam befragte die Klinge des Dolchs und grübelte über die Geheimnisse seines Mechanismus nach. Wie war die Umwandlung gestern vonstatten gegangen? Er fand einfach keine Erklärung, wie aus dem Dolch ein gezackter Blitz hatte werden können. Der Übergang, dieses scheinbare Umschmelzen in die neue Form, war so glatt und ohne jegliche mechanische Reibung erfolgt. Der Trick war verdammt noch mal zu überzeugend. Was für eine komplizierte Technologie war hier entwickelt worden? Bruder de Almagros Warnung vor der Schlange von Eden deutete auf eine Quelle verbotener Kenntnisse hin, einen Born des Wissens, das die Menschheit verderben konnte. War das Ding hier ein Beispiel dafür?

Ein Husten erregte seine Aufmerksamkeit. Maggie kam barfuß auf ihn zu. Sogar zerzaust war sie atemberaubend. Ihre Brüste, die lediglich von einer dünnen, locker geknöpften Bluse bedeckt waren, wippten unter dem Stoff und Sam bekam einen trockenen Mund. Er senkte den Blick, um nicht in Verlegenheit zu geraten, doch der blieb doch nur wieder an den sanften Rundungen von Taille und Beinen hängen.

»Du musst aufhören, mit dem Ding da herumzufummeln, Sam«, sagte sie leise. »Die Leute fangen schon an zu tuscheln.«

»Was?«, fragte Sam schockiert und sah zu ihr auf.

Maggie lächelte ihn müde an und nickte zu dem Dolch hin.

»Oh ...« Er steckte ihn weg. »Also ... also hast du auch nicht schlafen können?«

Schulterzuckend ließ sie sich neben ihm nieder. »Stein gibt keine besonders tolle Matratze ab.«

Sam nickte. Er ließ ihr diese kleine Schwindelei durchgehen, obwohl er den Verdacht hatte, dass ihre Ruhelosigkeit dieselbe Ursache hatte wie bei ihm: abgrundtiefe Sorge und der allgegenwärtige Druck der Finsternis ringsumher. »Wir werden hier rauskommen«, sagte er schlicht.

»Indem wir auf den guten alten Philip Sykes vertrauen?«, fragte sie und verdrehte die Augen.

»Er ist ein Armleuchter, aber er wird uns hier rausholen.«

Schweigend starrte sie eine Säule in der Nähe an. Nach einiger Zeit meinte sie: »Sam, ich möchte dir noch mal dafür danken, dass du auf die Fliesen rausgegangen bist, als ich diesen letzten ... diesen letzten Anfall hatte.«

Er wollte abwinken, aber sie hinderte ihn daran, indem sie ihn an der Hand berührte. »Aber du musst etwas wissen ... das bin ich dir wohl schuldig.«

Er drehte sich leicht, um ihr Gesicht ganz vor sich zu haben. »Was?«

»Ich bin keine echte Epileptikerin«, erwiderte sie leise.

Sam legte das Gesicht in Falten. »Was soll das heißen?«

»Die Psychologen haben ein post-traumatisches Stress-Syndrom diagnostiziert, eine ernste Form von Panikattacken. Wenn die Anspannung einen gewissen Grad erreicht ...« Maggie wedelte mit der Hand. »... rebelliert mein Körper. Er schickt mein Bewusstsein in weite Ferne.«

»Wie das? Ich dachte, das wäre so was wie ein Kriegstrauma?«

»Nicht immer ... abgesehen davon gibt es viele Arten von Kriegen.«

Sam wollte sie eigentlich nicht weiter bedrängen, aber sein Herz wollte ihn auch nicht schweigen lassen. »Was ist passiert?«

Einen langen Atemzug musterte sie ihn abschätzend und wägte ab, wie ernst er es meinte. Schließlich sah sie beiseite und sagte tonlos: »Mit zwölf Jahren habe ich gesehen, wie ein

Schulfreund, Patrick Dugan, von einem Querschläger getötet worden ist. Abgefeuert von einem Heckenschützen der IRA. Er ist in meinen Armen zusammengebrochen, als ich mich in einem Straßengraben versteckt hatte.«

»Mein Gott, wie furchtbar ...«

»Es flogen noch mehr Kugeln. Männer und Frauen kreischten und weinten. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Also habe ich mich unter Patricks Körper versteckt.« Maggie begann zu zittern, als sie weitererzählte. »Sein ... sein Blut hat mich getränkt. Es war heiß, wie warmer Sirup. Ein Geruch wie im Schlachthaus ...«

Sam rutschte näher zu Maggie und zog sie an sich. »Das musst du nicht tun ...«

Sie wich nicht zurück, reagierte aber auch sonst nicht auf seine Berührung. Ohne zu blinzeln starrte sie in die Dunkelheit, verloren in einem vertrauten Albtraum. »Aber Patrick hat noch gelebt. Als ich mich unter ihm versteckt habe, hat er gestöhnt, allerdings zu leise, als dass ihn die anderen hätten hören können. Er hat mich angefleht, ihm zu helfen. Er hat nach seiner Mama gerufen. Aber ich habe mich einfach da versteckt und seinen Körper als Schild benutzt. Und sein Blut hat meine Kleider getränkt.« Sie sah Sam an und sagte mit erstickter Stimme: »Es war warm und ich fühlte mich geborgen. Nichts hätte mich dazu bringen können, mein Versteck zu verlassen. Gott möge mir vergeben. Ich habe gewaltsam die Ohren vor Patricks Stöhnen und seinen Hilfescreien verschlossen.« Ein Schluchzen stieg ihr in die Kehle.

»Maggie, du warst noch ein Kind.«

»Ich hätte etwas tun können.«

»Und auch getötet werden können. Was hätte Patrick Dugan davon gehabt?«

»Das werde ich nie erfahren«, erwiderte sie und heiße Tränen der Selbstanklage strömten ihr über die Wangen. Sie wand sich aus seiner Umarmung und blickte ihn aus wütenden, verletzten

Augen an. »Oder?«

Sam hatte keine Antwort für sie. »Tut mir Leid«, sagte er schwach.

Sie wischte sich brüsk das Gesicht. »Seit dieser Zeit habe ich immer wieder diese verdammtten Anfälle.« Sie schluckte heftig. »Es ist mein Problem. Damit muss ich leben ... allein. Es ist meine Bürde.«

Und deine selbst auferlegte Bestrafung für Patricks Tod, dachte Sam, sagte jedoch nichts. Wer war er, sich darüber ein Urteil zu erlauben? In seinem Kopf wirbelten Bilder umher: die verdrehten Gestalten seiner Eltern, die wie Beefsteak aus dem zerbeulten Wagen gerissen wurden, während er, angeschnallt am Rücksitz, nur dasaß und zuschaute. Die Schuld des Überlebenden. Es war ein Gefühl, das ihm vertraut war. Er erwachte oft davon, dass ihm seine Laken an der feuchten Haut klebten, wenn ihm der kalte Schweiß ausgebrochen war.

Maggies nächste Worte zogen ihn in die schwarze Höhle zurück. »In Zukunft wirst du für mich kein Risiko eingehen, Sam. Ja?«

»D... das kann ich nicht versprechen.«

Sie starrte ihn wütend an und in ihren Augen funkelten die Tränen.

»Maggie ...?«

Ihr Gespräch wurde durch Normans Erscheinen unterbrochen. »Tut mir Leid, Leute, aber ich muss mal gerade für kleine Jungs«, brummte der Fotograf, dem das Haar in alle Richtungen abstand. Er ging zu dem goldenen Pfad und zu einem Felsen in der Nähe hinüber, anscheinend ohne die Spannung zwischen den beiden überhaupt wahrzunehmen.

Sam wandte sich Maggie zu, doch sie wollte seinen Blick nicht erwidern. Sie stand auf. »Einfach ... einfach nur nicht dein Leben riskieren ...« Als sie davonging, hörte Sam sie etwas anderes murmeln. Die Worte waren wohl nur für sie selbst gedacht, aber die Akustik in der Höhle sorgte dafür, dass

er sie verstand: »Ich möchte nicht an einem weiteren Tod schuld sein.«

Er beugte sich vor und wollte ihr schon folgen und sie beruhigen. Doch dann hielt er inne, entspannte sich und sank zurück. Es gab nichts zu sagen. Nach dem Tod seiner Eltern hatte er selbst sämtliche Platitüden zu hören bekommen. *Gib nicht dir die Schuld. Du konntest nichts tun. Unfälle passieren halt.* Auch ihm hatten keine Worte geholfen. Aber er hatte wenigstens seinen Onkel Henry. Da er gerade selbst seine Frau verloren hatte, hatte er offenbar ein Gespür dafür, dass man sich einigen Dingen allein stellen und selbst damit zurandeckommen musste und es wenig hilfreich war, wenn von außen gebohrt und gedrängt wurde. Mehr als der Kummer hatte dieses Schweigen den Neffen mit dem Onkel verbunden. Es war wie bei zwei frischen Wunden, die heilten und sich beim Vernarben miteinander verbanden.

Sam sah Maggie mit hängenden Schultern weggehen. Sie hatte Recht. Es war ihre Bürde. Dennoch konnte er den Drang nicht unterdrücken, zu ihr zu eilen, sie in die Arme zu nehmen und sie zu beschützen.

Bevor er jedoch etwas hätte unternehmen können, ließ ihn ein Schrei herumfahren. Er sprang auf und zog den Dolch heraus. Dann ging er zu der Winchester seines Großvaters, die an einem Felsen lehnte.

Norman kam um den Felsbrocken gelaufen. Er zog sich den Reißverschluss zu und schaute sich voller Panik um.

»Was ist?«, fragte Sam, als der Fotograf stolpernd herantrat.

Einen Augenblick lang rang Norman nach Luft. Immer wieder zeigte er keuchend und hustend mit einem Arm zu dem Felsen zurück. »Da ... da hinten ...«

Noch völlig verschlafen kam Ralph herbei. Er rieb sich mit einer Hand die Augen und hielt in der anderen Gils Gewehr. »Gott verdammt, Norman, du kreischst wie ein kleines Mädchen.«

Norman war zu sehr in Panik, um auf Ralphs Frotzelei zu reagieren. »Ich ... ich habe sie für ... für Flechten oder helleres Gestein gehalten. Aber da draußen regt sich was!«

»Wer? Wovon redest du eigentlich?«, fragte Sam.

Norman schauderte, gewann dann aber die Fassung zurück. Er winkte sie alle zu dem Felsbrocken hinüber. Zu diesem Zeitpunkt hielten sich Maggie und Denal einige Schritte entfernt auf. »Weiß ich nicht genau.« Er führte sie dorthin zurück, woher er gekommen war, hielt sich diesmal jedoch vom Felsen und dem, was dahinter lauerte, fern.

Sam blieb neben dem Fotografen. Der dunkle Stein auf der anderen Seite des Felsbrockens lag im Schatten. Streifen aus Quarz oder weißem Gips liefen über die Höhlenwand. »Ich sehe nichts.«

Norman streckte eine Hand aus. »Gebt mir eine der Taschenlampen.«

Denal trat heran und reichte dem Fotografen die zweite Lampe. Norman schaltete sie ein; ein Lichtstrahl stach durch die Tintenschwärze.

Schockiert fuhr Sam zurück. Es waren keine Quarz- oder Gipsadern, die die Wände herabließen. Diese bleichen Streifen flossen, strömten die Wand herab und sammelten sich unten zu einem Tümpel, von dem gerade kleine Bäche abzweigten, die auf die Gruppe zuliefen. Sam richtete die eigene Lampe darauf. »Spinnen ...« Jede war so bleich wie der Bauch einer Schnecke und hatte einen Durchmesser von wenigstens einer Handbreite. Es waren Hunderte ... nein, Tausende.

Ralph trat zurück. »Taranteln.«

»Albino-Taranteln«, keuchte Maggie.

Die Spinnenarmee setzte ihren Marsch fort. Späher huschten von beiden Seiten des Felsbrockens heran. Ein paar hielten dort inne, wo der Fels feucht war und leicht dampfte. Dort hatte sich Norman erleichtert. Ganz offenkundig wurden sie von der Wärme angezogen.

»Es ist unsere Körperwärme«, sagte Sam. »Die verdammten Dinger müssen blind sein und auf Lärm und Wärme reagieren.«

Hinter ihm plapperte Denal etwas in seiner Muttersprache. Sam fuhr herum. Der junge Indianer zeigte in die andere Richtung, zum anderen Ende des goldenen Pfads. Norman richtete seine Taschenlampe darauf. Als eine weitere Flanke der Armee auf bleichen, haarigen Beinen die andere Wand herabströmte, hatte Sam plötzlich das schreckliche Gefühl, etwas würde ihm den Rücken hinaufkrabbeln.

Er legte den Kopf in den Nacken und hob seine Lampe.

Auf der Decke über ihnen wimmelte es von einer brodelnden Masse Körper, die umherkrochen, einander begatteten und miteinander kämpften. Tausende Eiersäcke hingen in ihren Seidenkokons wie Pendel an Fäden herab. Die Studenten waren über das Hauptnest der Taranteln gestolpert ... und die Armee von Raubtieren jagte nach Beute. Sie kamen bereits die Säulen herab und es sah so aus, als würden die dort eingravierten Gestalten sie gebären.

Unter dem Schatten dieser Ungeheuerlichkeit spritzte die Gruppe auseinander und suchte Zuflucht in ihrem Lager.

Während des Rückzugs sah sich Sam die riesigen Spinnen genauer an. Wegen der eher mageren Nahrungsquellen in diesen Höhlen hatten die Taranteln eindeutig ein aggressiveres Verhalten entwickelt. Statt darauf zu warten, dass ihr die Opfer ins Netz gingen, jagten diese von Natur aus einzelgängerischen Spinnen gemeinsam. Durch ihr massenhaftes Auftreten konnten sie die Höhlen erfolgreich nach möglichen Quellen für ein blutiges Mahl durchkämmen und größere Opfer durch ihre schiere Anzahl überwältigen – und Sam hatte nicht die Absicht, der nächste Gang in ihrem Menü zu werden.

»Na gut, Leute, ich glaube, wir haben die Gastfreundschaft hier etwas überstrapaziert«, sagte er. »Sammeln wir unsere Siebensachen ein und verschwinden schleunigst.«

»Wohin?«, fragte Maggie.

»Es gibt einen Weg durch diese Höhlen, nicht wahr? Diese Indianer, die ihn erbaut haben, müssen dafür einen Grund gehabt haben. Vielleicht ist es ein Ausgang. Hat jemand was dagegen, dass wir versuchen, es herauszufinden?«

Niemand hatte etwas dagegen. Fünf Augenpaare waren nach wie vor auf die angreifenden Taranteln gerichtet.

Sam ließ den Dolch in seine Weste gleiten und holte das Gewehr seines Großvaters. Er bedeutete den anderen, ihre wenigen Habseligkeiten einzusammeln. »Nur eine Taschenlampe«, sagte er, während er sie den Pfad hinabführte. »Hebt die andere auf. Ich bin nicht scharf darauf, dass mir hier unten die Beleuchtung ausgeht.« Allein bei dem Gedanken daran, blind in der Falle zu sitzen und von einer bleichen Armee giftiger Raubtiere umzingelt zu werden, lief es ihm eiskalt den Rücken herunter. Er packte sein Gewehr fester, wusste jedoch, dass es ihm wenig nutzen würde, sollten die Lichter erlöschen.

Norman folgte ihm mit der Taschenlampe. Er sah sich regelmäßig um.

»Solange wir in Bewegung bleiben, werden dich die Spinnen nicht erwischen, Norman«, sagte Ralph mit finsterem Gesicht.

Der Fotograf hielt den Blick nach wie vor nach hinten gerichtet. »Erinnere mich daran ... keine Abstecher mehr ins Bad. Erst, wenn ich wieder das Tageslicht sehe.«

Sam achtete nicht auf ihr nervöses Geschwätz. Nicht wegen dem, was hinter ihnen lag, waren seine Nerven zum Zerreißen angespannt, sondern wegen dem, was auf dem Pfad vor ihnen liegen mochte. Wohin würde sie dieser Weg letztlich führen, zum Teufel?

Unglücklicherweise gab es nur eine Möglichkeit, das herauszufinden.

Während sie weitergingen, murmelte Norman hinter ihm: »Löwen und Tiger und Bären, o je ...«

Sam runzelte verwirrt die Stirn und sah sich um.

Der Fotograf zeigte hinter sich. »Erinnert mich verdammt an die ›Yellow Brick Road‹ aus dem ›Zauberer von Oz‹.«

»Prächtig«, stöhnte Ralph. »Jetzt hält sich unser Früchtchen auch noch für Dorothy!«

»Ich wünschte, ich wär's. Und ich hätte jetzt nichts gegen ein Paar rote Schuhe, die mich nach Hause bringen«, knurrte Norman. »Von mir aus auch auf eine Farm in Kansas.«

Sam verdrehte die Augen und ging weiter.

Der Rest des langen Morgens wurde zu einem endlosen Marsch, zumeist bergauf. Beine und Rücken protestierten allmählich, als das Höhlensystem sie immer höher hinauf in die Berge der Anden führte. Wären da nicht der Mangel an Nahrungsmitteln und die zunehmende Erschöpfung gewesen, so hätte Sam die Aussicht wesentlich besser zu würdigen gewusst: sich auftürmende Stalagmiten, höhlenartige Kammern mit klaren Tümpeln, die sanft fluoreszierten, Wasserfälle, die hin und wieder den goldenen Pfad mit einer willkommenen kühlen Gischt besprühten, und sogar eine Nebenhöhle, die dermaßen mit Kristallen besetzt war, dass es aussah, als wäre sie voller Zuckerwatte. Es war ein Wunderland von Naturschönheiten.

Und überall, wohin sie auch gingen, markierten die Säulen mit den Gravuren ihren Weg wie grimmige Wächter, die die Gruppe beim Vorübergehen aus starren, silbrigen Augen beobachteten.

Doch so erstaunlich das, was sie sahen, auch war, die Erinnerung an das, was hinter ihnen lag, verblasste niemals vollständig. Pausen, um aus dem Strom zu trinken, waren oft begleitet von besorgten Blicken zurück. Bislang hatte es kein Anzeichen dafür gegeben, dass die Armee der Taranteln sie verfolgte. Anscheinend hatten sie die Spinnen weit hinter sich gelassen.

Langsam ging der Morgen in den Nachmittag über. Der einzige Höhepunkt unterwegs war ein kurzes Mittagmahl, das aus zwei Milky Way bestand, die Norman in seiner Kameraschutzhülle gefunden hatte. Noch nie hatte Schokolade so gut geschmeckt. Doch war dieser kleine Vorgeschmack auf den

Himmel nur kurzlebig und hatte zur Folge, dass sie alle noch größeren Hunger bekamen. Die allgemeine Stimmung wurde immer gereizter und Verdrossenheit machte sich breit, während sie durch den Nachmittag marschierten.

Um die Sache noch schlimmer zu machen, erfüllte nach und nach ein scharfer Gestank die ansonsten frische Luft der Höhle. Nasen wurden gerümpft. »Ammoniak. Stinkt wie das Hinterteil eines Skunks«, bemerkte Sam.

»Vielleicht wird die Luft schlecht«, meinte Norman mit einem besorgten Ausdruck auf dem abgehärteten Gesicht.

»Red keinen Unsinn«, fauchte Ralph. »Die Luft wäre schlimmer, wenn wir tiefer unten wären.«

»Nicht unbedingt«, meinte Maggie. Sie hatte die Augen misstrauisch zusammengekniffen und blickte in die Dunkelheit jenseits des Lichts hinaus. »Nicht, wenn es eine Quelle für diese giftigen Dämpfe gibt.«

Ralph sah nach wie vor finster drein. Er war offenkundig erschöpft und gereizt. »Was willst du damit sagen?«

Statt ihm zu antworten, wandte sich Maggie an Sam. »Diese Taranteln. Sie haben ausgesehen, als wären sie gut genährt. Was fressen diese verdammten Dinger eigentlich hier unten?«

Sam schüttelte den Kopf. Er wusste keine Antwort.

»O mein Gott!« Der Ausruf kam von Norman, der mit der Taschenlampe die Führung übernommen hatte. Der goldene Pfad führte über eine kurze Erhebung in eine angrenzende Höhle. Dem Echo seines Ausrufs nach zu schließen, musste die Kammer riesig sein.

Die anderen eilten zu ihm.

Maggie starrte die Szenerie vor sich an und hielt sich dabei eine Hand über Mund und Nase. Der Gestank stach in Augen und Nasen. »Da liegt die Antwort. Die Futterquelle der Taranteln.«

»Fledermäuse«, stöhnte Sam.

An der Decke der angrenzenden Höhle hingen tausende

schwarzer und brauner Fledermäuse an ihren Zehen herab. Die Schwingen hatten sie eng an den Körper gedrückt. Ihre Jungen, die sich zwischen den Eltern drängelten, waren von einer blässerem Färbung, fast wie Kupfer. Schrille Schreie und Gekreisch oberhalb des Hörbereichs verbreiteten unter den Legionen an geflügelten Nagern die Warnung vor Eindringlingen. Hunderte lösten sich von der Decke und sausten durch die Luft.

Die Quelle des Gestanks war sogleich offensichtlich.

»Scheiße«, fluchte Ralph.

»Genau«, bemerkte Norman verdrossen. »*Fledermaus-Scheiße*.«

Riesige Haufen überall auf dem Höhlenboden. Durch die stinkende Masse schoben sich von den Exkrementen angegriffene Säulen in die Höhe. Der Gestank des alten Dungs war stark genug, dass sie alle wie von einer heftigen Ohrfeige getroffen zurückzuckten.

Hustend und spuckend taumelte Norman davon. Weit vornübergebeugt stützte er sich auf die Knie und übergab sich.

Ralph sah aus, als wäre seine dunkle Haut durch die korrosive Atmosphäre gebleicht worden. »Da kommen wir nicht durch«, meinte er. »Wir wären tot, bevor wir das andere Ende erreicht hätten.«

»Jedenfalls nicht ohne Gasmasken«, stimmte Maggie zu.

Sam wollte nicht widersprechen. Er konnte kaum sehen, so stark tränten ihm die Augen. »W... was tun wir dann?«

Denal ergriff das Wort. Er hatte sich weit im Hintergrund gehalten und so am wenigsten von dem Gestank abbekommen. Sogar jetzt stand er mit abgewandtem Gesicht da und hielt den Arm ausgestreckt. »Sie kommen wieder.«

Sam blinzelte das letzte Brennen aus den Augen und wandte sich um. Er nahm Norman, der völlig außer Gefecht gesetzt war, die Taschenlampe ab. Mehrere Meter den goldenen Pfad hinab huschten drei oder vier weiße Körper über die Felslandschaft. Späher der Tarantel-Armee.

»Zur Hölle mit denen«, sagte Ralph und sprach damit allen aus der Seele.

»Was jetzt?«, fragte Maggie.

Sam schaute sich nach allen Seiten um. Alle redeten zugleich. Er hob die Lampe, um alle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Ruhig bleiben! Es hilft uns nicht, wenn wir in Panik geraten!«

In diesem Augenblick flackerte Sams Taschenlampe und erlosch. Dunkelheit verschlang sie, eine Schwärze, die so tief war, dass es schien, als wäre die Welt völlig abhanden gekommen. Augenblicklich verstummten alle.

Nach einem langen Atemanhalten fragte Norman aus der Dunkelheit: »Also gut, dürfen wir jetzt in Panik geraten?«

Joan bat Henry in ihr Labor. »Bitte, fühl dich wie zu Hause«, sagte sie und sah dann auf ihre Uhr. »Dr. Kirkpatrick sollte um zwölf hier sein.«

Mit großen Augen hielt Henry auf der Schwelle zu ihren Labors inne. »Das ist ja hier wie in einem großen Spielzeuggeschäft. Nach deiner Zeit in Rice ist es mit dir anscheinend steil bergauf gegangen.«

Sie verbarg ein zufriedenes Lächeln.

Henry ging langsam weiter ins Labor und ließ seinen Blick über die Überfülle an Ausrüstungsgegenständen gleiten. Verschiedene Geräte zur Diagnose und Untersuchung reihten sich im Hintergrund aneinander: Ultrazentrifuge, Analysegeräte für Hämatologie und Chemie, Massenspektrograph, Chromatograph, ein Gensequenzier. An einer Wand gab es einen Sicherheitsabzug zum Umgang mit gefährlichen Substanzen; entlang der anderen Wand standen Laborschränke, Inkubatoren sowie eine riesige Gefriereinheit.

Henry ging an den Maschinen vorbei und spähte in einen angrenzenden Raum. »Mein Gott, du hast sogar dein eigenes Elektronenmikroskop!« Er verdrehte die Augen. »Wenn ich an

unserer Universität eines buchen will, muss ich mich wenigstens eine Woche vorher anmelden.«

»Hier ist das nicht nötig. Mein Labor steht dir heute zur freien Verfügung.«

Henry ging zu einem U-förmigen Labortisch in der Mitte, setzte seine lederne Aktentasche dort ab und ließ den Blick nach wie vor anerkennend über den Raum schweifen. »Von so was habe ich immer geträumt ...«

In sich hinein kichernd trat Joan zu einem verschlossenen Laborschrank aus Edelstahl, öffnete ihn und zog mit beiden Händen ein großes Becherglas heraus. »Hier ist das gesamte Material, das wir von den Wänden und vom Fußboden des Radiologielabors einsammeln konnten.«

Henry bekam große Augen, als sie das Glas vor ihm absetzte. Er beugte sich ein wenig vor und schob die Brille höher. »Mir war nicht klar, dass es so viel gewesen ist«, meinte er. Die gelbliche Substanz füllte die Hälfte des Ein-Liter-Behälters und leuchtete hell unter den Neonröhren an der Decke.

Joan zog einen Hocker heran. »Der Menge nach zu urteilen, hat es wohl die gesamte Hirnschale ausgefüllt.«

Henry hob das Becherglas an. Joan bemerkte, dass er eilig mit der zweiten Hand nachfasste. Das Zeug war schwerer, als es den Anschein hatte. Er kippte das Becherglas, doch die unbekannte Substanz wollte nicht fließen. Er setzte es wieder auf den Tisch und bemerkte: »Scheint fest zu sein.«

Joan schüttelte den Kopf. »Ist sie nicht.« Sie steckte einen gläsernen Rührstab hinein. Er sank, wenn auch nicht mühelos. Es war, als würde er sich durch weichen Ton schieben. Sie ließ den Stab los und er blieb aufrecht im Becherglas stehen. »Verformbar, aber nicht fest.«

Henry versuchte, den Rührstab zu bewegen. »Hmm ... ganz bestimmt kein Gold. Aber in Hinblick auf Glanz und Leuchtkraft steht ihm diese Substanz in nichts nach. Vielleicht hast du Recht gehabt und es ist ein bisher unbekanntes Amalgam oder

so. Auf jeden Fall habe ich so etwas noch nie gesehen.«

Joan sah ihn mit gehobenen Brauen an. »Oder vielleicht doch. Vergleichen wir es mit dem goldenen Kreuz! Du hast es mitgebracht, ja?«

Er nickte, wandte sich zum Tisch, gab die Zahlen am Schloss seiner Aktentasche ein und ließ sie aufschnappen. »Ich habe mir gedacht, es ist bei mir sicherer als im Hotel.« Er holte das verzierte Dominikanerkreuz hervor und hielt es ihr hin.

Die Verarbeitung war unglaublich. Die stilisierte Gestalt Jesu Christi lag ausgestreckt auf einem verschnörkelten Kreuz; seine Qual zeigte sich in den angespannten Gliedmaßen, dennoch war sein Gesichtsausdruck voller gutem Willen. »Beeindruckend«, meinte sie.

»Und fest ... also bezweifle ich, dass es aus demselben Amalgam gemacht ist.« Henry legte das Kruzifix neben das Becherglas. Das merkwürdige Material glitzerte und funkelte ebenso wie das Kreuz.

»Ganz bestimmt?«

Henry erwiderte ihren Blick über den Rand seiner Brille hinweg und hob unbestimmt die Brauen. »Die endgültige Bestätigung überlasse ich deinem Experten.«

Sie griff nach dem Kruzifix. »Darf ich?«

»Natürlich, Joan.«

Einen Herzschlag lang zögerte sie, als Henry sie mit ihrem Namen ansprach. Ihre momentane Nähe zueinander, zusammen mit dieser Umgebung, weckte plötzlich Erinnerungen an die Zeit ihrer gemeinsamen Arbeit im Biolabor während eines Semesters im Vorexamen. Wie seltsam und lebendig diese Erinnerungen in diesem Moment waren! Mehr als bloß ein Déjà Vu.

Ohne seinen Blick zu erwidern, nahm Joan das Kreuz vom Tisch. Vergangenheit war Vergangenheit. Sie legte sich das Kruzifix auf die Handfläche. Es wog ebenfalls mehr, als es den Anschein hatte – aber war das bei Gold nicht immer so? Sie

hielt es ans Licht, neigte es einmal in diese Richtung, dann in die andere, und untersuchte es.

Während sie das Relikt studierte, überlegte Henry laut. »Es ist ganz bestimmt das Werk eines spanischen Handwerkers. Nicht der Inka. Wenn wir bestätigen können, dass das Kreuz aus dem gleichen Amalgam besteht, dann wissen wir sicher, dass die Spanier die Substanz in die neue Welt mitgebracht haben, und nicht anders herum ...«

Er redete weiter, aber etwas hatte Joans Aufmerksamkeit erregt. Unter den Fingern spürte sie kleine Kratzer auf der Rückseite des Kruzifixes. Sie holte ihre Lesebrille aus einer Tasche, setzte sie auf, drehte das Kreuz herum und musterte es mit zusammengekniffenen Augen. Es war nicht die Signatur des Künstlers oder eine archaische Inschrift, sondern mehrere Reihen feiner Markierungen. Sie bedeckten die gesamte Oberfläche der Rückseite des Kreuzes.

»Was ist das?«, fragte Joan.

Er trat näher. Jetzt standen sie Schulter an Schulter. Joan fiel der schwache Geruch auf, eine Mischung aus Aftershave und einem reicheren Duft. Sie versuchte, ihn zu ignorieren.

»Wovon redest du?«, fragte er.

»Hier.« Sie zeigte mit einem Fingernagel auf die Kerben.

»Ah, ja, die sind mir auch schon aufgefallen. Ich halte sie schlicht für Kratzer. Da hat sich das Gold über die Jahre hinweg an der rauen Kutte des Mönchs abgerieben.«

»Mmm, vielleicht ... aber sie sehen zu symmetrisch aus und einige der Kerben sind ziemlich tief und unregelmäßig.« Sie beugte sich ein wenig weiter herab. Sie standen jetzt so dicht beieinander, dass ihr Henrys Atem über die Wange strich und er ihr tief in die Augen schaute.

»Was meinst du also?«

Kopfschüttelnd trat sie zurück. »Weiß nicht. Ich möchte mir das gern näher ansehen.«

»Wie?«

Joan führte ihn um den Tisch herum, auf dem verschiedene Mikroskope standen. Sie ging zu einem sperrigen Gerät mit einem großen, gläsernen Objektträger darunter. »Ein Seziermikroskop. Normalerweise untersuche ich damit große Gewebeteile.«

Sie legte das Kreuz mit der Rückseite nach oben auf den Träger und schaltete die Lichtquelle ein. Von oben beleuchtet, erstrahlte das Gold in einem inneren Feuer. Joan stellte die Lichtquelle so ein, dass der Schein schräg über das Kruzifix fiel. Sie beugte sich über das Okular und führte die Feinjustierungen der Linsen durch. In der schwachen Vergrößerung erfüllte das Kreuz das gesamte Blickfeld. Die Kerben traten als deutliche Reliefs hervor und wirkten wie tiefe Klüfte im Metall, lange, präzise und gleichförmige Täler. Die Kratzer bildeten eine Reihe immer wiederkehrender winziger Zeichen: grobe Quadrate, unvollkommene Kreise, horizontale und vertikale Schnörkel, zerhackte Symbole und ineinander geschobene Ovale.

»Sieh dir das an!«, meinte Joan und trat beiseite.

Henry beugte sich über das Mikroskop. Einige Augenblicke lang starrte er schweigend hinein, dann stieß er ein leises Pfeifen aus. »Du hast Recht. Das sind keine zufällig entstandenen Kratzer.« Er schoss einen Blick zu ihr hinüber. »In einigen der Vertiefungen scheint mir sogar Silber eingebettet zu sein. Vielleicht Spuren des Werkzeugs, mit dem diese Kerben eingekratzt worden sind.«

»Es muss einen sehr guten Grund geben, dass jemand eine so mühsame Arbeit auf sich nimmt.«

»Aber welchen?« Henrys Lippen wurden schmal, während er über dieses neue Geheimnis grübelte und er kniff leicht die Augen zusammen. Schließlich atmete er geräuschvoll aus. »Vielleicht ist es eine Botschaft. Aber wer weiß das schon genau? Möglicherweise bloß ein simples Gebet. Ein Segen.«

»Aber verschlüsselt? Und weshalb auf der Rückseite des

Kreuzes? Es muss etwas mehr zu bedeuten haben.«

Henry zuckte mit den Schultern. »Wenn der Mönch die Gravuren während seiner Gefangenschaft eingeschnitten hat und damit eine Botschaft übermitteln wollte, hatte er vielleicht keine andere Möglichkeit, es geheim zu halten. Die Inka verehrten goldene Dinge. Wenn er das Kreuz bei seinem Tod auf dem Altar am Körper getragen hatte, hätten es die Inka dort gelassen.«

»Aber falls du Recht hast, für wen war seine Botschaft dann bestimmt?«

Langsam und mit nachdenklichem Blick schüttelte Henry den Kopf. »Die Antwort liegt möglicherweise in diesem Code.«

Joan kehrte zu ihrem Mikroskop zurück. Sie holte einen Zeichenblock und einen Stift aus einer Schublade und ließ sich dann so nieder, dass sie die Zeichen auf dem Papier kopieren konnte. »Probieren wir's aus. Ich habe immer gern mit Kryptogrammen herumgespielt. Wenn ich kein Glück habe, kann ich es auch von jemandem in der Computerabteilung durch ein Decoderprogramm laufen lassen. Vielleicht können die den Code knacken.«

Henry stellte sich hinter sie, während sie die Inschrift aufzeichnete. »Du hast dich zu einer Frau mit vielen Talenten entwickelt, Dr. Joan Engel.«

Joan versuchte zu verbergen, dass sie schon wieder rot wurde, während sie sich auf ihre Aufgabe konzentrierte und die Kerben sorgfältig kopierte. Sie arbeitete rasch und effizient und musste ihren Blick nicht vom Kreuz nehmen, während sie auf Papier übertrug, was sie gesehen hatte. Schließlich hatte sie jahrelang Patientenproben unter dem Mikroskop studiert und sich dabei gleichzeitig Notizen gemacht. Auf diese Weise hatte sie großes Geschick im Blindschreiben entwickelt.

Innerhalb von fünf Minuten lag eine Kopie neben ihr auf dem Tisch. Reihe um Reihe von Symbolen zog sich über das gelbe

Papier. Sie richtete sich auf und lockerte den verkrampften Nacken.

»Halt still!«, sagte Henry. Seine Hand glitt ihre Schulter entlang und hob sanft die Haarmähne von ihrem Nacken. Seine Fingerknöchel streiften über ihre Haut.

Sie überlief ein heimlicher Schauer. »Henry ...?«

»Nicht bewegen!« Mit den Fingern knetete er die Muskeln in ihrem überanstrengten oberen Schulterbereich. Zunächst fühlte sich seine Haut auf ihrer kühl an, aber während er ihre Muskeln bearbeitete, baute sich unter seinen starken Fingern eine Hitze auf, die ihr den schmerzenden Bereich erwärmte.

»Wie ich merke, hast du dein Feingefühl noch nicht verloren.« Sie lehnte sich gegen seine Finger und erinnerte sich an eine ganz andere Zeit, einen anderen Ort. »Wenn ich dir also sage, du sollst aufhören, dann achte nicht darauf«, sagte sie und gab eine Unbekümmertheit vor, die ihre heisere Stimme Lügen strafte.

»Ist das Mindeste, was ich für dich tun kann, nachdem du mir so viel geholfen hast.« Seine Worte waren dumpfer als üblich.

Ein heftiges Klopfen an der Labortür unterbrach den Augenblick.

Henrys Hände erstarrten. Dann zog er sie zurück.

Joan erhob sich von ihrem Stuhl. Schultern und Nacken waren noch immer warm von seiner Berührung. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. »Es muss Dr. Kirkpatrick sein. Pünktlich auf die Minute.«

Henry verfluchte die Pünktlichkeit des Metallurgen. Er rieb sich die Handflächen in dem Bemühen, die Erinnerung an Joans Haut abzuwischen. *Reiß dich zusammen, Mann! Du benimmst dich wie ein verknallter Jüngling!*

Er sah Joan zu, wie sie davonging. Mit einer Hand strich sie sich sanft über den Nacken. Dann richtete sie sich das Haar, das sich wie ein mitternachtsfarbener Strom über ihren weißen

Kittel ergoss. Rätsel hin oder her, jetzt im Moment hätte er sich nichts lieber gewünscht, als ein paar weitere Augenblicke mit ihr allein.

Joan ging zur Tür, öffnete sie und begrüßte den Besucher. »Dale, vielen Dank, dass du rübergekommen bist.«

Dale Kirkpatrick, der Experte für Metallurgie an der George Washington Universität, war einen guten Kopf größer als Henry, jedoch spindeldürr. Er hatte ein langes Gesicht, das sich selten zu einem Lächeln verzog. Jetzt versuchte er sich gerade darin und das Ergebnis war fürchterlich – ein Bestatter, der die Hinterbliebenen begrüßte. »Für eine Kollegin tu ich doch alles!«

Henry spürte, dass der rothaarige Mann mehr als eine nur berufliche Beziehung zu Joan unterhalten hatte. Sie sahen einander unbeholfen an und das Schütteln der Hände dauerte eine Spur länger, als Sitte und Anstand es vorschrieben. Henry misshagte der Mann auf den ersten Blick. Er trug einen teuren Seidenanzug und auf Hochglanz polierte Schuhe, deren Absätze laut klackten, als er den Raum betrat. In der linken Hand hielt er einen großen Gerätekoffer.

Henry räusperte sich.

Joan fuhr herum. »Dale, darf ich dir Professor Henry Conklin vorstellen?«

Kirkpatrick streckte die Hand aus. »Der Archäologe.« Es war eine Feststellung, keine Frage, aber Henry hörte eine Spur Geringschätzung aus seiner Stimme heraus.

Kurz und höflich schüttelten sie einander die Hände.

»Ich weiß Ihre Hilfe bei dieser Sache wirklich zu schätzen«, sagte Henry. »Es ist schon ein ziemliches Rätsel. Wir können uns keinen Reim auf dieses Amalgam, oder was es sonst ist, machen.«

»Ja ... nun gut, dann lassen Sie mich einfach einen Blick darauf werfen.« Die Haltung des Mannes drückte erneut Höflichkeit aus, jedoch gepaart mit einem Hauch von Arroganz, als

würde allein seine Anwesenheit Licht ins Dunkel bringen.

»Es ist hier drüben«, sagte Joan und führte ihn zum Labortisch.

Sobald er dem Rätsel gegenüberstand, reckte Kirkpatrick den Hals und studierte schweigend die seltsame Substanz. Joan wollte etwas sagen, aber der Spezialist hieß sie mit einem gehobenen Finger, zu schweigen. Henry verspürte den irrationalen Drang, ihm diesen Finger zu brechen. »Es ist kein Gold«, verkündete er schließlich.

»So weit waren wir auch schon«, bemerkte Henry säuerlich.

Mit gehobener Braue sah sich der Mann um. »Zweifelloos, sonst wäre ich kaum gerufen worden, nicht?« Er wandte sich wieder dem Becherglas zu, griff nach dem Rührstab, der noch immer in dem Material steckte, und hantierte damit herum. »Halb fest bei Raumtemperatur«, murmelte er. »Habt ihr den genauen Schmelzpunkt der Substanz bestimmt?«

»Noch nicht.«

»Na ja, das sollte nicht schwer sein.« Er teilte Joan mit, was er benötigte. Bald waren sie um eine Porzellanschale versammelt, die sich über der niedrigen, gelben Flamme eines Bunsenbrenners erwärmte. Die untere Hälfte der Schale füllte eine Probe des Metalls, in der ein Thermometer steckte.

Während sich das Material langsam unter dem Abzug erwärmte, sagte der Metallurg: »Wenn es ein Amalgam aus verschiedenen Metallen ist, sollten sich die Komponenten beim Schmelzen trennen.«

»Es ist bereits geschmolzen«, bemerkte Henry und nickte zu der Schale hinüber.

Stirnrunzelnd richtete Dale wieder seine Aufmerksamkeit darauf. »Unmöglich. Es erwärmt sich erst seit ein paar Sekunden. Selbst Gold schmilzt nicht bei einer so niedrigen Temperatur.«

Doch Henrys Beobachtung erwies sich als zutreffend. Mit Hilfe einer Tiegelzange rüttelte Dale an der Schale. Die Sub-

stanz wirkte jetzt so locker wie Sahne, nur golden gefärbt. Er sah zu Joan auf. »Wie hoch ist die Temperatur?«

Joan hatte konzentriert die Augen zusammengekniffen. »Siebenunddreißig Grad.«

Henry bekam große Augen. »Körpertemperatur.«

Sie entfernten die Hitzequelle und die Schale kühlte sich rasch ab. Die metallische Substanz blähte sich auf, während die drei über das Ergebnis nachgrübelten.

Henry ergriff als Erster das Wort. »Mir ist nicht aufgefallen, dass es in die Komponenten zerfallen ist, wie Sie gesagt haben. Bedeutet das, es ist kein Amalgam?«

»Für diese Schlussfolgerung wäre es zu früh.« Aber Dales Stimme hatte ihre Schärfe verloren.

»Was nun?«

»Ein paar weitere Tests. Ich würde gern seine Leitfähigkeit und seine Reaktion auf Magnetismus untersuchen.«

Bald darauf formten sie eine Probe des weichen Metalls zu einem Würfel und steckten zwei Elektroden hinein. Dale nickte und Joan schloss den Stromkreis. Sobald der Strom floss, schmolz der Würfel zu einem Brei, der sich über den Labortisch ergoss.

»Abschalten!«

Joan legte den Schalter um. Sogleich verfestigte sich das Material wieder. Dale berührte es. »Kühl.«

»Was ist da gerade passiert?«, fragte Henry.

Dale schüttelte bloß den Kopf. Er hatte keine Antwort. »Holt mir die Magneten aus dem Koffer!«

Henry und Joan stellten die beiden abgeschirmten Magneten zu beiden Seiten eines zweiten Probenwürfels auf. Dale befestigte ein Potentiometer daran. »Auf mein Kommando hin hebt ihr die Abschirmung an!« Er beugte sich näher zum Messgerät hin. »Jetzt!«

Joan und Henry öffneten die Bleiabschirmungen. Genau wie eben schmolz der Würfel wie Eis in einem Ofen und zerfloss

über den Tisch.

»Magneten abschirmen!«, ordnete Dale an.

Sofort erstarrte die Substanz wieder. Erneut befragte Dale das verfestigte Metall, jetzt mit einem Ausdruck der Besorgnis.

»Nun?«, fragte Henry.

»Du hast gesagt, die Substanz hat den Schädel der Mumie gesprengt, als sie unter dem CT-Scanner lag.«

»Ja«, erwiderte Joan. »Sie ist über den ganzen Raum gespritzt.«

»Dann reagiert das Metall sogar auf die Röntgenstrahlung des CT-Scanners«, murmelte Dale in sich hinein und tippte mit einem Kugelschreiber auf die Tischkante. »Interessant ...«

Henry verstaute die Magnete. »Was meinen Sie?«

Dale konzentrierte sich wieder und wandte sich ihnen zu. »Die Substanz muss in der Lage sein, jede energetische Strahlung perfekt umzusetzen – elektrischen Strom, Magnetstrahlung, Röntgenstrahlung. Sie absorbiert diese verschiedenen Energieformen und verändert dabei ihren Zustand.« Er stupste ein verfestigtes Rinnsal des Metalls an. »Meines Erachtens strahlt sie bei der Form Veränderung nicht einmal Hitze ab. Sie ist ein Beispiel für vollkommenen Energieumsatz. Keine Wärme verschwenden! So ... so etwas habe ich noch nie gesehen. Das ist thermodynamisch unmöglich!«

Henry musterte den Inhalt des Becherglases. »Wollen Sie damit sagen, dass die Röntgenstrahlen des Scanners die Explosion der Mumie ausgelöst haben?«

Dale nickte. »Beim Bombardement mit einer solchen Menge konzentrierter Strahlung muss ein Teil des Materials seinen Aggregatzustand verändert haben – diesmal vom flüssigen in den gasförmigen. Die plötzliche Ausdehnung könnte die heftige Explosion hervorgerufen und das verflüssigte Metall herausgeschleudert haben. Sobald es nicht mehr der Strahlung ausgesetzt war, hat es sich wieder in seinen halb festen Zustand zurückgebildet.«

»Aber was ist es?«, fragte Joan.

Erneut hielt der Metallurg diesen aufreizenden Finger hoch. »Ich möchte noch etwas ausprobieren.« Er nahm einen weiteren Probenwürfel des weichen Metalls und drückte es wie einen Klumpen Lehm. »Ist es jemals völlig fest geworden?«

Joan schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe sogar versucht, es einzufrieren, aber es ist verformbar geblieben.«

Dale schwang in seinem Stuhl herum. »Professor Conklin, könnten Sie mir bitte eines der Isoliertücher für die Magneten reichen?«

Henry hatte den letzten der schweren Magneten in ein mit Kupfer imprägniertes Tuch geschlagen. Er löste es und reichte es Dale.

»Der Stoff unterdrückt die Wirkung des Magneten ... also beschädige ich im Vorbeigehen nicht versehentlich teure Elektrogeräte. Er schirmt fast alle Arten von Strahlung ab.«

Henry dämmerte, was der Metallexperte vorhatte.

Dale nahm den Goldkubus und hüllte ihn in das schwarze Tuch. Sobald er völlig abgeschirmt war, setzte er den Würfel auf den Tisch zurück. Daraufhin holte er Hammer und Meißel aus seinem Koffer. Er legte den Meißel am Würfel an und schlug heftig mit dem Hammer zu. Die einzige Reaktion bestand in einem gedämpften Klirren. Der Kubus widerstand dem Meißel.

Rasch schlug Dale das Tuch um den Würfel zurück. Seine Oberfläche war unbeschädigt. Erneut nahm er den Meißel und trieb ihn allein durch Daumendruck in den Kubus hinein. Anschließend kommentierte er die Resultate: »Wir sind immer von einer geringen Streustrahlung umgeben. Sie ist allgegenwärtig – verschiedene örtliche Radiosender, elektromagnetische Impulse aus der Verkabelung in diesem Gebäude, sogar Sonnenstrahlung – all das benutzt diese Substanz! Deswegen bleibt sie halb fest. Schon die geringen Energiespuren schwächen ihre Festigkeit.«

»Aber eines verstehe ich nicht«, sagte Joan. »Welches Metall oder Amalgam ist dazu in der Lage?«

»Keines, das ich je gesehen oder von dem ich je gehört habe.« Plötzlich stand Dale auf und hob den weichen Kubus vorsichtig mit einer Tiegelszange hoch. Er nickte zum benachbarten Raum hinüber, in dem das Elektronenmikroskop stand. »Aber es gibt eine Möglichkeit, wie wir das genauer untersuchen können.«

Bald trabte Henry hinter den beiden anderen her. Er hatte sowohl das jetzt mit einem Gummistopfen verschlossene Becherglas mit dem merkwürdigen Metall als auch das Kruzifix des Dominikaners in Händen. Joan und Dale hatten bereits die Köpfe zusammengesteckt, schabten eine Probe von dem Metall ab und bereiteten sie zur Untersuchung mit dem Elektronenmikroskop vor.

Henry ging zu einem kleinen Tisch an der Seite und setzte dort das Becherglas sowie das Kreuz ab. Das große Elektronenmikroskop beanspruchte den gesamten rückwärtigen Teil des Raums. Seine hoch aufragende Mikroskopröhre reichte bis zur Decke. Davor standen drei Monitore nebeneinander.

Joan ließ den Apparat warmlaufen, legte Schalter um und überprüfte kurz die Grundeinstellungen. Dale beendete die Präparierung der Probe und klemmte sie auf den Halter unter dem Scanner. Er gab Joan ein Zeichen, dass alles bereit war.

Henry, der so gut wie vergessen war, ließ sich mit finsterem Gesicht auf einen Hocker an einem Tisch sinken.

Die Mikroskopröhre auf der anderen Seite des kleinen Raums begann zu summen und zu klicken, als die Wolframkanone die Probe mit einem Elektronenstrahl bombardierte. Dale eilte zu Joan vor die Monitore. Die Pathologin hämmerte auf eine Tastatur ein und die Bildschirme erglühnten in dem abgedunkelten Raum in einem gräulichen Schimmer. Die Worte STAND BY konnte sogar Henry von seinem Sitz aus erkennen.

»Wie lang wird das dauern?«, rief er hinüber.

Joan warf ihm einen Blick zu. Auf ihrem Gesicht zeigte sich

eine Mischung aus Überraschung und Verlegenheit. Ihr musste schließlich aufgegangen sein, wie wenig Beachtung sie ihm geschenkt hatte. »Nicht lange. Das EM wird zum Sammeln und Berechnen eines Abbilds etwa zehn Minuten benötigen.« Joan lächelte Henry schwach und entschuldigend an und wandte sich dann wieder ab.

Henry seinerseits drehte sich um und widmete sich wieder dem Kruzifix. Er tippte mit einem Finger auf die glänzende Oberfläche. Nach der Überprüfung der unbekannten Substanz war das Kreuz des Mönchs zweifelsohne echt. »Pures Gold«, brummte Henry in sich hinein. Zumindest ein Rätsel war gelöst, aber es gab ja noch eins.

Henry ergriff das Kruzifix, drehte es um und untersuchte die Rückseite mit der Reihe kleiner Einkerbungen. Was versuchte Francisco de Almagro zu sagen? Henry ließ einen Finger über die Einschnitte laufen. War dies eine letzte Botschaft? Wenn ja, was war so wichtig? Während er das Kreuz betastete, überfiel ihn eine böse Vorahnung, ähnlich wie in der Nacht zuvor bei seinem fehlgeschlagenen Versuch, das Lager zu erreichen. Er schob diese irrationalen Sorgen beiseite. Er war paranoid. Aber zum hundertsten Mal an diesem Tag trieben seine Gedanken zu Sam und den anderen Studenten ab. Wie kamen sie mit der vergrabenen Pyramide zurecht? Hatten sie vielleicht für diese Rätsel die Lösungen gefunden?

Henry legte beide Hände um das Kruzifix und ließ die Stirn auf den Fingerspitzen ruhen. So viele merkwürdige Dinge umgaben die Ausgrabung. Er spürte, dass es da eine Verbindung gab, eine Möglichkeit, alle Stränge miteinander zu verknüpfen: mumifizierte Priester, geheimnisvolle Metalle, versiegelte Krypten. Aber worin bestand diese Verbindung? Der Umriss des Kruzifixes drückte sich in seine Handflächen. Ein goldenes Kreuz und eine verschlüsselte Botschaft. Konnte hier die Antwort liegen?

Er stellte sich den jungen Mönch vor, der sich über sein

Kreuz gebeugt hatte und mit einem scharfen Werkzeug etwas eingravierte. Ein mühseliges Werk, und das, während der Tod immer näher rückte. In Henrys Händen befanden sich vielleicht die letzten Worte dieses Mannes. Aber was wollte er sagen? »Was war so wichtig?«, flüsterte Henry.

Das Bild des Kreuzes kristallisierte sich in seinen Gedanken. Es drehte sich langsam vor seinem inneren Auge.

Plötzlich keuchte Joan hinter ihm auf und riss ihn dadurch aus seinen Träumereien. Er fuhr herum. Sie schaute zu ihm hinüber, aber nicht direkt auf ihn, sondern rechts an ihm vorbei. Er folgte ihrer Blickrichtung.

Das Becherglas stand noch immer dort auf dem Tisch, wo er es abgesetzt hatte. Beim Anblick des Inhalts verschlug es ihm allerdings den Atem.

»Henry ...?«

Das Becherglas enthielt kein rohes, flüssiges Metall mehr, sondern eine grobe Kopie des goldenen Dominikanerkreuzes, das gegen die Glaswand gelehnt war. Im Großen und Ganzen kreuzförmig, jedoch verschwommen in den Details. Die Gestalt Jesu Christi auf der Oberfläche war lediglich angedeutet.

Joan und Dale traten näher.

»Haben Sie das getan?«, fragte Dale.

Henry sah den Mann an, als wäre er nicht ganz klar im Kopf, und zeigte auf den Stopfen. »Machen Sie Witze?«

Noch während sie hinsahen, gingen einige Einzelheiten auf dem Kreuz verloren. Die Kanten wurden unschärfer und die Gestalt rutschte vom Kreuz herab und bildete auf dem Boden des Becherglases eine Lache. Dennoch behielt es insgesamt seine Form bei.

Henry versuchte eine Erklärung. »Ich habe gerade an das Kreuz gedacht, da ...«

Von irgendwoher in der Nähe schallte ein schrilles Klingeln laut durch den kleinen Raum.

Alle wandten sich um. Das Bild auf den Monitoren waberte

und dann erschien ein blinkendes Schwarzweißbild.

»Vielleicht sind wir der Lösung einen Schritt näher gekommen«, verkündete Dale, ohne offen auszusprechen, was er damit meinte. Er ging zu den Monitoren hinüber.

Henry und Joan folgten. Sie sahen einander kurz an. Henry erkannte die Verblüffung in ihren Augen und darüber hinaus noch etwas, das wie Furcht erschien. Ehe er wusste, was er tat, drückte er ihr kurz zur Beruhigung die Hand. Sie zeigte sich für die Geste erkenntlich, indem sie ein wenig näher an ihn heranrückte.

Nach einem letzten besorgten Blick auf das Kreuz in dem Becherglas wandte sich Henry wie die beiden anderen den Monitoren zu.

Dale hatte sich über die Tastatur gebeugt und verfolgte mit einem Finger etwas auf dem Bildschirm. Darauf war jetzt eine unirdische Landschaft zu erkennen, ein raues Terrain mit seltsam geformten Gipfeln und Tälern, als hätte jemand eine Schwarzweißaufnahme der Marsoberfläche gemacht. »Das ist unmöglich«, meinte Dale. Er zeigte in eine Ecke des Bildschirms, in der ein vergrößerter Abschnitt der Landschaft zu erkennen war. »Da! Das Metall ist in Wirklichkeit eine Ansammlung winziger Partikel. Seht mal, wie sie miteinander verhakt und verbunden sind!«

Die Querschnittansicht zeigte winzige oktagonale Strukturen, die über sechs ausgeprägte Beine ineinander gehakt waren. Die winzigen Gebilde waren mit ihren Nachbarn zu einem dichten Tetraedermuster verbunden.

Joan streckte die Hand aus und berührte eines der grauen Partikel, die sich auf dem Monitor zeigten. »Sie wirken fast organisch, wie virale Phagen oder so etwas.«

Der Metallurg brummte etwas und wies mit einer Hand auf die Landschaft. »Nein, es sind ganz bestimmt keine Viren. Den Rissen und der internen Matrixstruktur nach zu urteilen, ist die Substanz entschieden anorganisch. Ich würde fast sagen,

kristallin.«

»Was zum Teufel ist es dann?«, fragte Henry schließlich. Der Mann regte ihn immer mehr auf. »Metall, Kristall, Virus, Gemüse, Mineral?«

Kirkpatrick's Blick wanderte kurz zu dem Kreuz im Becherglas. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich weiß es nicht. Aber wenn ich raten sollte, würde ich auf alles tippen, was Sie genannt haben.«

Vom Kommunikationszelt aus sah Philip Sykes zu, wie die Sonne auf die Berge sank. Es war der zweite Tag seiner Wache an den eingestürzten Ruinen. Was einmal ein Hügel gewesen war, der den vergrabenen Tempel bedeckt hatte, war jetzt eine von Kratern durchsetzte Ruine. Aus der kohlschwarzen Erde ragten umgestürzte Granitbrocken und Steine hervor wie abgebrochene Zähne.

Hätte Philip nicht über Funk von Sams Entdeckung eines natürlichen Höhlensystems erfahren, hätte er sie längst alle für tot gehalten. Den letzten halben Tag über hatte sich der Hügel nicht mehr gerührt und war auch nicht mehr weiter in sich zusammengesackt. Das Geräusch mahlender Felsbrocken im Boden war verstummt. Die Ausgrabungsstätte lag schweigend wie ein Grab da. Der Tempel war völlig in sich zusammengefallen.

Aber Sam *hatte* sich gemeldet.

Philip ballte eine Hand zur Faust. Ein Teil von ihm wünschte sich, der arrogante Texaner hätte es nicht getan. Es wäre einfacher gewesen, sie alle für tot zu erklären; dann hätte es ihm freigestanden, von hier zu verschwinden und diese verfluchten Indianer ihrem finsternen Regenwald zu überlassen. In jeder Stunde, die er hier blieb, war er dem Risiko eines Überfalls durch Guillermo Sala ausgesetzt. Als eine kühle Brise vom Berggipfel herabwehte, legte er die Arme um sich. Wer käme wohl als Erster – die von den Indianern herbeigeholte Rettungsmannschaft oder Gils Gefolgsleute, die ihr Werk beenden

wollten?

Die Anspannung zerrte an seinen Nerven. »Wenn ich nur verschwinden könnte ...« Aber natürlich ging das nicht – erst müsste der Rettungstunnel gegraben sein. Philip blickte zum Rand des Regenwalds.

Von der anderen Seite des Hügels schallten die Rufe und der leise Gesang der Quecha-Arbeiter herüber. Der Tunnel der Plünderer war an diesem Tag volle fünf Meter länger geworden. Obwohl die Indianer ihm nach wie vor finstere Blicke zuwarfen und scharfe Worte brummelten, konnte Philip nicht in Abrede stellen, dass sie hart arbeiteten. Die Mannschaft hatte sich in drei Schichten aufgeteilt und mit Spitzhacken und Schaufeln die ganze Nacht über bis in den Tag hinein gegraben.

Möglicherweise lag er mit seiner Schätzung, dass sie die anderen innerhalb von zwei Tagen freigraben könnten, gar nicht so weit daneben.

Aber wäre es schnell genug?

Plötzlich gab es weiter hinten im Regenwald einen Tumult. Dort hatten ein paar der Indianer im Schatten einiger Bäume eine Rast eingelegt. Philip reckte sich, als könnten zwei zusätzliche Zentimeter an Höhe ausreichen, um die Schatten des Walds zu durchdringen, und hielt den Atem an.

Ein Indianer, einer der Arbeiter, kam aus den Bäumen herübergerannt. Mit dem Arm winkte er Philip zu sich. Aber Philip wollte nicht, er wollte sich nicht vom Fleck rühren; er trat sogar einen Schritt zurück. Während er noch zögerte, wurden die Stimmen der Indianer deutlicher, und weitere Arbeiter versammelten sich am Waldrand. Er begriff, dass sie wohl nichts weiter Bedrohliches entdeckt hatten.

Er wappnete sich mit einem tiefen Atemzug und stapfte dann von der Höhe des Lagers zum Wald hinab. Schon die Überquerung der Lichtung strengte ihn dermaßen an, dass er bald heftig die Luft durch die zusammengebissenen Zähne sog. Anspan-

nung und Erschöpfung ließen ihn mit der dünnen Luft immer schlechter zurande kommen. Er spürte einen aufkeimenden heftigen Schmerz in der rechten Schläfe, während er sich dem Waldrand näherte.

Bevor er die Bäume erreicht hatte, ergoss sich eine Flut aufgeregter Indianer auf die Lichtung. Breit grinsend rannten sie aufgereggt umher. Ihre Zähne blitzten hell im Sonnenschein des Spätnachmittags. Bald schoben und drängten sich die Arbeiter um Philip herum wie um einen Felsen im Fluss. Schließlich teilte sich die Menge weit genug, dass er sah, wen die Indianer ins Lager führten.

Sechs Gestalten in schlammfarbenen Kutten und mit Leder-sandalen an den Füßen traten unter den Bäumen hervor. Als sie die Kapuzen zurückwarfen, zeigten die Gesichter einen warmen und offenen Ausdruck. Sie lächelten sogar, doch nicht das zähnefletschende Lächeln der grobschlächtigen Indianer, sondern bloß freundlich und ermunternd.

Einer der Kuttenträger war eindeutig der Anführer. Er war ein wenig größer als die übrigen und der einzige mit einem deutlich sichtbaren silbernen Brustkreuz.

»Mönche ...«, brummte Philip erstaunt.

Einige Indianer fielen vor den frommen Männern auf die Knie und neigten den Kopf für einen Segen. Während die übrigen Mönche Hände auf Köpfe legten und Gebete auf Spanisch flüsterten, ging das Oberhaupt der Gruppe auf Philip zu.

Mit einem Schulterzucken warf der Mann seine Kapuze zurück und zum Vorschein kam ein sehr gut aussehendes Gesicht, umrahmt von schwarzen Haaren. »Wir haben von deiner Notlage gehört, mein Sohn«, sagte er schlicht. »Mein Name ist Bruder Dominic Otera und wir sind gekommen, dir alle Hilfe anzubieten, derer wir fähig sind.«

Philip war erstaunt. Englisch! Der Mann hatte Englisch gesprochen! Er unterdrückte den Drang, den Mönch in die Arme zu schließen. Stattdessen setzte er alles daran, sich so weit zu

sammeln, dass er sprechen konnte. »Woher ... woher wissen Sie ...?«

Der Mönch hob eine Hand. »Auf unserer Reise zwischen den kleinen Dörfern in der Umgebung sind wir den Indianern begegnet, die du ausgesandt hast, um Hilfe zu holen. Ich habe sie nach Villacuacha geschickt, um die Behörden zu alarmieren. Aber unterdessen sind wir hergekommen und wollen dir Gebete und Trost anbieten angesichts der Tragödie, die hier stattgefunden hat.«

Philip sackte in sich zusammen, als ihm die Last endlich von den Schultern genommen wurde. Jetzt waren andere da – andere, die Englisch sprachen –, die seine Besorgnis teilen konnten. Er merkte, dass er dummes Zeug redete, weil er einfach keinen klaren Gedanken fassen konnte; Stattdessen stammelte er eine Mischung von Herzen kommender Worte des Dankes und Äußerungen seiner eigenen Sorge. Nichts davon ergab einen Sinn.

Bruder Otera trat heran und legte Philip eine kühle Hand auf die Wange. »Beruhige dich, mein Sohn.«

Die Berührung brachte den Studenten wieder zu sich. »Ja ... ja ... wo sind meine Manieren? Ihr seid so weit gereist, da müsst ihr doch hungrig und durstig sein.«

Der Mönch neigte den Kopf. »Der Herr ist alle Nahrung, derer wir bedürfen, aber als Reisende wären wir nachlässig, wenn wir deine Gastfreundschaft ausschlagen würden.«

Philip nickte mit dem Kopf wie ein Narr; er konnte nichts dagegen tun, so kribbelig vor Erleichterung war er. »Dann kommt bitte in mein Zelt. Ich habe Saft und Wasser und kann rasch ein paar Sandwiches zubereiten.«

»Das ist äußerst großzügig. Wenn wir der sengenden Sonne entronnen sind, kannst du mir mitteilen, was deiner Gruppe widerfahren ist.«

Philip führte die Mönche zu den Zelten. Er bemerkte, dass drei zurückblieben und den Arbeitern weiterhin ihren Segen erteilten.

Dem Mönch fiel auf, dass er stehen geblieben war. »Sie werden später zu uns kommen. Das Werk des Herrn muss an oberster Stelle stehen.«

Nickend wandte sich Philip wieder um. »Natürlich.« Kurz darauf hatten es sich der Mönch und er in seinem Zelt auf Klappstühlen bequem gemacht. Zwischen ihnen stand ein Teller mit Käse und Aufschnitt. Die anderen beiden Mönche hatten scheu Gläser mit frischem Guavensaft entgegengenommen, sich dann nach draußen in den Schatten des Zelts zurückgezogen und Bruder Otera und Philip allein gelassen.

Nachdem der Mönch gekostet hatte, was Philip anbot, lehnte er sich mit einem dankbaren Seufzer in den Klappstuhl zurück. »Sehr köstlich. Das war freundlich von dir.« Er setzte beide Hände auf die Knie und musterte den Studenten. »Jetzt berichte mir, mein Sohn, was hier geschehen ist! Wie können wir dir helfen?«

Philip nippte an seinem Saft und sammelte sich. Die einfache Tätigkeit als Gastgeber hatte seine Nerven beruhigt, doch er merkte, dass er den Blick des Mönchs nicht erwidern konnte. Die Augen des Mannes waren dunkel im Dämmerlicht des Zelts, durchdringende Schatten, tiefe Brunnen, und schienen ihm bis in die Seele zu blicken. Philip war presbyterianisch aufgewachsen, jedoch nie sonderlich religiös gewesen. Dennoch spürte er die Macht, die diese ruhige Gestalt vor ihm ausstrahlte, und seine erste Erleichterung wich langsam einer leichten Beklommenheit in der Gegenwart dieses Mannes. Er könnte ihn nicht anlügen, das wusste er genau; der Mönch würde seine wahren Gedanken erkennen.

Philip setzte sein Glas ab und begann mit seinem Bericht von Gils Verrat und dem anschließenden Sabotagewerk. »... und nach der Explosion ist der Tempel weiter in sich zusammengestürzt, sodass die Eingeschlossenen immer tiefer getrieben wurden. Ich konnte nichts tun, um ihnen zu helfen.«

Bruder Otera nickte einmal, wie zum Segen. »Beruhige dich,

Philip. Du hast getan, was in deiner Macht stand.«

Philip schöpfte Kraft aus diesen Worten. Ja, er *hatte* alles in seiner Macht Stehende getan. Er setzte sich aufrechter hin und berichtete weiter: dass die Indianer versuchten, einen Rettungsschacht zu graben, und dass Sam und die anderen einen Geheimgang hinter einer goldenen Statue entdeckt hatten. Er merkte, dass er überhaupt nicht mehr aufhören konnte. Er beschrieb sogar Sams Entdeckung des Schlüssels zur Statue. »Ein goldener Dolch, der irgendwie die Form verändert hat.«

Bei den letzten Worten bekam der Mönch große Augen, was Philip zögern ließ. »Ein goldener Dolch und ein verborgener Tunnel in die Berge?«, unterbrach Bruder Otera, dessen Stimme seltsam dunkel und tief geworden war.

»Ja«, erwiderte Philip zaghaft.

Der Mönch schwieg einen Augenblick lang. Dann verhielt er sich wieder so, als wäre nichts weiter gewesen. »Danken wir dem Herrn für ihre Errettung! Wenigstens haben deine Freunde einen sicheren Zufluchtsort gefunden. Der Herr öffnet solchen, die reinen Herzens sind, stets einen Weg.«

»Ich hoffe, der Rettungsschacht ist in etwa zwei Tagen fertig. Aber wenn die Indianer, die ich für weitere Hilfe ausgeschickt habe ...?«

Plötzlich stand Bruder Otera auf. »Fürchte dich nicht! Der Herr wird über alle hier wachen. In Seinen Augen sind wir alle Seine geliebten Schafe. Uns wird nichts geschehen.«

Auch Philip erhob sich rasch und wollte den Bruder hinausbegleiten. Doch der Mann bedeutete ihm, zu bleiben. »Ruhe dich aus, Philip, du hast es verdient. Du hast das Werk des Herrn getan, indem du deine Freunde beschützt hast.«

Seufzend sank Philip in seinen Stuhl zurück, während sich Bruder Otera bückte und das Zelt verließ. »Vielen Dank!«, rief er dem Mönch nach.

Allein in seinem Zelt schloss er einen Moment lang die Augen. Jetzt konnte er gewiss schlafen. Die Last lag nicht mehr

auf seinen Schultern und von der Schuld für seine fragwürdige Tat war er erlöst.

Philip starrte den geschlossenen Zelteingang an. Er dachte an die schwelende Energie, die der Mann ausgestrahlt hatte.

Bruder Otera musste *wirklich* ein frommer Mann sein.

In einiger Entfernung zu den Zelten traf sich Bruder Otera mit einem der anderen Mönche am Waldrand. Gewaltsam unterdrückte er das Zittern seiner Hände. Konnte es wahr sein? Nach so langer Zeit?

Der Mönch durchwühlte seinen Rucksack und reichte Otera das Funkgerät. Unter dem Blätterbaldachin trat er einige Schritte beiseite, wählte den richtigen Kanal und rief seinen Vorgesetzten.

Er sprach jetzt wieder Spanisch. »Kontakt geschlossen. Over.«

Einem kurzen Rauschen folgte eine rasche Antwort. »Und wie lautet deine Einschätzung?«

»Positiv. Die Ausgrabung erscheint golden. Wiederhole, golden.« Bruder Otera lieferte eine knappe Zusammenfassung dessen ab, was er von dem teiggesichtigen Studenten erfahren hatte.

Selbst über die Ätherwellen hörte Bruder Otera das schokkierte Murmeln sowie die geflüsterten spanischen Worte: »*El Sangre del Diablo*.«

Allein bei der Erwähnung dieses Namens schauderte es ihn. »Und Ihre Befehle?«

»Freunde dich mit dem Studenten an. Gewinne sein Vertrauen. Dann mach den Arbeitern Feuer unterm Hintern. Grabe einen Weg zu diesem Tunnel.« Es folgte eine lange Pause, dann kam der letzte Befehl. »Sobald der Kontakt geschlossen ist, säubere den Ort ... gründlich.«

Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte Bruder Otera. Er befiengerte den Dolch in der Scheide an seinem Handgelenk. Der

hagere Student erinnerte ihn an die Jugendlichen, die ihn wegen seiner armseligen Herkunft und seines Mischbluts angespuckt hatten. Es wäre ein so großes Vergnügen, diesen *americano* um sein Leben betteln zu sehen. Aber es gab noch weitaus größere Siege zu erringen, sollte er mit seiner Vermutung Recht behalten. So lange hatte er gewartet, so viele Demütigungen von diesen spanischen Missionaren erduldet, die sich seine Vorgesetzten nannten. Nein, wenn er Recht behielt, würde er ihnen zeigen, wie sehr sie sich geirrt hatten, wie blind sie gewesen waren. Man würde ihn nicht mehr meiden und links liegen lassen. Otera hob das Funkgerät an die Lippen und mimte den guten Soldaten. »Kontakt bestätigen und Ort säubern. Verstanden. Over und Ende.«

Er trat aus dem Wald heraus und übergab das Funkgerät wieder dem Mönch, der Wache stand. »Und?«, fragte der Mann, während er das Gerät verstaute.

Bruder Otera richtete sein Brustkreuz aus. »Wir haben grünes Licht.«

In den Augen des anderen Mönchs zeigte sich Entsetzen. »Dann ist es wahr!« Er schlug das Zeichen des Kreuzes. »Möge der Herr uns beschützen.«

Bruder Otera schlenderte zum Lager zurück. Die Worte aus dem Funkgerät wollten ihm nicht aus dem Kopf.

El Sangre del Diablo.

Das Blut des Teufels.

Mit zittrigen Fingern fummelte Maggie an der zweiten Taschenlampe herum. Schließlich erwischte sie den Schalter und die schwarzen Höhlen wurden in helles Licht getaucht, das sie eine Sekunde lang blendete. Ihre Kommilitonen und der Indianerjunge starrten mit bleichen Gesichtern den Pfad zurück. In dieser Minute der Dunkelheit waren weitere Kundschafter der Taranteln auf den goldenen Pfad gehuscht. Von der Seite näherten sich noch mehr Spinnen, deren albinohafte Gliedmaßen

auf dem schwarzen Fels aussahen wie bleiche Seesterne.

Sam schaute in die andere Richtung zu der giftigen Fledermaushöhle. »Ich ... ich weiß nicht. In wenigen Minuten wird es hier vor Taranteln nur so wimmeln, aber wenn wir durch den hüfthohen Guano stapfen, werden wir in den Dämpfen umkommen. Es muss einen anderen Weg geben.«

Maggie verließ den Inkapfad und ging zu dem unterirdischen Strom hinüber. Gurgelnd floss er durch sein schmales Bett und schickte einen feinen kühlen Dunstschleier in die Luft. »Wir schwimmen«, sagte sie nüchtern und zeigte mit ihrer Lampe auf das rasch fließende Wasser.

»Schwimmen?«, fragte Norman mit überschnappender Stimme. »Bist du verrückt? Das Wasser ist geschmolzener Schnee. Wir werden an Unterkühlung sterben.«

Maggie fuhr herum. »Die Strömung ist stark, aber in diesem Abschnitt der Höhle relativ ruhig. Wir springen hinein und lassen uns vom Wasser durch die Feldermaushöhle und von den Spinnen weg tragen.« Mit einer Hand winkte sie über den feinen Dunstschleier. »Vielleicht schützt uns das sogar weitestgehend vor den giftigen Dämpfen.«

Sam trat neben sie und warf ihr einen anerkennenden Blick zu. »Maggie hat Recht. Es könnte funktionieren. Aber dazu müssen wir dicht beieinander bleiben. Sobald wir an den Fledermäusen vorüber sind, müssen wir so schnell wie möglich aus diesem Fluss raus. Wenn uns die Strömung schon nicht umbringt, dann vielleicht die Kälte.«

Denal schlenderte zum ausgewaschenen Felsufer. Das Wasser strömte etwa einen Meter tiefer darunter vorbei. »Ich gehen zuerst«, sagte er und sah sich um. »Stellen sicher, dass funktionieren.«

»Nein, Denal«, sagte Maggie und streckte die Hand nach ihm aus.

Er trat so weit zurück, dass sie ihn nicht erreichen konnte. »Ich starker Schwimmer. Wenn ich schaffen hinüber, ich

schreien.« Er sah in die Gesichter der anderen. »Dann ihr alle kommen. Wenn kein Schrei, dann nicht kommen.«

Sam ging auf den Jungen zu. »Ich mach das, Denal«, sagte er und schlug sich auf die Seitentasche seiner Weste. »Ich kann mit meiner UV-Lampe hier leuchten.«

Da zog Denal die Lampe aus der eigenen Tasche und schaltete das purpurfarbene Licht ein. »Ich nicht fragen. Ich gehen.« Der Junge drehte sich um und sprang über den Rand.

»Denal!«, schrie Sam und rannte zum Fluss.

Maggie hielt ihn davon ab, dem Jungen hinterherzuspringen, und verfolgte Denals Weg durch die Strömung. Der Junge tauchte auf und nieder, wurde in dem schmalen Bett hin und her geworfen. Aber er brachte es fertig, die Lampe über Wasser zu halten. Ihr purpurfarbener Schein war wie ein Leuchtfeuer in der dunklen Höhle. Dann trug ihn der Fluss um eine Biegung herum und einen Tunnel hinab.

»Der verdammte Junge hat mir die Lampe aus der Tasche geklaut«, brummte Sam in einer Mischung aus Respekt und Besorgnis.

»Er wird es schaffen«, meinte Maggie.

Das Warten wurde schnell unerträglich. Niemand wagte, etwas zu sagen, damit sie Denals Ruf nicht überhören würden.

Nur Ralph hielt nach wie vor ein Auge auf die Spinnen gerichtet. »Hier kommt die Hauptarmee«, warnte er.

Maggie fuhr herum. Es war, als würde sich gerade außerhalb der Reichweite ihrer Lampe eine schäumende weiße Woge auftürmen. »Komm schon, Denal, lass uns nicht im Stich!«

Als hätte der Junge sie gehört, ertönte ein schriller Schrei aus der Ferne. Denal hatte es geschafft.

»Gott sei Dank!«, seufzte Sam. »Dann lasst uns mal von hier verschwinden.«

Norman verstaute rasch seine Ausrüstung in einem wasserdichten Koffer, während Ralph zu ihnen hinüberkletterte, den Blick noch immer auf die Taranteln gerichtet.

Sam streifte sich die Winchester ab und nickte Ralph zu, das Gleiche mit seinem Gewehr zu tun. »Versuch die Waffe über Wasser zu halten. Ein kurzes Eintauchen könnten die Gewehre zwar überleben, aber mir wäre es lieber, wenn sie trocken blieben.«

Schließlich drehte sich Ralph um und schaute voller Unbehagen auf das Wasser. »Zum Teufel mit dem Gewehr! Hauptsache, ich selbst kann den Kopf über Wasser halten.« Er sah die anderen an. »Ich kann nämlich nicht schwimmen.«

»Was?«, rief Sam aus. »Warum hast du uns das nicht vorher gesagt?«

Ralph zuckte mit den Schultern. »Weil Maggie Recht gehabt hat. Der Fluss ist der einzige Weg hier raus.«

Norman drängte sich zu ihnen heran. »Ich bleibe bei Ralph. Ich habe aus Armeezeiten genügend Rettungsübungen im Wasser hinter mir.«

Ralph runzelte ungläubig die Stirn und sah ihn an. »Du warst in der Armee?«

»Drei Jahre in Fort Ord, bis sie mich während einer Hexenjagd in meiner Einheit rausgeschmissen haben.« Normans Gesicht nahm einen Ausdruck der Verbitterung an. »So viel zum Thema: Stell keine Fragen und halt den Mund.«

Ralph schüttelte den Kopf. »Ich versuch's lieber allein.«

Mit wutverzerrter Miene fauchte ihn der Fotograf an: »Den Teufel wirst du tun, du Schwachkopf! Hör mit dieser Macho-Scheiße auf und lass dir helfen! Ich werd mich schon nicht an dich ranmachen. Du bist nicht mal mein Typ.« Norman schob Ralph seinen Kamerakoffer zu und sagte in sachlichem Ton: »Er ist mit Schaum isoliert, damit er schwimmt, wenn mal das Floß umkippt. Drück dir das verdammte Ding an die Brust und ich erledige den Rest.«

Widerwillig nahm Ralph den Koffer entgegen. »Was ist hiermit?« Er hielt Gils Gewehr in die Höhe.

Sam streckte die Hand danach aus. »Ich schaff's mit beiden.«

Er wollte das Gewehr ergreifen, doch Maggie kam ihm zuvor. »Zwei Waffen ziehen dich nach unten, Sam. Die Taschenlampe ist wasserdicht und wiegt kaum was.«

Sam zögerte, dann nickte er. »Beim ersten Anzeichen von Problemen wirfst du das Gewehr weg. Wir brauchen die Lampe dringender als eine zweite Waffe.«

Sie nickte zustimmend. »Dann los. Den Spinnen wird's nicht gefallen, wenn sich ihre Mahlzeit auf und davon macht.«

Sam winkte Norman und Ralph. Sie sollten als Erste los, für den Fall, dass es Schwierigkeiten geben würde. Er und Maggie würden folgen.

Norman rutschte eine kleine Felszunge knapp oberhalb des Wassers herab und ruderte dabei mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten. »Jetzt!«, rief er zu Ralph hinauf.

Der große Footballspieler biss sich auf die Unterlippe, drückte sich den Kamerakoffer an die Brust und sprang hinein, bevor ihn die Angst vor dem Wasser überwältigen konnte.

Maggie hielt ihre Lampe auf die beiden gerichtet. Norman tauchte geschmeidig ins Wasser und kam neben dem um sich schlagenden Mann wieder hoch. »Leg dich auf den Rücken!«, schrie Norman, als die Strömung sie mitriss. »Drück den Koffer fest an die Brust!«

Ralph hantierte noch etwas herum, hustete Wasser und trat verzweifelt um sich.

»Nicht dagegen ankämpfen!«

Schließlich gehorchte Ralph und wälzte sich auf den Rücken.

Norman schwamm neben ihm. Mit einer Hand packte er Ralph am Kragen und hielt so seinen Kopf über Wasser. Während sie lostrieben, gab Norman dem großen Mann eine letzte Ermahnung: »Halt bloß den Koffer fest!«, fauchte er. »Wenn du meine Kameras verlierst, lass ich dich absaufen!«

»Wir sind die Nächsten«, sagte Sam und schob den Stetson in seinen Rucksack. »Fertig?«

Maggie holte tief Luft und nickte.

»Bist du okay?«, fragte er, richtete sich auf und sah ihr in die Augen.

Maggie wusste, dass er mit seinen Worten mehr ihre Panikanfälle meinte als die Bedrohung durch das Wasser. »Es ist meine Idee gewesen, nicht wahr? Ich schaff's schon.«

»Dann du zuerst«, sagte er.

Sie öffnete den Mund und wollte widersprechen, da spürte sie ein Kitzeln am Bein. Sie warf einen Blick hinab. Eine Tarentel, so groß wie eine Faust, kletterte ihre Khakihose hinauf. Angewidert keuchte sie auf und schlug die Spinne mit ihrer Taschenlampe vom Hosenbein. Dann hob sie Gils kurzläufiges Gewehr über den Kopf und ließ sich ins Wasser fallen.

Rücken und Hintern klatschten laut aufs Wasser. Beim Aufprall verspürte sie kurz einen Schmerz, doch dann schlug sofort eine Kälte zu, die ihr den Atem raubte. Ihr Kopf durchbrach die Oberfläche und sie schrie lautlos und schockiert auf. Sämtliche Muskeln verkrampften sich. Sie musste ihre Gliedmaßen zwingen, sich zu bewegen. Die Eiskälte drang ihr durch die Kleidung und brannte auf der Haut und die Luft erstarrte ihr in den Lungen.

Sam folgte unmittelbar hinter ihr.

Bevor sie sich hätte umdrehen oder etwas sagen können, hatte die Strömung sie gepackt und trieb sie das Flussbett hinunter. Sie lag auf dem Rücken, die Beine voraus, sodass sie alle unsichtbaren Hindernisse beiseite stoßen konnte. Sie hielt die Taschenlampe über dem Wasser und benutzte den Lauf des Gewehrs als Paddel, um schneller voranzukommen.

Am Rand des Lichtkreises, den ihre Lampe warf, sah sie Norman und Ralph im Tunnel verschwinden.

Sam rief ihr zu: »Wie hältst du dich?«

Maggie runzelte die Stirn. Jetzt war nicht die Zeit für Plaudereien. Völlig überraschend traf sie eine Welle und sie spuckte eine Ladung eiskaltes Wasser aus, das sogar die Füllungen in ihren Zähnen gefrieren ließ. »Gut!«, erwiderte sie stotternd.

Dann zog die Strömung sie in das schwarze Maul des Tunnels. Über ihr flog die niedrige Decke dahin. Sie reichte so tief herab, dass die Spitze des Gewehrs unter der Felsendecke kratzte und kleine Funken flogen, wo Stahl und Stein aneinander rieben. Die räumliche Enge verstärkte das Geräusch zu einem unheimlichen Lärm.

Ebenso plötzlich waren sie wieder aus dem Tunnel heraus und hatten die Fledermaushöhle erreicht. Sofort brannten Maggies Augen und Nase. Fledermäuse kreisten über ihr, tauchten herab und glitten durch den Lichtkegel der Taschenlampe. Sie waren immer noch beunruhigt über die zweibeinigen Eindringlinge. Ein kleiner Sonnenstrahl erhellte eine Ecke der gewölbten Decke: der Weg der Fledermäuse nach draußen. Leider war er zu hoch und zu schmal, um für Maggie und die anderen von Nutzen zu sein.

Aber Maggie blieb wenig Zeit, sich umzuschauen. Die Strömung war in dieser Kammer noch stärker geworden, was einerseits ein Segen war, andererseits auch wieder nicht. Während der rasch dahinströmende Fluss eine Wolke aus Wasserstaub aufwirbelte, die das Ärgste der Guanodämpfe wegspülte, warf er Maggie zugleich viel heftiger hin und her.

Ihre Gliedmaßen wurden schwer wie Blei, als sich die Kälte ihr bis ins Knochenmark fraß. Das Atmen wurde immer mühsamer. Sie gab den Versuch auf, das Gewehr über Wasser zu halten, und benutzte es als Ruder, um zu verhindern, dass sie zu hart gegen die zerklüfteten Felsen zu beiden Seiten prallte. Sie konzentrierte sich einfach darauf, die Taschenlampe weiter nach vorn zu richten.

Sie keuchte und würgte und war mittlerweile fast blind von den Dämpfen. Ihre Nase brannte wie Feuer. Plötzlich krabbelte etwas ihren hoch erhobenen Arm hinauf, grub sich in die Haut und zog ihn nach unten. Blinzelnd erkannte Maggie eine riesige Fledermaus, die auf ihrem Arm kauerte und wild mit den Schwingen schlug. Winzige Klauen kratzten und scharfe Fänge

glitzerten im Schein der Taschenlampe. Maggie würgte und keuchte. Große Augen und riesige Ohren fuhren herum. Mit einem Aufschrei nahm sie das Risiko in Kauf und tauchte den Arm ins Wasser, in der Hoffnung, dass die Taschenlampe ausreichend isoliert war, um einen kurzen Tauchgang unversehrt zu überstehen. Sie hatte Glück; die Lampe strahlte hell unter dem Wasser und der Schock durch das eiskalte Wasser des Stroms brachte die Fledermaus dazu, ihren Griff zu lockern.

Sie wälzte sich durchs Wasser und stieß im Vorüberschwimmen gegen Maggies Schulter.

Heftig paddelnd hob Maggie die Taschenlampe aus dem Wasser.

Sofort fiel die Fledermaus wieder über sie her. Maggie spürte, wie etwas an ihren Haaren riss, das hinter ihr im Wasser trieb. Wie ein Fisch an der Angel hatte sich die Fledermaus darin verbissen. Sich windend und drehend kletterte sie die Strähnen hoch. Winzige Klauen kratzten über Maggies Kopfhaut. Das Tier quietschte ihr wild ins Ohr.

Das Angstgeschrei der Kreatur wurde von oben erwidert. In der Höhle brach ein Höllenlärm los, überall ertönte Quietschen und schrillstes Pfeifen. Es hörte sich an wie Fingernägel, die über eine Schiefertafel gezogen wurden. Dann sah es so aus, als würde die Decke herabfallen: Die gesamte Kolonie hob ab und tauchte zu der quietschenden Fledermaus hinunter, die in Maggies Haar verstrickt war.

O mein Gott! Maggie hieb mit der Taschenlampe nach der geflügelten Kreatur und versuchte, sie herunterzuschlagen, erreichte damit aber lediglich, dass sie sich weiter in den Strähnen verwickelte. Klauen rissen über ihren kalten Nacken und zogen eine sengende Spur.

Plötzlich erschien eine Hand und schob ihre Taschenlampe weg. »Halt still!«

Es war Sam. Er packte die sich windende Fledermaus, riss die bösartige Kreatur zusammen mit Hunderten von Haarwurzeln

aus dem Nest aus Haaren heraus und warf sie weg. Das Tier knallte mit einem feuchten Schmatzgeräusch ans Ufer.

»Da kommen sie!«, schrie Sam.

Maggie blieb kaum ausreichend Zeit, die dunkle Wolke auf sich zukommen zu sehen, geschweige denn, Luft zu holen, da hatte Sam ihren Kopf schon unter Wasser gedrückt. Sie wäre wohl in Panik geraten, aber Sam hielt sie fest in den Armen und seine Berührung war das einzig Warme im eisigen Strom. Sie überließ sich ihm, ließ sich von ihm tragen und hielt die Luft an.

Bald begradigte sich das Flussbett wieder und das Wasser strömte glatt und zielstrebig dahin. Maggie wagte es, die Augen zu öffnen. Die Taschenlampe, die immer noch brannte, beleuchtete Sams Gesicht. Sein blondes Haar, das normalerweise unter seinem Stetson klebte, schwebte wie feiner Tang um ihn her. Sein Blick begegnete dem ihren. Die Unerschütterlichkeit, die sie darin erkannte, machte ihr wieder Mut. Er zog sie enger an sich und sie wehrte sich nicht.

Die Strömung zerrte sie zügig weiter und warf sie hierhin und dorthin. Maggies Lungen schrien nach Luft. Sie konnte nicht länger den Atem anhalten, entwand sich ein wenig Sams Griff und stieß zur Oberfläche vor. Sie würde bloß kurz nach Luft schnappen.

Als sie die Wasseroberfläche durchbrach, sog sie die Luft in ihre eiskalten Lungen. Sie wollte schon wieder untertauchen, da fielen ihr zwei Dinge auf – die Luft hatte sich geklärt und trug nicht mehr den brennenden Gestank mit sich und unmittelbar vor ihnen erhellte ein purpurfarbener Schimmer das linke Ufer.

Sam tauchte neben ihr auf und stieß heftig den angehaltenen Atem aus.

Maggie hob ihre Taschenlampe und zeigte damit nach vorn. »Da!«

Sam fuhr herum. Als sie sich der Stelle näherten, entdeckte

Maggie Norman, der Ralph aus dem Wasser half. Der riesige Footballspieler kroch auf allen vieren ans Ufer, wo Denals Konturen in dem unheimlichen Schein der UV-Lampe zu erkennen waren. Seine Zähne schimmerten helllila, während er mit der Lampe über seinem Kopf winkte und ihnen Zeichen gab.

Gemeinsam stießen sich Maggie und Sam ab, aber es war nicht mehr weit bis zum Ufer. Das Flussbett vollführte eine Biegung, dann kam noch ein tiefer natürlicher Strudel und schließlich trug die Strömung die beiden in die schlammige Bucht. Da ihre Gliedmaßen durch die Eiseskälte wie abgestorben und ihre Kleider mit Wasser vollgesogen waren, hatten sie alle Mühe, hinauszuklettern. Wie Ralph kroch Maggie auf allen vieren ans Ufer und ließ sich erschöpft auf den Rücken fallen.

Sam warf sich auf den Felsen neben sie und stieß seine Winchester höher das steinige Ufer hinauf. »So viel zum Thema trockene Gewehre.«

Norman trat neben Maggie und sagte mit klappernden Zähnen: »Ihr ... ihr beiden müsst in Bewegung bleiben. Und ... und zieht euch die nassen Kleider aus.« Er zerrte sich das eigene klatschnasse Hemd herunter.

Denal hatte sich bereits bis auf die Unterhose ausgezogen und Ralph trat gerade langsam seine Hose herab, die ihm an den Beinen klebte.

»Wir sind noch nicht außer Gefahr«, fuhr Norman fort. »Die Temperatur dieses Wassers lag nur knapp über dem Gefrierpunkt. Wir werden sterben, wenn wir nicht einigermaßen trocken und warm werden.«

Maggie bemerkte, dass ihre Gliedmaßen zu zittern anfangen. Sam warf ihr einen Blick zu. »Ist b... bloß die Kälte«, meinte sie, da sie wusste, woran er gerade dachte.

»Auf mit euch beiden!«, sagte Norman fest.

Ächzend stand Sam auf, während der Fotograf Maggie den Arm reichte. Zu erschöpft, um sich dagegen zu wehren, nahm

sie Normans Hand und ließ sich von ihm hochziehen.

»Jetzt zieh dich aus«, sagte er.

Im Schein der Taschenlampe war zu erkennen, dass Maggies taube Finger blau vor Kälte waren. Sie fummelte an ihren Knöpfen herum und schlüpfte aus der Bluse. Ihr war zu kalt und sie war zu erschöpft, um sich etwas daraus zu machen, dass sie sich entblöste. *Zum Teufel*, dachte sie und riss den Reißverschluss auf, *ein holdes Erröten wäre jetzt wirklich willkommen*.

Bald stand sie in Slip und BH da.

Die anderen hielten den Blick höflich abgewandt, abgesehen von Denal, der sie mit großen Augen anstarrte. Als der Junge sich jedoch dabei ertappt fühlte, sah er eilig woanders hin.

Maggie schnitt ein finsternes Gesicht, um ein Grinsen zu maskieren. Im Vorbeigehen schlug sie Sam auf die feuchten Boxershorts. »Norman sagt, wir sollen in Bewegung bleiben. Wir müssen uns warm halten.«

Sie ging davon und spürte dabei Sanas Blick in ihrem Rücken. Der Texaner murmelte ihr nach: »Oh, keine Bange. Wandere nur weiter in diesem Aufzug vor mir her und mir wird ganz schön warm werden.«

Diesmal konnte sie ihr Lächeln nicht verbergen.

»D... der muss irgendwohin führen«, sagte Sam und versuchte, das Klappern seiner Zähne unter Kontrolle zu bekommen. Er deutete auf den goldenen Pfad, der entlang des Flusses weiterlief.

Niemand gab Antwort. Alle waren sie zu beschäftigt mit Zittern und dem Abreiben erstarrter Gliedmaßen. Das eisige Wasser hatte ihre Körpertemperatur gesenkt und da sie kein Feuer anzünden konnten, gingen sie alle das Risiko einer Unterkühlung ein. Sie mussten einen warmen, trockenen Platz finden ... und zwar schleunigst.

Sam, der ihnen vorausgegangen war, rief plötzlich etwas. Er hielt die Taschenlampe über eine Anhebung und seine halb

nackte Gestalt wirkte schon eindrucksvoll, wie sie da von dem Schimmer im Hintergrund umrahmt wurde. Maggie hatte nicht geahnt, welch gute Figur ihr Kommilitone unter seiner bauschigen Kleidung verborgen hatte. Von den breiten Schultern bis hinab zur schmalen Taille und den kräftigen Beinen sah Sam überraschend athletisch aus.

»Kommt her, seht euch das mal an!«, rief Sam aus und auf seinem Gesicht zeigte sich ein breites Grinsen.

Maggie sah Norman nach seiner Kamera greifen, als sie zu den anderen hinaufstieg.

Vor ihr breitete sich eine kleine dunkle Stadt über die Höhle aus, so groß wie das Fußballstadion an ihrer Universität. Sams Lampe war die einzige Lichtquelle, aber ihr schwacher Schein reichte aus, die gesamte Kammer zu erleuchten. Gebäude aus Ziegelstein, einige drei Stockwerke hoch, waren über den ebenen Grund verstreut, während weiter hinten Reihe um Reihe Häuser aus Granit emporstiegen wie übereinander gestürzte Bauklötze. Leere Fensterhöhlen glotzten sie an. Goldene und silberne Tupfer zierten viele der Bauwerke. Was jedoch die Blicke aller auf sich zog, war das Zentrum der Stadt. Auf der anderen Seite der Höhle stand eine gewaltige Statue aus Gold, die bis zur Decke reichte und damit alle Gebäude weit überragte. Sie ähnelte derjenigen, die den Eingang zur Höhle bewachte, doch aus der großen Entfernung und bei dieser Dunkelheit waren keine Einzelheiten zu erkennen.

»Mein Gott«, sagte Norman, »das ist ein riesiges unterirdisches Dorf.«

Als sie zu Sam hinüberging, erregte plötzlich ein Geruch in der Höhle Maggies Aufmerksamkeit, und da wusste sie, dass Norman sich geirrt hatte. Sie erkannte diesen Geruch – Staub und Verfall, gemischt mit dem Duft nach Kräutern, die man zum Einbalsamieren benötigte. »Es ist kein Dorf«, korrigierte sie Norman, »sondern eine Nekropolis. Eine der unterirdischen Städte, die die Inka ihren Toten errichtet haben.«

Sam, der sich die Arme rieb und mit den eiskalten Füßen stampfte, stimmte ihr zu. »Eine Begräbnisstätte ... aber ich habe noch nie zuvor von einer so ausgedehnten oder ausgeklügelt angelegten gehört.«

Immer wieder flammte Normans Blitzlicht auf. Das zusätzliche Licht ließ die Stadt wie ein stark ausgeprägtes Relief wirken. »Vielleicht können wir uns in einem dieser Häuser verkriechen und uns aufwärmen. Unsere Körperwärme sammeln, wie es die Aleuten in ihren Iglus tun.«

Da wurde sich Maggie des tief sitzenden Schmerzes in ihren eiskalten Gliedmaßen bewusst. »Einen Versuch ist's wert.« Sie folgte dem goldenen Pfad zu den Außenbezirken der Stadt, wo er endete.

Sam blieb zurück. »Ich habe vielleicht eine bessere Idee.« Aber als Maggie einen Blick über die Schulter warf, führte er seine Idee nicht weiter aus. Er winkte ihr einfach nur zu, sie solle weitergehen.

Maggie war die Blaufärbung seiner Lippen nicht entgangen. Den anderen hinter ihm ging es in dieser Hinsicht nicht besser. Ralph zitterte und bebte an allen Gliedern. Dem großen Mann ging es offenbar am schlechtesten. Er hatte viel von dem eiskalten Wasser geschluckt und sah gar nicht gut aus.

Maggie beschleunigte ihren Schritt und führte die Gruppe rasch über die Serpentina des goldenen Pfades zum Grund der Höhle. Sie erreichte den Rand der Stadt und der Geruch nach Moder, wie alter Kompost, erfüllte ihre Nase. Sie starrte die Straßen der Totenstadt entlang. Die Grabstätten der Nekropolis waren wie Häuser erbaut worden, damit die Geister der Verstorbenen glücklich blieben. Man hatte sie mit vertrauten Dingen umgeben, um sie an ihr früheres Leben zu erinnern. Über den Türen waren verschiedene fantasievolle Kreaturen einge-meißelt, sowohl mythologische als auch zoomorphische – Mischungen aus Mensch und Tier.

Genau wie auf den Säulen, die den Pfad markiert hatten.

Maggie berührte eine dieser Kreaturen, eine Kreuzung zwischen einem Panther und einer Frau. »Sie stellen Götter des *uca pacha* dar, die Beschützer der Toten.«

Sam musterte ein Fresko in leuchtenden Farben an einem zweistöckigen Gebäude auf der anderen Straßenseite. Er zeigte darauf. »Und hier sind verschiedene *mallaqui* ... Geister der Unterwelt.«

Norman trat heran. »Ich unterbreche eure Vorlesung in Kunstgeschichte ja nur sehr ungern, aber Ralph sieht ziemlich schlecht aus.«

Maggie schaute sich um. Ralph lehnte mit hängendem Kopf an einem der Eingänge und schwankte trotz der Stütze. »Wir müssen einen Unterschlupf finden, um ihn aufzuwärmen.«

Sam wandte sich an Denal. »Sind deine Zündhölzer noch trocken?«

Der Junge nickte. Aus seinem Arm voll nasser Kleidung zog er eine in Plastikfolie verpackte Zigarettенpackung, auf der eine kleine Schachtel Streichhölzer klebte, und reichte sie Sam.

Maggie trat neben ihn. »Ein Feuer? Aber womit?«

Als Antwort wandte sich Sam ab und duckte sich in eine der Wohnungen unmittelbar neben ihnen. Sie hörte ein Scharren aus dem Innern und erkannte voller Entsetzen, was er vorhatte. Er kam rückwärts aus der Tür und zog etwas hinter sich her. Ächzend fuhr er herum und warf seine Last auf die Straße. Knochen knackten und klapperten und Staub wallte auf. Es war eine in Leinen gehüllte Mumie.

»Das ergibt einen guten Brennstoff«, meinte Sam schlicht.

»Iiiih!«, machte Norman angewidert und bedeckte den Mund.

Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, trat Sam zu der Mumie und zog Denals Streichhölzer aus der Folie. Er riss ein Hölzchen an und bald glimmte das Leinentuch. Kleine Flammen wurden größer, denn die alten Knochen und das Leder gaben dem Feuer Nahrung. Die orangefarbenen Flammen loderten immer höher empor.

Maggie war zwar entsetzt über den Brennstoff, näherte sich aber dennoch der willkommenen Wärme.

Sam hatte sich jetzt an eine Mauer gelehnt und wies mit dem Arm auf die Nekropolis. »Wir müssen uns zwar um einiges Sorgen machen, aber nicht darum, dass uns das Brennholz ausgeht.«

Ralph war so nahe wie möglich an die Flammen herangerückt. Nach einer Stunde hatte die Hitze endlich seine durchfrorenen Knochen erreicht. Während er dasaß, tat er sein Bestes, den Brennstoff für das Feuer zu ignorieren. Eine mumifizierte Hand ragte aus den Flammen und zitterte leicht in der Hitze. Er schaute weg.

Auf der anderen Seite hatte Sam beide Gewehre auseinander genommen und reinigte und trocknete sie am Feuer. Neben ihm saß Maggie, halb eingedöst, einen Arm um Denal gelegt. Der Quecha-Junge starrte mit großen Augen und glasigem Blick in die Flammen. Der Tag hatte von allen seinen Tribut gefordert. Norman stand einige Schritte entfernt. Er hatte einige Fotos gemacht, aber Ralph bemerkte sehr wohl, dass es den Fotografen juckte, weiter in die unterirdische Stadt vorzudringen. Jedoch nicht allein. Die Schwärze war sogar trotz des Feuers wie eine physische Gegenwart, wie ein dunkler Fremder neben ihnen.

Norman ertappte Ralph dabei, dass der ihn anstarrte. Er ging zu ihm. »Wie fühlst du dich?«, fragte er.

Ralph sah zur Seite. »Besser.«

Norman ließ sich neben ihn auf dem Steinboden nieder.

Bevor Ralph den Impuls unterdrücken konnte, rutschte er ein paar Zentimeter weg.

Norman bemerkte die kleine Bewegung. »Keine Sorge, großer Knabe, ich werde dich nicht anrühren.«

Innerlich gab sich Ralph einen Tritt in den Hintern. Alte Verhaltensmuster ließen sich schwer ablegen. »Tut mir Leid

...«, sagte er leise. »Das hatte nichts zu bedeuten.«

»Schon gut. Darfst dich halt nicht dabei erwischen lassen, dass du neben dem Schwulen sitzt.«

»Das ist es nicht.«

»Was dann?«

Ralph ließ den Kopf hängen. »Na gut, vielleicht doch. Ich bin im Süden aufgewachsen und streng baptistisch erzogen worden. Mein Onkel Gerald war sogar ein Prediger. Man hat uns diese Denkweisen eingebracht.«

»Sonst noch was Neues? Meine Eltern waren Mormonen. Sie waren auch nicht übermäßig begeistert, als sie erfuhren, dass ich schwul bin.« Norman schnaubte. »Und die Armee auch nicht. Beide Familien haben mich vor die Tür gesetzt.«

Ralph konnte Norman nicht ins Gesicht sehen. Zwar hatte auch er das ganze Leben über mit Vorurteilen zu tun gehabt, aber zumindest hatte er doch seine Familie, die ihn unterstützte.

Norman stand auf, die Kamera in der Hand.

Plötzlich ergriff Ralph Normans Hand. Der dünne Fotograf zuckte zusammen. »Vielen Dank. Für die Sache da im Fluss.«

Norman zog die Hand weg und war plötzlich verlegen, was ihm eigentlich nicht ähnlich sah. »Schon gut. Versuch jetzt bloß nicht, mich zu küssen. So einer bin ich nicht.«

»Da hab ich aber was ganz anderes gehört«, erwiderte Ralph.

Norman wandte sich ab. »Auweia! Ralph, der Komiker. Ich vermisste bereits den bigotten Sportsmann.«

Es war früher Abend und Henry fühlte sich noch stärker fehl am Platz. Joan und Dale marschierten durch die verlassensten Flure der Johns Hopkins und er trottete hinterher. Um diese Uhrzeit befand sich außer ihnen niemand mehr im Gebäude. Nach den endlosen Tests in Joans Labor waren sie gerade auf dem Weg in ihr Büro, um die Experimente für den kommenden Tag zu planen.

Unterwegs waren die beiden Wissenschaftler nach wie vor in

ein Gespräch über das mysteriöse Material vertieft. »Wir benötigen eine komplette kristallographische Analyse der Substanz Z«, brach es aufgeregt aus dem schlaksigen Metallurgen hervor. »Substanz Z« war der neue Name, auf den er das seltsame Element getauft hatte.

Henry spürte förmlich, wie der Mann bereits im Kopf die Fachzeitschriften durchging, in denen er seine Befunde veröffentlichten würde.

»Und ich würde gern sehen, wie das Material unter dem Einfluss anderer Strahlung reagiert, insbesondere unter Gammastrahlen.«

Joan nickte. »Ich frage mal im Strahlungslabor nach. Da lässt sich bestimmt was arrangieren.«

Während Henry ihnen folgte, hielt er das Becherglas mit dem Material hoch und musterte die grobe Nachbildung des Dominikanerkreuzes. Substanz Z. Die anderen beiden Forscher sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Hier lag das größere Rätsel. Die chemischen und molekularen Eigenschaften des Materials waren, obwohl faszinierend, nichts im Vergleich zu der Tatsache, dass es von allein seine Form veränderte.

Die beiden anderen maßen dieser Tatsache anscheinend kaum Gewicht bei. Der Metallurg hatte die Umwandlung dem Umstand zugeschrieben, dass sich das Material gleich neben dem Goldkreuz befunden hatte, und irgendwas von einer Übertragung von Energie oder Elektronen gefaselt, der die Substanz die neue Form zu verdanken habe. »Jedes Metall sendet seine einzigartige Energiesignatur aus«, hatte Dale erklärt. »Da die Probe außerordentlich sensibel gegenüber den unterschiedlichsten Arten von Strahlung ist, muss es irgendwie auf das Gold reagiert und seine Kristallmatrix entsprechend verändert haben. Erstaunlich!«

Henry teilte nicht diese Ansicht, hatte jedoch geschwiegen. Er wusste, dass die Antwort anders lautete. Er erinnerte sich, dass er gerade über den Code auf dem Kruzifix nachgedacht

hatte, als die Transformation erfolgt war. Nicht die Nähe zum *Kreuz* hatte die Substanz Z verändert, sondern die Nähe zu *Henry*. Etwas war geschehen, aber er war nicht bereit, irgendwelche wilden Spekulationen laut zu äußern – zumindest jetzt noch nicht. Großspurig Theorien aufzustellen, solange ihm nicht ausreichend Informationen zur Verfügung standen, war nicht seine Art. Er befolgte da eine der ersten Lektionen, die er seinen Studenten beibrachte: forscht weiter, statt herumzuspekulieren. Für Henry stand bezüglich der Substanz als Einziges fest, dass man mit ihr nicht leichtfertig hantieren sollte. Aber die anderen beiden Forscher verschlossen gegenüber seinen Mahnungen die Ohren.

Mit der rechten Hand befangerte er das Dominikanerkreuz in der Tasche seines Sportsakkos. Bruder Francisco de Almagro wusste etwas, das er der Welt draußen mitteilen wollte. Sein Testament. Henry hatte den Verdacht, dass die Antwort auf die Rätsel von Substanz Z nicht in den Strahlungslabors oder Forschungsabteilungen zu finden wäre, sondern in den groben Kratzern auf der Rückseite des Kruzifixes. Bevor er jedoch wagte, seine eigene Meinung zu äußern oder seine eigenen Experimente durchzuführen, wollte er zunächst diesen uralten Code entziffern. Und er wusste genau, wo er anfangen musste. Am folgenden Tag würde er sich erneut mit dem Erzbischof in Verbindung setzen. Vielleicht erwähnten einige alte Aufzeichnungen einen Code bei den Dominikanermönchen.

»Da sind wir«, verkündete Joan. Sie holte ihre Schlüssel aus der Tasche und griff nach dem Knauf und da gab die Tür nach. »Merkwürdig. Sie ist offen. Vielleicht habe ich vergessen ...«

Sie wollte die Tür aufdrücken, wurde jedoch plötzlich von Henry daran gehindert. »Nein!« Er packte die Pathologin am Ellbogen, denn er erinnerte sich daran, dass Joan zuvor abgeschlossen hatte. Er riss sie weg, stolperte dabei über einen Putzeimer hinter ihm und konnte sich gerade eben noch auf den Beinen halten.

»Henry!«, rief sie schockiert.

Dale sah ihn finster an, als wäre der Archäologe gerade verrückt geworden. »Was tun Sie da?«

Henry hatte keine Zeit für Erklärungen. Sein Rücken spürte die Gefahr. »Lauft!«

Aber es war zu spät.

Hinter Dale tauchte auf der Schwelle zu Joans Büro eine finstere Gestalt auf. »Keine Bewegung!«, befahl der Eindringling mit eisiger Stimme.

Dale fuhr überrascht herum und ihm wich jegliche Färbung aus dem Gesicht. Eilig entfernte er sich mehrere Schritte rückwärts in die entgegengesetzte Richtung.

Der Mann trat in den Flur. Er trug ein schwarzes Hemd mit Krawatte, darüber einen pechschwarzen Anzug; die Haut war kupferfarben, das Gesicht zeigte spanische Züge. Er hatte ebenholzschwarzes Haar und dunkle Augen. Was Henrys Aufmerksamkeit jedoch am meisten beanspruchte, war die große Pistole mit dem dicken Schalldämpfer in der rechten Hand des Mannes. Er schwenkte sie hin und her und deckte dadurch beide Richtungen ab. »Wer von euch hat das goldene Kruzifix? Raus damit, dann werdet ihr leben.«

Ohne zu zögern zeigte Dale auf Henry.

Der Angreifer richtete den Lauf auf ihn. »Professor Conklin, ich möchte Sie nicht erschießen müssen.«

In diesem Augenblick verließ den Metallurgen der Mut. Da ihm der Schütze jetzt den Rücken zukehrte, rannte er los. Sein teures Schuhwerk verriet ihn jedoch, denn die harten Absätze knallten laut auf dem gewachsenen Linoleum. Der Angreifer drehte sich nicht einmal um, sondern richtete einfach die Pistole nach hinten und feuerte; der Knall wurde durch den Schalldämpfer abgeschwächt – der Effekt des Schusses allerdings nicht. Die Kugel prallte mit solcher Wucht auf Dale, dass es ihn von den Beinen riss und er mit dem Kopf voran zu Boden ging und noch eine gute Strecke weiterrutschte, bevor er liegen

blieb. Er hinterließ eine blutige Spur auf den weißen Fliesen. Einmal noch versuchte er, sich hochzuhieven, dann brach er erneut zusammen und eine dunkle Lache breitete sich unter ihm aus.

»Jetzt, Professor Conklin«, sagte der Erpresser und streckte die freie Hand aus, »das Kreuz, bitte.«

Bevor Henry hätte reagieren können, trat ein zweiter dunkel gekleideter Mann aus Joans Büro. Er warf einen Blick zu dem gestürzten Metallurgen hinüber, dann zum Schützen und sprach einige rasche Worte auf Spanisch, die Henry jedoch verstand. »Carlos, ich habe alle Papiere und Ordner vernichtet.«

Der Anführer, Carlos, sah den anderen Mann an und ließ ein wenig die Pistole sinken. »Und der Computer?«

»Die Festplatte ist vollständig gelöscht.«

Carlos nickte.

Henry nutzte die kurze Ablenkung, holte das Dominikanerkruzifix aus seiner Sakkotasche und ließ es in den umgekippten Putzeimer fallen. Nur Joan bemerkte es und ihre Augen weiteten sich vor Angst.

Carlos hob die Pistole und wandte sich wieder Henry zu. »Langsam verliere ich die Geduld, Professor. Das Kreuz, bitte!«

Henry stellte sich zwischen den Schützen und Joan und hielt ihm das Becherglas mit dem groben Kreuz darin hin. Er hoffte, Form und Farbe würden diese Diebe zum Narren halten, denn das uralte Relikt wollte er nicht hergeben.

Der Mann kniff argwöhnisch die Augen zusammen, nahm das Becherglas entgegen und hielt es vor sich. Die Pistole zeigte nach wie vor auf dieselbe Stelle, auf Henrys Herz.

Der Komplize des Schützen stellte sich neben ihn. »Ist es ...?«

Carlos ignorierte den Mann. Er starrte noch immer die Attrappe des Kreuzes an. Ein geflüstertes Gebet auf Spanisch floss ihm über die Lippen – ein Segen. Dann veränderte das

Kreuz im Becherglas seine Form und wurde vor den Augen des Mannes zu einer perfekten symmetrischen Pyramide.

Henry keuchte.

Der zweite Mann fiel auf die Knie. »*Dios mio!*«

Carlos senkte das Becherglas. Seine Hand zitterte. »Wir haben es gefunden!« Jubelnd wandte er sich den Gefangenen zu.

Henry wich zu Joan zurück, die heftig seine Hand umklammerte. Er merkte, dass er sich gewaltig verschätzt hatte. Die Diebe waren gar nicht hinter dem Dominikanerkreuz her gewesen, weil es aus *Gold* bestand, sondern weil sie den Verdacht gehabt hatten, dass es aus der *Substanz Z* gefertigt worden war. Henry hatte ihnen unabsichtlich genau das überreicht, was sie gesucht hatten. Wer waren diese Leute?

Carlos nickte zu Henry und Joan hinüber, aber seine barschen Anordnungen galten seinem Gefährten. »Bring sie zum Schweigen!«

Der zweite Mann stellte sich vor sie und zog seine eigene Waffe, die viel größer und furchteinflößender war als die des Anführers.

»Warten Sie!«, flehte Henry.

Der Mann beachtete ihn gar nicht, sondern richtete die Waffe auf ihn und schoss. In Henrys Brust explodierte ein Feuer und Joan kreischte auf. Er fiel auf die Knie und ließ ihre Hand los. Er sah gerade noch rechtzeitig auf, dass er mitbekam, wie der Mann seine Waffe zu Joan herumschwenkte.

»Nein!«, ächzte er und hob vergebens eine Hand.

Zu spät. Ein schallgedämpfter Schuss.

Joan presste die Hände auf die Brust und fiel. Sie sah Henry erstaunt an und schaute dann an sich herab. Er folgte ihrem Blick. Ihre Finger zogen einen gefiederten Pfeil zwischen ihren Brüsten hervor. Dann kippte sie nach hinten.

Henry blickte auf die eigene Brust hinab. Da war kein blutiges Einschussloch, sondern lediglich ein rot gefiederter, schmerzender Fleck. Betäubungspfeile?

Worte auf Spanisch waberten um ihn her. Der Effekt der Droge setzte ein.

»Bring die Leute jetzt rauf!«

»Was ist mit dem Toten?«

»Lass ihn im Büro liegen, zusammen mit der Leiche des Hausmeisters!«

Plötzlich schob sich Carlos' Gesicht vor Henry. Seine flackernden dunklen Augen waren so riesig, dass Henry glaubte, sich darin verlieren zu können. »Wir werden einen kurzen Ausflug machen, Professor. Angenehme Träume.«

Henry sackte in sich zusammen, doch kurz zuvor war ihm noch das winzige Silberkreuz aufgefallen, das an einer Kette um den Hals des Mannes baumelte. Ein solches hatte er zuvor schon einmal gesehen. Es war ein Ebenbild desjenigen, das er an dem mumifizierten Mönch entdeckt hatte.

Ein Dominikanerkreuz!

Bevor er über dieses jüngste Rätsel hätte grübeln können, riss ihn der schwarze Griff der Droge davon.

VIERTER TAG

Nekropolis

Donnerstag, 23. August, 7.45 Uhr
In den Höhlen
Anden, Peru

Sam erwachte auf dem steinigen Höhlenboden davon, dass ihn jemand mit dem Zeh anstieß. Was ist denn jetzt schon wieder? Er stöhnte protestierend, wälzte sich vom Feuer weg und entdeckte Norman neben sich, der in die dunkle Nekropolis hinausstarnte. Der Fotograf hatte die letzte Nachtwache gezogen. Obwohl die Fledermaushöhle zwischen ihnen und der Tarantelarmee lag, hatte niemand ein Risiko eingehen wollen.

»Was ist?«, fragte Sam erschöpft und rieb sich die Augen. Nach den Anstrengungen des vorherigen Tags und dem beinahe tödlichen Bad in dem eisigen Strom hegte er keinen anderen Wunsch, als einfach bloß einen weiteren halben Tag neben der Wärme der prasselnden Flammen zu verbringen. Trotz des schaurigen Brennstoffs roch es sogar ziemlich angenehm – fast wie verbrannter Zimt. Aus dem Innern des Feuers funkelte ihn ein verkohlter Schädel an. Sam streckte sich und richtete sich auf. »Warum hast du mich geweckt?«

Norman starrte weiterhin die schattigen Grabstätten der toten Inka an. »Es wird heller«, meinte er schließlich.

Sam runzelte die Stirn. »Wovon redest du? Hat jemand einen weiteren Scheit aufs Feuer geworfen?« Er sah zu den drei Mumienbündeln hinüber, die in der Nähe wie Brennholz aufgestapelt waren und darauf warteten, das Feuer zu nähren.

Norman fuhr herum; er hielt einen kleinen Apparat in der Hand – einen Belichtungsmesser. »Nein. Während meiner Wache habe ich ein paar Anzeigen überprüft. Seit fünf Uhr heute früh hat der Belichtungsmesser immer höhere Foot-Candle-Werte angezeigt.« In Normans Brillengläsern spiegelten sich

die Flammen. »Weißt du, was das zu bedeuten hat?«

Sam war zu müde, um in dieser Herrgottsfrühe einen klaren Gedanken fassen zu können, zumindest ohne eine Kanne Kaffee. Er setzte sich auf. »Spuck's schon aus!«

»Dämmerung«, erwiderte Norman, als würde das alles erklären.

Sam zeigte keine Reaktion.

Norman seufzte. »Du bist wirklich kein Morgenmensch, stimmt's, Sam?«

Inzwischen regten sich die übrigen auf ihren improvisierten Betten. »Was gibt's?«, fragte Maggie, breit gähnend.

»Rätselraten«, antwortete Sam.

Norman schoss ihm einen säuerlichen Blick zu, bevor er sich an die gesamte Gruppe wandte. »Mein Belichtungsmesser zeigt seit der Morgendämmerung immer höhere Werte an.«

Maggie richtete sich gerade auf. »Wirklich?« Sie sah über das Feuer hinaus auf die dunkle Höhle.

»Ich habe ein paar Stunden gewartet, um sicherzugehen, weil ich keine falschen Hoffnungen wecken wollte.«

Sam stand auf. Er trug lediglich seine Hose; seine Weste lag immer noch zum Trocknen am Feuer. Er hatte sie als Kissen benutzt. »Du willst doch nicht etwa sagen ...?«

»Vielleicht hat Norman Recht«, unterbrach ihn Maggie aufgeregt. »Wenn die Anzeigen im Verlauf des Morgens höher gestiegen sind, muss irgendwo Sonnenlicht eindringen.« Sie schlug Norman auf die Schulter und schüttelte ihn fröhlich. »Mein Gott, irgendwo in der Nähe muss es einen Ausgang geben!«

Ihre Worte sanken allmählich in Sams Bewusstsein. *Einen Ausgang!* Er ging zu den beiden. »Du bist sicher, dass der Belichtungsmesser nicht bloß ein Aufflammen des Lagerfeuers registriert?«

Jetzt kamen Ralph und Denal um das Feuer herum. Norman runzelte die Stirn. »Ja, Sam.« Er hob seinen Apparat hoch. »Er

empfängt ganz bestimmt Sonnenlicht.«

Sam nickte, zufrieden über die Fachkenntnis des Fotografen. Norman war kein Dummkopf. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er in die dunkle Höhle hinaus. Die Wände wurden vom Feuerschein gebadet, der zudem von der gewaltigen goldenen Statue im Stadtzentrum reflektiert wurde. Er betete darum, dass Norman die richtigen Schlüsse zog. »Dann suchen wir die Stelle, von wo das Licht kommt. Kann der Belichtungsmesser die Quelle aufspüren?«

»Vielleicht ...«, erwiderte Norman. »Wenn ich ihn vor den Fackeln abschirme und die Blende noch weiter öffne ...« Er zuckte mit den Schultern.

Ralph machte einen Vorschlag, ganz von sich aus. Nach den Strapazen des vergangenen Tags war sein altes Selbst zurückgekehrt. Nur seine Stimmung war noch etwas gedrückt. »Vielleicht könnten Norman und ich das Lager umrunden und herausfinden, wo die Anzeige am stärksten ist. Dann hätten wir eine Richtung, mit der wir anfangen können.«

Als der Fotograf nicht sofort reagierte, stieß ihn Sam an. »Norman?«

Der dünne Mann warf einen Blick auf die Mauer aus Finsternis am Rand des Feuers. Es sah nicht so aus, als gefiele ihm Ralphs Vorschlag, aber er stimmte schließlich widerstrebend zu. »Könnte klappen.«

»Gut.« Sam rieb sich die Hände und entwarf einen improvisierten Plan. »Während ihr auf Erkundung geht, werden wir das Lager abbrechen. Nehmt die Taschenlampen mit. Ihr könnt sie an- und abschalten, wenn ihr eure Anzeigen ablest. Aber seid vorsichtig, die Batterien bei der hier lassen allmählich nach.«

Ralph nahm die Taschenlampe und schaltete sie zur Überprüfung ein. »Wir werden aufpassen.«

Norman sah zum Feuer, dann wieder in die Dunkelheit. »Dann beeilen wir uns besser. Es lässt sich nicht vorhersagen,

wann das Sonnenlicht wieder verschwindet. Eine Wolke könnte schon ausreichen.« Seinen Worten zum Trotz zögerte er noch immer. Anspannung zeigte sich auf seinem Gesicht.

Sam bemerkte es. »Was stimmt denn nicht?«

Norman schüttelte den Kopf. »Schon gut. Ich habe bloß zu viele billige Horrorstreifen gesehen.«

»Ja, und?«

»Die Gruppe teilen. In Horrorfilmen ist das immer der Zeitpunkt, zu dem der Killer damit loslegt, die College-Schüler abzumurksen.«

Sam lachte. Er glaubte, der Fotograf hätte einen Witz gemacht – aber Norman lächelte nicht. Sams Gelächter erstarb. »Du glaubst doch nicht im Ernst ...«

Plötzlich krachte etwas Großes ins Feuer. Brennende Stofffetzen und Knochen schossen in die Höhe, stachen auf bloßer Haut und rutschten klappernd über den Felsboden. Rauch wallte auf und Dunkelheit drohte die Gruppe zu verschlingen, denn das Lagerfeuer flog auseinander. Glücklicherweise landete ein großes brennendes Stück auf den gestapelten Mumien in der Nähe und setzte sie in Brand, sodass sie wieder Licht hatten. An verschiedenen Stellen loderten kleine Feuer auf, die Schatten auf den Mauern der Grabstätten tanzen ließen.

Sam fuhr herum und zog Maggie hinter sich. Inmitten der Überreste ihres ersten Feuers lag ein großer viereckiger Stein, eindeutig ein behauener Granitblock aus einem der Gebäude. Er sah zur Decke. Dort oben gab es keinen überhängenden Sims, von wo aus der riesige Stein hätte herabfallen können.

»Das war kein Zufall«, meinte Ralph und sprach damit Sams Gedanken aus. Der Fußballspieler aus Alabama schaltete seine Taschenlampe ein, deren Strahl die Dunkelheit jenseits der Feuer durchbohrte.

»Holt die Gewehre!«, ordnete Sam an. »Sofort!«

Ralph nickte, warf Norman die Lampe zu und schnappte sich dann das Gewehr, das an der Felswand lehnte. Sam bückte sich

und hob die eigene Winchester auf, die neben seinem improvisierten Bett gelegen hatte. Maggie hielt sich eng bei ihm, Denal neben sich.

Abgesehen vom gelegentlichen Knistern und Knacken des Feuers, wenn getrocknete Knochen in der Hitze zerbrachen, war es totenstill. Dennoch spürte Sam überall ringsumher eine Bewegung. Schatten tanzten im Feuerschein, aber in einigen der Pfützen aus Finsternis wimmelte und wuselte es. Etwas war dort draußen und rückte näher.

»Geister kommen uns holen«, murmelte Denal.

Maggie legte dem Jungen tröstend einen Arm um die Schulter, doch niemand widersprach laut seinen Worten. Die ausgelebte Totenstadt, von Flammen bemalt und schwärend von huschenden Schatten, ließ sogar ihre schlimmsten Albträume möglich erscheinen.

Was sich jedoch in der Nekropolis regte, war weitaus entsetzlicher.

Normans Taschenlampe fing einen der umherschleichenden Eindringlinge in ihrem Strahl ein. Einen Herzschlag lang erstarrte das Wesen wie ein Reh im Licht von Autoscheinwerfern – aber das hier war kein Reh oder Rehbock. Es war so bleich wie die Albinotaranteln und stand auf zwei Beinen. Nackt, gekrümmt, stützte es sich beim Gehen auf die Fingerknöchel einer Hand, die zu einem langen, muskulösen Arm gehörten. Sams erster Gedanke war: ein Affe, aber die Kreatur war haarlos, sogar auf dem Schädel.

Sie zischte das Licht an – zischte die Gruppe an –, und riesige schwarze Augen verengten sich zu wütenden Schlitzern. Die Zähne waren spitz und scharf. Dann floh sie aus dem Licht und verschwand rascher in die Dunkelheit, als Sam es für möglich gehalten hätte.

Sie war so schnell gekommen und wieder gegangen, dass keiner aus der Gruppe Zeit für eine Bemerkung gehabt hätte. Sam hatte nicht einmal daran gedacht, das Gewehr zu heben;

auch Ralph nicht. Normans Arm bebte so heftig, dass der Strahl seiner Taschenlampe zitterte.

»Was war das, zum Teufel?«, flüsterte Maggie schließlich.

Sam legte seine Winchester an. Aus der Ferne hallten von überallher schwache Geräusche: Scharren auf Fels, ersticktes Zischen, gutturales Husten, sogar ein schrilles Jaulen, zweifellos eine Kampfansage. Es hörte sich an, als wären sie von einer riesigen Meute der Kreaturen umzingelt, aber die Akustik in der Höhle täuschte. Ralph wechselte einen Blick mit Sam. In den Augen des großen Mannes funkelte hell die Angst.

»Wer sind die?«, wiederholte Maggie.

»*Mallaqui*«, erwiderte Denal. Geister der Unterwelt.

»Und du hast gewollt, dass Ralph und ich allein da hinausgehen«, sagte Norman mit piepsiger Stimme. Seine Taschenlampe zitterte immer noch. »Lernen wir doch was von diesen Horrorstreifen! Von jetzt an bleiben wir zusammen.«

Niemand widersprach. Tatsächlich blieben alle stumm.

Aller Augen waren auf das dunkle Herz der Totenstadt gerichtet.

Henry erwachte und wünschte, er hätte es bleiben lassen. Sein Kopf schmerzte und pochte, als hätte jemand auf seinen Schläfen ein Schlagzeugsolo gespielt. Er hatte einen bitteren Säuregeschmack im Mund, der zudem völlig verklebt war. Er stöhnte, weil er zu mehr im Augenblick nicht in der Lage war. Mehrmals holte er tief Luft und konzentrierte sich auf seine Umgebung. Die einzige Beleuchtung kam von einem vergitterten Fenster hoch oben in der Rückwand des winzigen Raums.

Die Erinnerung an den Überfall auf den Gängen der Johns Hopkins kehrte allmählich zurück. Eine seiner Hände kroch über seine Brust und befragte eine empfindliche Stelle am Brustbein. Der gefiederte Pfeil war verschwunden. Langsam richtete er sich auf und entdeckte, dass er auf einem Bettgestell lag, dessen abgenutzte Matratze nur eine schlechte Polsterung

bot. Er trug immer noch dieselbe Kleidung – Jeans und ein graues Hemd. Nur sein Sportsakko von Ralph Lauren war verschwunden. Er warf eine dünne Decke beiseite und richtete sich vorsichtig auf.

Der Raum war spartanisch eingerichtet. Neben dem Bett standen die einzigen weiteren Möbelstücke – ein wurmstichiger Schreibtisch in der Ecke sowie ein Betschemel vor einem Holzkruzifix. Henry starrte zu dem Kreuz hinüber, dessen kirschrote Färbung sich deutlich vom weiß getünchten Putz abhob. Vor dem inneren Auge sah er das silberne Dominikanerkreuz, das vom Hals seines Angreifers herabgehangen hatte. Was ging hier vor, zum Teufel?

Er schwang die Beine vom Bett, was zur Folge hatte, dass es ihm den Bruchteil einer Sekunde lang in den Ohren klingelte und ihm schwarz vor Augen wurde. Er holte tief Luft. Zuvor jedoch war ihm ein starker, vertrauter Geruch aufgefallen, der von der zerrissenen Decke auf dem Bett aufstieg. Er hob sie an die Nase und schnüffelte. Lama. Von allen in südamerikanischen Ländern hergestellten Textilien hatte Lamawolle die schlechteste Qualität. Sie wurde lediglich von Bauern benutzt und selten exportiert.

Langsam dämmerte ihm die Erkenntnis. Südamerika?

Er erhob sich eilig. Einen Moment lang stand er etwas wackelig auf den schwachen Beinen, aber er gewann rasch seine Stärke zurück. »Nein, das ist unmöglich.«

Er trat zur einzigen Tür, die niedrig, aber stabil war, und probierte den Riegel. Natürlich verschlossen. Er machte kehrt und starrte zu dem hoch in der Mauer liegenden Fenster hinauf. Vögel sangen auf einem Baum in der Nähe und eine warme Brise ließ die Staubkörnchen im hereinströmenden Sonnenlicht tanzen. Es war zu hell. Henry spürte, dass dies nicht derselbe Tag war, an dem er mit dem Betäubungspfeil niedergeschossen worden war. Wie lange war er bewusstlos gewesen? Die schwache Brise roch nach Öl zum Braten und aus der Ferne

tönten schwach die Geräusche eines Markts herüber. Schrille Stimmen priesen auf Spanisch ihre Waren an.

Ihm sank der Mut, als er erkannte, was das alles zu bedeuten hatte. Er war entführt und außer Landes verschleppt worden. Ein weiteres Gesicht tauchte vor ihm auf: glatt herabfallendes, mitternachtsschwarzes Haar, strahlende Augen, volle Lippen. Er musste schlucken, als ihm einfiel, wie Joan den gefiederten Pfeil zwischen ihren Brüsten hervorgezogen hatte und auf dem Boden zusammengebrochen war. Wo steckte sie?

Besorgter um Joan als um sich selbst trat Henry zur Tür und hämmerte mit der Faust darauf ein, dass die Bretter im Rahmen bebten. Bevor er etwas hätte rufen können, öffnete sich ein kleines Guckloch oben. Dunkle Augen starrten ihn an.

»Ich möchte wissen, was ...!«

Das Guckloch schlug zu. Wenige Schritte entfernt folgte ein unterdrückter Wortwechsel, allerdings zu leise, um etwas zu verstehen. Jemand schien eilig zu verschwinden. Erneut hämmerte Henry an die Tür. »Lasst mich hier raus!«

Eigentlich hatte er keine Reaktion erwartet; er hatte lediglich seiner Enttäuschung Luft machen wollen. Daher war er regelrecht entgeistert, als er Antwort bekam. Eine Stimme rief ihm von weiter unten im Flur zu: »Henry? Bist du das?«

Eine Woge der Erleichterung erfasste ihn und kühlte sein heißes Blut etwas ab. »Joan!«

»Geht's dir gut?«, schrie sie zurück.

»Ja. Was ist mit dir?«

»Schlecht gelaunt, angewidert und stinkwütend.«

Allerdings hörte Henry aus ihren Worten auch jede Menge Angst heraus. Er wusste nicht, was er antworten sollte. Sich dafür entschuldigen, dass er sie in diesen Schlamassel hineingezogen hatte? Falsche Versprechungen bezüglich ihrer Rettung machen? Er räusperte sich und rief zurück: »Tut mir Leid ... war nicht viel mit dem zweiten Rendezvous, stimmt's?«

Ein lange Pause ... dann ein leises Kichern. »Hab's schon

schlimmer getroffen.«

Henry drückte beide Handflächen gegen die Tür. Er spürte ein heftiges Verlangen, Joan in die Arme zu schließen.

Plötzlich hörte er, wie sich draußen vor der Zelle jemand näherte. Joan musste es auch gehört haben, denn sie verstummte abrupt. Henry hielt den Atem an. Was jetzt? Eine harte, schroffe Stimme fauchte genau vor seiner Tür einige Worte. Vom Tonfall her ein Befehl, woraufhin ein Riegel quietschte und die Tür zu seiner Zelle aufschwang.

Henry wusste nicht, was er erwartet hatte, war jedoch verblüfft, als er draußen zwei Mönche in Kutten entdeckte. Sie hatten die Kapuzen zurückgeworfen und um ihre Hälse hingen Kruzifixe an geflochtenen Schnüren.

Er wich zurück, als sein Blick auf das Gesicht des größeren Mönchs fiel und er es wieder erkannte. Es war der Revolverheld aus der Johns Hopkins, derjenige namens Carlos. Wieder hielt der Mann eine Pistole in der Hand, diesmal allerdings ohne Schalldämpfer. »Seien Sie kooperativ, Professor Conklin, und Ihnen wird nichts geschehen.«

»W... wo bin ich? Was haben Sie mit uns vor?«

Carlos ignorierte ihn und gab stattdessen seinem Begleiter einen Wink. Der Wächter schlenderte den Flur entlang zu einer anderen Tür und schob dort den Riegel zurück. Er öffnete, brüllte etwas auf Spanisch und zog eine Waffe aus einem Schlitz in seiner Kutte. Er winkte mit der Mündung dem Insassen der Zelle, den Raum zu verlassen.

Vorsichtig kam Joan heraus und ihr Blick fiel sogleich auf Henry, der ihren Augen deutlich die Erleichterung ansah. Tränen glitzerten. Sie wischte sich brüsk übers Gesicht. Der Wächter musste sie nicht weiter drängen, damit sie zu Henry und Carlos hinüberging. Einen Moment lang glitt ihr Blick zur Waffe in der Hand des größeren Mannes, dann sah sie wieder Henry an. »Warum sind wir hier?«, flüsterte sie. »Was wollen sie von uns?«

Ehe Henry Antwort geben konnte, sagte Carlos: »Kommen Sie! Ihre Fragen werden Antwort finden.« Der große Mönch machte auf dem Absatz kehrt und führte sie den Flur hinunter. Der andere folgte, die Waffe in der Hand.

Joan ließ ihre Hand in Henrys gleiten. Er drückte sie und legte so viel Zuversicht in diesen Händedruck wie möglich. Wenn die Männer sie hätten töten wollen, hätten sie sie nicht unter Drogen gesetzt und hierher gebracht. Aber wo war ›hier‹? Und was wollten sie? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden.

Henry folgte Carlos. Er musterte die Kutte des Mannes, dessen Sandalen leise auf dem kopfsteingepflasterten Boden klapperten. Und warum diese verwerfliche Verkleidung?

Joan hielt sich schweigend an seiner Seite, während sie erst durch das Labyrinth aus Fluren und dann zwei Treppen hinaufgeführt wurden. Sie bewegte sich sehr steif. Unterwegs begegnete ihnen bloß ein weiterer Mönch, der die Kapuze übergestreift hatte und den Kopf gesenkt hielt. Ohne das Gesicht zu heben, trat er beiseite, um die Prozession vorüberzulassen. Henry vernahm ein gemurmelter Gebet, das dem Mann über die Lippen kam.

Er schaute sich um; der Mönch schritt weiter den Flur entlang. Entweder hatte er die Schusswaffen und die Gefangenen gar nicht bemerkt, oder sie waren ihm gleichgültig gewesen.

»Merkwürdig«, murmelte er.

Schließlich blieb Carlos vor großen Flügeltüren stehen, die auf Hochglanz poliert und gewachst waren. Afrikanisches Mahagoni, vermutete Henry, und teuer. Das Schnitzwerk auf den Türen zeigte eine Berggegend mit Dörfern, die über die Hänge verstreut waren. Henry erkannte sie wieder. Er hatte sie auf seinen Besuchen Perus oft gesehen. Es war eine wohl bekannte Region in den Anden.

Henry betrachtete stirnrunzelnd die Tür, während Carlos anklopfte.

Eine tiefe Stimme gab Antwort. »*Entrada!*«

Carlos stieß die Tür auf, deren Angeln gut geölt waren. Dahinter lag ein Raum, der ebenso gut aussah wie die Mahagonitüren. Ein mit Blattsilber und -gold verzierter und geschmückter Altar stand in der Ecke und ein kunstvoll gewebter Alpaka-teppich dämpfte das Geräusch von Henrys Schritten. Regale bis zur Decke, dicht zugestellt mit verstaubten Büchern, bedeckten zu beiden Seiten die Wände. In der Mitte des Raums stand ein gewaltiger Schreibtisch mit einem nicht so recht dazu passenden Computer in der einen Ecke.

Dahinter saß ein großer, etwas älterer, aber kraftvoll wirkender Mann, der sich jetzt erhob, wobei der Stuhl unter ihm quietschte. Neben seiner Größe schrumpfte sogar der Schreibtisch zusammen.

Doch Henry schenkte dem Mann und dem Raum keinerlei Beachtung. Die breiten Fenstern zogen seinen Blick auf sich. Dort draußen erhoben sich die Türme einer Kirche im Kolonialstil hoch über die Stadt. Erschüttert und mit offenem Mund sah Henry hin. Er hatte das charakteristische Gebäude sofort erkannt und war sich jetzt ganz sicher, wo er war – in Cusco, Peru. Das dort hinter den Fenstern war die spanische Kirche Santo Domingo, eine Dominikanerkirche, die auf den Ruinen eines Sonnentempels der Inka erbaut worden war.

Henry ließ seinen Blick über den Raum gleiten, in dem er sich zur Zeit aufhielt. Plötzlich dämmerte ihm, wo sie gefangen gehalten wurden. Die Mönche, die Aussicht, sogar die Gestalt, die hinter dem großen Schreibtisch stand und einen Willkommensgruß lächelte ...

O mein Gott!

Er trat vor und heftete seinen Blick schließlich auf den großen Mann, der ihn gefangen genommen hatte. Die Gesichtszüge waren eindeutig spanisch, fast aristokratisch. Er erinnerte sich an sein Gespräch mit dem Erzbischof von Baltimore. Der Bischof hatte versprochen, die Anfrage des Archäologen an

einen Kollegen, einen Dominikaner in Peru, weiterzuleiten. Henry fiel auch der Name wieder ein, den der Erzbischof genannt hatte. »Abt Ruiz?«, sagte er laut.

Der riesige Mann neigte den Kopf zum Gruß. »Professor Conklin, willkommen in der Abtei Santo Domingo.« Offenbar war es ihm gleichgültig, dass Henry ihn erkannt hatte. Abt Ruiz' Leibesumfang entsprach seiner Größe. Brustkasten und Bauch blähten seine Soutane und die schwarze Kutte mächtig auf. Eigentlich wirkte er nicht schlaff, sondern eher wie ein Mann, der einmal feste Muskeln gehabt hatte, dessen Gestalt jedoch mit zunehmendem Alter massig geworden war.

Henry sah seinem Widersacher ins Gesicht. Er hatte sich stets für jemanden gehalten, der einen Charakter gut einzuschätzen verstand, aber der Abt verwirrte ihn. Sein Benehmen war offen und freundlich. Mit seinem silbrigen Haar wirkte er wie ein netter Großvater. Aber wenn er die gegenwärtigen Umstände berücksichtigte, konnte diese Einschätzung wohl kaum weiter von der Wahrheit entfernt liegen.

Joan trat an Henrys Seite. »Du kennst diesen Mann?«

Henry schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich.«

Abt Ruiz winkte sie zu zwei Polstersesseln hinüber. »Professor Conklin und Dr. Engel, machen Sie es sich doch bitte bequem.«

Henry trat näher an den Schreibtisch heran. »Ich bleibe lieber stehen, bis ich einige Antworten erhalten habe.«

»Wie Sie wollen«, erwiderte der Abt mit einem verletzten Gesichtsausdruck. Er kehrte zu seinem eigenen Sessel zurück und ließ sich seufzend hineinsinken.

Joan stellte sich neben Henry. »Was wollen Sie eigentlich von uns, gottverdammt?«

Der Abt runzelte die Stirn und die aufgesetzte Wärme wich aus seinem Gesicht. »Dies hier ist ein geheiligter Ort unseres Herrn. Enthalten Sie sich bitte jeglicher Blasphemie.«

»Blasphemie?«, fragte Henry aufgebracht. »Ihr Mann da drüben hat einen Kollegen von uns umgebracht und uns an-

schließend unter Drogen gesetzt und entführt. Wie viele Gebote, geschweige denn internationale Gesetze, hat er verletzt?«

»Um weltliche Gesetze geben wir nichts. Bruder Carlos ist Soldat in der Armee des Herrn und steht über allen internationalen Regeln. Und um sein Seelenheil brauchen Sie nicht zu fürchten. Ihm wurde durch die heilige Beichte die Absolution erteilt, seine Sünden sind ihm vergeben.«

Henry sah finster drein. Sie hatten allesamt einen Dachschaten.

»Schön ...«, sagte jetzt Joan. »Alle Seelen sind gereinigt, getrocknet und gebügelt worden. Warum, *verflucht*, haben Sie uns entführt?«

Dem Abt standen weiterhin Zorn und Anspannung ins Gesicht geschrieben – der nette Großvater war längst auf und davon. »Aus zwei Gründen. Zum einen möchten wir mehr darüber erfahren, was Professor Conklin in den Ruinen in den Anden entdeckt hat. Zum zweiten wollen wir wissen, was Sie beide in den Staaten durch die Mumie erfahren haben.«

»Wir verweigern jede Zusammenarbeit«, erklärte Henry mit fester Stimme.

Ruiz spielte mit einem großen Siegelring an seiner rechten Hand, drehte ihn immer und immer wieder um den Finger. »Das wird sich noch zeigen«, meinte er kalt. »Unser Orden hat über die Jahrhunderte hinweg ein bemerkenswertes Geschick darin entwickelt, Zungen zu lösen.«

Bei den Worten des Mannes gefror Henry das Blut in den Adern. »Wer sind Sie?«

Ruiz schnalzte mit der Zunge. »Ich stelle hier die Fragen, Professor Conklin.« Der Abt zog eine Schublade auf, holte einen vertrauten Gegenstand hervor und stellte ihn auf seinen Schreibtisch. Es war das Becherglas mit der Substanz Z. Das goldfarbene Material hatte immer noch die Form einer Pyramide. »Wo genau haben Sie das hier gefunden?«

Henry sah den explodierenden Kopf der Mumie vor sich. Er spürte, dass er besser keine Lügen auftischen sollte, zumindest

so lange nicht, bis er ungefähr wusste, wie viel die anderen wussten. Dennoch hatte er nicht vor, die ganze Wahrheit preiszugeben. »Wir haben sie ... in Bruder de Almagros Besitz gefunden.«

Joan sah ihn scharf an.

Die Augen des Abts wurden größer. »Also war unser alter Kollege bei seiner Mission erfolgreich. Er *hat* die Quelle des *Sangre del Diablo* entdeckt.«

Henry zog die Brauen zusammen und übersetzte die Worte des Abts: »Das Blut des Teufels?«

Eine Weile musterte ihn Ruiz schweigend, dann legte er die Fingerspitzen vor sich aneinander und sagte langsam: »Ich habe das Gefühl, Sie wissen mehr, als Sie uns sagen, Professor Conklin. Und obwohl wir unsere Werkzeuge über die Jahrhunderte hinweg verfeinert haben, bin ich der Ansicht, dass schlichte Aufrichtigkeit Sie leichter zu uneingeschränkter Zusammenarbeit bewegen wird. Schließlich sind Sie ein Mann der Wissenschaft und der Historie ... und da mag Neugier die Oberhand behalten, wo Drohungen letztlich überhaupt nichts erreichen. Würden Sie mich bitte bis zum Ende anhören?«

»Als bliebe mir eine andere Wahl ...«

Abt Ruiz erhob sich wieder. Er nahm das Becherglas an sich und ließ es in den Falten seiner Kleidung verschwinden. »Alle Menschen haben einen freien Willen, Professor Conklin. Und der bringt uns Verdammnis oder Rettung ein.« Der Abt ging um seinen Schreibtisch herum und winkte dem Mönch namens Carlos, voranzugehen. »Zum Heiligtum!«, befahl er.

Henry fiel der entsetzte Ausdruck auf dem Gesicht des Mönchs auf, bevor Carlos nickte, sich auf dem Absatz herumdrehte, die Bürotür öffnete und sie hinausließ.

Immer der gute Soldat des Herrn, dachte Henry.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte Joan. Sie hielt sich erneut eng an Henry.

Sie traten in den Korridor, Ruiz ihnen zur Seite. »Ihnen die

Wahrheit enthüllen. In der Hoffnung, dass auch Sie entsprechend offen sein werden.«

»Die Wahrheit über *el Sangre del Diablo*?«, fragte Henry, der den Abt weiter ausquetschen wollte. »Woher haben Sie davon erfahren?«

Ruiz seufzte laut und wägte offenbar ab, ob er Antwort geben sollte. Schließlich sagte er: »Ursprünglich haben die spanischen Konquistadoren hier in Cusco das Metall entdeckt.« Der Abt wedelte mit der Hand. »Es ist in dem heiligen Sonnentempel der Inka gefunden worden.«

»Die Ruinen unter der Kirche Santo Domingo?«, fragte Henry. Als Erster hatte der Historiker Pedro de Cieza de Leon den Tempel als einen der reichsten an Gold und Silber beschrieben, der irgendwo auf der Welt zu finden sei. Selbst die Wände des Inkatempels waren mit zentimeterdicken Platten aus Gold bedeckt gewesen – bis ihn die Spanier geplündert und das Gebäude bis auf die Grundmauern niedergerissen hatten, um die Kirche ihres eigenen Gottes darauf zu errichten.

»Genau«, meinte Ruiz seufzend. »Vor seiner Zerstörung muss der Tempel einen wunderbaren Anblick geboten haben. Eine Schande, in der Tat.«

»Und dieses Blut des Teufels?«, hakte Joan nach. »Warum der Name?«

Sie erreichten ein Treppenhaus, das sich tief nach unten ins Herz der Abtei wand. Der Abt nahm die Stufen sehr langsam, weil ihm sein beträchtlicher Umfang Probleme bereitete. Er keuchte leicht beim Sprechen. »Die Inka hatten sehr anschauliche Namen für Silber und Gold – die Tränen des Mondes, der Schweiß der Sonne. Als die spanischen Eroberer von der Existenz dieses anderen Metalls erfahren haben und Zeugen seiner unirdischen Eigenschaften geworden sind, erklärten sie das Material für blasphemisch und benannten es ebenso anschaulich: *el Sangre del Diablo*. Das Blut des Teufels.«

Henry entdeckte, dass er in diese Geschichte hineingezogen

wurde. Das war sein Fachgebiet, aber davon hatte er noch nie etwas gehört. »Warum gibt es von dieser Entdeckung keine Aufzeichnung?«

Der Abt zuckte mit den Schultern. »Weil die Kirche eingeschaltet worden ist und mit den Eroberern einer Meinung war. Das Metall wurde untersucht, seine ungewöhnlichen Eigenschaften festgehalten und im Jahr 1542 verkündete Papst Paul III., dass es in den Augen des Herrn eine Abscheulichkeit darstellt – ein Werk des Satans. Die Dominikaner, die die Spanier begleitet hatten, konfiszierten sämtliche Proben und brachten sie zur Reinigung nach Rom. Alle schriftlichen Unterlagen über die Entdeckung des Metalls wurden vernichtet. Darüber zu sprechen oder zu schreiben hieß, mit dem Satan zu verkehren.« Der Abt warf einen Blick auf die Mauern, während sie Bruder Carlos folgten. »Mehrere Historiker haben sich diesem Dekret des Papstes widersetzt und sind deswegen verbrannt worden, in eben diesem Gebäude hier. Unser Orden trug die Last, das Geheimnis zu wahren.«

»Ihr Orden ... Sie sagen das immer so, als wären Sie kein Teil der katholischen Kirche.«

Ruiz runzelte die Stirn. »Wir sind zweifellos Teil der heiligen römischen Kirche.« Fast schuldbewusst sah der Abt beiseite. »Unglücklicherweise hat uns Rom so gut wie vergessen. Von einer Hand voll Männer im Vatikan abgesehen, kennt niemand mehr die wahre Mission dieses Ordens.«

»Die worin besteht?«, fragte Henry.

»Kommen Sie mit und Sie werden es mit eigenen Augen sehen«, erwiderte Ruiz ausweichend.

Sie hatten den untersten Absatz der langen Treppe erreicht. Henry schätzte, dass sie sich mindestens zwanzig Meter unter dem Erdboden befinden mussten. Eine Reihe nackter Glühbirnen erleuchtete den weiteren Weg. Henry besah sich die Wände und war überrascht davon, das charakteristische Werk der Inka zu erblicken – gewaltige Granitblöcke, die mit äußerstem Ge-

schick ausgeschnitten und aneinandergefügt worden waren.

Der Abt musste bemerkt haben, dass Henry die Hand über die Mauer laufen ließ. »Wir befinden uns jetzt unterhalb der Abtei. Wie die Kirche Santo Domingo ruht auch sie auf uralten Fundamenten der Inka. Diese Gänge stellen eigentlich die Verbindung zum Sonnentempel dar.«

»Dorthin gehen wir?«, fragte Joan. »Zu diesem Tempel?«

»Nein ... wir gehen zu einem noch erstaunlicheren Ort.«

Die Gruppe schritt durch das Labyrinth aus Gängen, nach wie vor angeführt von Carlos. Gelegentlich fiel Henry eine hölzerne Brücke auf, die offene Abschnitte im Steinboden überspannte. Anfangs schrieb er sie Bereichen zu, an denen das uralte Steinwerk der Inka Erdbeben oder schlichter Abnutzung zum Opfer gefallen war. Bei einer weiteren Überquerung einer dieser Brücken ging ihm allerdings auf, dass sie zu regelmäßig kamen und die Gruben zu quadratisch waren. Plötzlich hatte er einen Verdacht, wohin es ging.

»Das sind die Gruben!«, platzte es aus ihm heraus. Er starrte zurück in das Labyrinth aus vielfach gewundenen Gängen.

»Also haben Sie davon gehört?«, meinte Ruiz lächelnd.

»Die Gruben?«, fragte Joan.

»Ein unterirdisches Labyrinth. Ein Sündenpfuhl. Dort hinein haben die Herrscher der Inka ihre meistgehassten Feinde geworfen. Das Labyrinth war mit Fallgruben gespickt, die ihrerseits mit rasiermesserscharfem Feuerstein gesäumt waren. Hinzu kamen Skorpione, Spinnen, Schlangen und sogar verwundete Pumas, um die Gefangenen zu foltern.«

Joan musterte die Mauern. »Wie schrecklich ...«

»Es war eine der verrufensten Folterkammern der Inka. Die spanischen Eroberer haben ausführlich darüber berichtet. Sie wurde hier in Cusco vermutet, sollte jedoch längst zerstört sein.« Henry wandte sich an den Abt. »Offenbar ist dies nicht der Fall.«

An einer Biegung hielt Carlos inne. Er stand steif neben

einem kahlen Abschnitt der Steinwand, fast in Hab-Acht-Stellung. Er hatte die Augen zusammengekniffen und dem wütenden Ausdruck nach zu urteilen, war der Mönch mit der Entscheidung des Abts, die Gefangenen hierher zu bringen, ganz und gar nicht einverstanden.

Abt Ruiz trat neben Carlos. »Wir haben das Zentrum des Labyrinths erreicht. Das Heiligtum unseres Ordens.«

Henry sah den Korridor hinauf und hinab. Weit und breit sah er nur dicht aneinander liegende Granitblöcke und keinerlei Hinweis auf eine Tür.

Der Abt ging auf die nackte Wand zu und drückte seinen großen Rubinring auf eine kleine, in eine schattige Nische eingelassene Platte aus rostfreiem Stahl. Dann trat er zurück und hinter den Steinen ertönte das Knirschen eines Getriebes.

Henry spannte sich an, da er nicht wusste, was er zu erwarten hatte.

Plötzlich sank ein Abschnitt der Granitmauer langsam in den Boden. Durch den größer werdenden Spalt drang helles Licht, das nach den finsternen Gängen beinahe blendete. Mit einem letzten Ächzen verschwand der Mauerabschnitt gänzlich.

Schließlich hatten sich Henrys Augen an den Glanz gewöhnt und er starrte mit offenem Mund durch die Öffnung.

Joan neben ihm keuchte auf.

Vor ihnen erstreckte sich ein Raum, etwa so groß wie eine kleine Lagerhalle, dessen Wände völlig weiß waren und in dem es vor Stahl nur so blitzte. Ein Laboratorium nach dem neuesten Stand der Technik. Hinter den Scheiben und den luftdicht verschlossenen Türen arbeitete eine Legion von Gestalten in steriler Kleidung. Aus dem Labor erklang, gedämpft durch die Glaswände, Musik von Beethoven.

Henry warf einen Blick zurück in das steinerne Labyrinth der Inka und sah dann wieder auf das hochmodern ausgestattete Laboratorium. »Na gut, jetzt bin ich ganz Ohr.«

Der erwartete Angriff blieb aus. Eine volle Stunde war verstrichen, als Sam, das Gewehr im Anschlag, von dem großen Feuer wegtrat. Ringsumher stieg die düstere Totenstadt zu den schattigen Hügeln auf. Der Schein des Feuers fiel auf die Grabstätten in unmittelbarer Nähe. Nur die hoch aufragende Goldstatue in der Mitte der Stadt reflektierte die Flammen, eine Säule aus Helligkeit in der mitternachtsdunklen Höhle.

Nichts regte sich dort draußen.

»Vielleicht sind sie weg«, flüsterte Norman.

Sam war anderer Ansicht. »Sie sind immer noch da.«

»Es sind die Flammen«, meinte Maggie schließlich leise, jedoch in scharfem Tonfall, was den Blick der anderen kurzzeitig ablenkte, die angespannt die Totenstadt bewachten. »Sie haben den großen Felsbrocken in unser erstes Lagerfeuer geschleudert. Das war ein Versuch, es zu zerstören. Und der Stapel mit den anderen Mumien ist nur durch Zufall in Brand geraten. Wäre das Feuer völlig erloschen, wären wir alle jetzt tot.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Norman.

»Sie fürchten die Flammen«, erwiderte Sam, dem klar wurde, dass Maggie Recht hatte. Er betrachtete sie mit neu gewonnenem Respekt. »Es ist das Feuer, das sie zurückhält.«

Sie nickte. »Der, den wir gesehen haben, hatte keine Hautpigmente. Das heißt, er ist keine Kreatur des Sonnenlichts, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach ein Höhlenbewohner.«

»Aber *was* war es?«, fragte Ralph.

»Woher soll ich das wissen?«, fauchte Maggie. Die Anspannung machte alle ganz kribbelig. Sie zog Denal zu sich. Seine Augen waren geweitet vor Furcht. Echter wie abergläubischer. »Doch was es auch war, es war kein Geist. Kein *mallaqui*. Es war aus Fleisch und Blut. Ich weiß nicht so recht ... vielleicht eine Art haarloser Gorilla oder so.«

Ralph schüttelte den Kopf und legte sein Gewehr wieder an. Sam vermutete, dass der Arm des großen Mannes allmählich ebenso ermüdete wie sein eigener. »Es gibt keinerlei Berichte

über große Affen auf dem südamerikanischen Kontinent.«

»Aber viele Gebiete der Anden sind nach wie vor unerforscht«, konterte Maggie. »Wie diese Gegend hier.«

»Und er sah fast menschlich aus«, bemerkte Norman.

Sam hätte diesen Ausdruck nicht benutzt, um dieses missgestaltete, bucklige Wesen zu beschreiben, das sie im Strahl der Taschenlampe erwischte hatten. Erneut sah er das tierähnliche Gesicht mit den rasiermesserscharfen Fängen vor sich. Ganz eindeutig nicht menschlich.

»In der ganzen Welt berichten Leute davon, dass sie hoch in den Bergen merkwürdige, verborgene Kreaturen gesehen haben«, beharrte Maggie. »Die Sasquatch der Sierra, der Yeti des Himalaya.«

Ralph schnaubte. »Na prächtig. Und wir haben den abscheulichen Schneemenschen der Anden entdeckt.«

Im Lager setzte wieder Schweigen ein. Der Druck, der auf ihnen lastete, nahm ihnen die Lust zu reden. Es herrschte völlige Stille, abgesehen von dem gelegentlichen Knallen oder Knistern des Feuers. Nach einer Weile keimte in Sam die Hoffnung auf, dass Norman Recht gehabt hatte. Vielleicht waren die seltsamen Kreaturen verschwunden.

Dann bellte plötzlich etwas in den Tiefen der Höhlen scharf auf, dem ein gutturales Grunzen von überallher folgte.

Alle spannten sich an. Sam legte den Finger an den Abzug seiner Winchester.

»Die Einheimischen werden unruhig«, flüsterte Norman.

Die heiseren Rufe und das Geplapper schwollen an und schallten schließlich durch die gesamte Höhle. Es hörte sich an, als wären sie von hunderten der Kreaturen umzingelt.

Sam versuchte, mit dem Blick die Dunkelheit zu durchdringen. »Feuer hin oder her, vielleicht nehmen sie gerade all ihren Mut zusammen, uns trotzdem anzugreifen.«

»Was sollen wir tun?«, fragte Norman.

»Es gibt zwei Möglichkeiten«, erwiderte Sam. »Die eine:

Wir verkriechen uns in einer der Grabstätten. Zünden ein Feuer in der Nähe des Eingangs an und warten. Wehren sie ab, wenn sie angreifen.« Sam durchwühlte seine Tasche. »Ich habe vielleicht ein Dutzend Patronen. Und Ralph etwa dreißig.«

Maggie warf einen Blick zu dem schmalen Eingang eines der Gräber in der Nähe hinüber. Ihrem gequälten Ausdruck nach zu schließen, behagte ihr diese Idee ganz und gar nicht. »Da drin würden wir in der Falle sitzen. Wir könnten überwältigt werden, ohne eine Möglichkeit zur Flucht zu haben. Und ich fürchte, dass ihre Angst vor dem Feuer allmählich nachlässt.«

»Und was ist, wenn das Feuer erlischt?«, fragte Norman. »Wenn uns die Mumien ausgehen, während wir uns dort verstecken – wer geht dann raus und holt welche?«

Sam nickte zu ihren Einwänden. »Genau. Keine tolle Möglichkeit. Hier also die Alternative: Wir versuchen, einen Weg nach draußen zu finden. Und zwar mit Hilfe von Normans Belichtungsmesser. Der soll uns führen. Wir machen uns mit Waffen und Fackeln auf den Weg. Wenn sie Angst vor Feuer haben, können wir sie so vielleicht abwehren – zumindest lange genug, bis wir unsere Ärsche hier rausgebracht haben.«

Ralph stand da und horchte mit geneigtem Kopf auf das answellende Geheul. »Für was wir uns auch entscheiden, wir sollten es bald tun.«

»Wie ich zuvor schon gesagt habe, werden sie zuversichtlicher, weil wir nichts unternehmen«, meinte Maggie. »Aber wenn wir uns in Bewegung setzten und das Feuer mitnehmen, verscheucht sie das vielleicht wieder. Vielleicht ist diese Höhle auch ihre Heimat. Falls es ihnen nur darum geht, ihr Territorium zu verteidigen, greifen sie vielleicht gar nicht erst an, wenn sie merken, dass wir von allein verschwinden.«

»Das sind aber eine Menge Vielleichts«, gab Ralph zurück.

Maggie zuckte mit den Schultern. »Ich bleibe lieber in Bewegung, als mich hier zu verbarrikadieren. Ich halte es nicht für schlau, zu lange an einem Ort zu bleiben, und stimme fürs

Weitergehen.«

»Ich auch«, fügte Denal rasch hinzu. Seine Stimme war dünn und voller Angst.

Norman nickte. »Wir haben die Gastfreundschaft hier bereits überstrapaziert.«

Sam sah Ralph an.

Der große Ex-Footballspieler zuckte mit den Schultern. »Brechen wir das Lager ab.«

»Dafür bin ich auch.« Die einstimmige Entscheidung ermutigte Sam, doch er betete darum, dass es die richtige war. »Ralph und ich müssen die Arme für unsere Gewehre frei haben. Alle anderen greifen sich eine Fackel.«

Während die Bestien weiterhin quietschten und schrien, hielten Ralph und Sam ein wachsames Auge auf die Totenstadt gerichtet. Die anderen beeilten sich mit der Herstellung von Fackeln. Sie zogen eine weitere Mumie aus einer Grabstätte in der Nähe und brachen ihr die Gliedmaßen ab, je eine für Denal, Maggie und Norman.

Der Fotograf trat zurück und schwenkte ein mumifiziertes Bein. »Ich kenne die Redensart ›sich ein Bein ausreißen‹, aber so was hier ist wohl nicht gemeint.« Auf seinem Gesicht glänzte der Schweiß, hervorgerufen durch Anspannung und Strapazen. Er ging hinüber zum Feuer und setzte den Fuß der Mumie in Brand. »Etwas sagt mir, dass ich dafür noch in die Hölle kommen.« Er sah sich in der Nekropolis um. »Andererseits bin ich vielleicht schon da.«

Maggie und Denal achteten nicht weiter auf sein nervöses Geplapper, sondern folgten einfach seinem Beispiel. Bald hielt jeder eine brennende Gliedmaße in die Höhe.

»Für alle Fälle habe ich noch eine Ersatzfackel dabei«, sagte Maggie und zeigte mit dem Daumen auf den abgebrochenen Arm, der unter dem Riemen ihres Rucksacks hervorschaute. »Wir können noch welche einsammeln, wenn wir sie unterwegs brauchen.«

»Wenn es zum Äußersten kommt«, sagte Norman, »habe ich als letztes Mittel immer noch ein Stroboskopblitzlicht an meiner Kamera.«

»Dann machen wir uns auf den Weg«, meinte Sam. »Ich übernehme die Führung. Norman geht mit mir. Schließlich soll uns sein Belichtungsmesser führen. Maggie, kannst du deine Fackel und die Taschenlampe tragen?«

Sie nickte.

»Dann folgst du uns mit Denal. Ralph bildet die Nachhut. Wir durchqueren zunächst die Stadt. Wie wir wissen, gibt es hinter uns keinen Ausgang ... also bewegen wir uns am besten vorwärts.« Sam sah die anderen an. Niemand äußerte irgendwelche Einsprüche oder Gegenvorschläge. »Also los.«

Das Team setzte sich in Bewegung. Die Gassen zwischen den Grabstätten der Totenstadt waren breit genug, dass sie dicht beieinander bleiben konnten. Norman ging an Sams Seite und las die Anzeigen auf seinem Belichtungsmesser ab, den er mit seinem Körper vor dem Schein der Fackeln abschirmte. Maggie hielt sich auf der anderen Seite und richtete die Taschenlampe nach vorn. Denal ging neben ihr. Nur Ralph folgte Sams Anweisung: Er bildete die Nachhut und hielt ein Auge hinter sie gerichtet.

Sie wanden sich durch das Labyrinth aus Straßen und gingen auf die ferne Wand der Höhle zu. Maggies Feststellung von vorhin erwies sich als nicht ganz zutreffend. Der Höllenlärm erstarb zwar, also ließen sich die heulenden Kreaturen durch das wandernde Feuer sehr wohl beeindrucken – jedoch unglücklicherweise nicht so stark wie erhofft. Nach wie vor ertönten Schreie und Grunzer ringsumher, und was noch schlimmer war, die Rufe kamen näher.

Plötzlich ertönte hinter ihnen mächtiges Gewehrfeuer. Als Sam herumwirbelte, schlug ihm das Herz bis zum Hals. Die Winchester hielt er schussbereit. Ralph stand ein paar Meter hinter ihm und aus dem Lauf seiner Waffe rauchte es.

»Verdammt!«, schrie Sam, in dessen Ohren es nach dem gewaltigen Knall immer noch heftig klingelte. »Hast du was gesehen?«

Kopfschüttelnd sah Ralph zu der Nekropolis hinüber, die in tiefem Schatten lag. »Bloß ein Warnschuss. Ich habe mir gedacht, dass das Gewehr vielleicht ihre Aufmerksamkeit erregt, wenn sie sich vom Feuer nicht vollständig abschrecken lassen.«

»Mein Gott, ich habe fast einen Herzinfarkt gekriegt!«, rief Maggie aus. »Das nächste Mal warnst du uns vor.«

Mit einem dümmlichen Ausdruck auf dem Gesicht schaute Ralph zu ihr zurück. »Tut mir Leid. Ich musste bloß was tun. Diese Schreie machen mich total nervös.«

Norman war auf dem Felsboden in Deckung gegangen und erhob sich wieder. »Noch so 'ne Nummer und du bist mir eine frische Unterhose schuldig.«

Denal stand nach wie vor neben Maggie. »Mal hören«, meinte er. »Jetzt alles ruhig.«

Da das Klingeln in seinen Ohren allmählich nachließ, bemerkte Sam, dass der Junge Recht hatte. Wenn Ralphs überstürzte Handlung schon sonst nichts erreicht hatte, so hatte sie zumindest das Geheul beendet. In der Höhle war es totenstill geworden.

»Vielleicht haben sie Schiss bekommen und sind abgehauen«, meinte Norman hoffnungsvoll und staubte sich das Hinterteil seiner Hose ab.

»Darauf würde ich nicht zählen«, sagte Sam. »Also los!«

Das Team setzte seinen Weg in das Labyrinth aus Gassen und Straßen fort. Wer die Totenstadt auch entworfen hatte, er war kein großartiger Stadtplaner gewesen, dachte Sam. Nirgendwo war eine gerade Durchfahrt zu entdecken und viele Straßen endeten als Sackgasse. Anhand der Entfernung zur goldenen Statue in der Mitte schätzte er, dass sie nur sehr langsam vorankamen, im Schneckentempo. Sie mussten häufig

umkehren und auch anhalten, um nachzusehen, was der Belichtungsmesser anzeigte.

»Wir verlaufen uns noch hier drin«, beklagte sich Norman. Er hatte sich über das Gerät gebeugt und schirmte die Blende mit der hohlen Hand vor dem Fackelschein ab.

»Es muss einen Weg nach draußen geben«, widersprach Sam.

Die Gruppe wurde immer nervöser – nicht wegen des Geheuls oder sonstiger Anzeichen der Kreaturen, sondern weil die Stille allmählich an den Nerven zerrte. Ohne einen Anhaltspunkt dafür, wo die Bestien sich aufhielten, zuckte Sam bei jedem sich regenden Schatten oder jedem Kratzen auf Stein zusammen. Obwohl niemand etwas sagte, wussten alle, dass die Kreaturen nach wie vor dort draußen waren. Irgendein urchenlicher Instinkt warnte sie vor den versteckten Räufern – sie hatten das Gefühl, dass Augen sie anstarrten, dass jemand in der Dunkelheit atmete.

Während sie weitergingen, drückte sie die Stille immer stärker nieder. Keiner sagte mehr etwas; selbst Normans Nörgeleien hatten aufgehört. Sam sah zu den Höhen ringsumher auf und wünschte sich, das Heulen würde wieder einsetzen. Alles wäre besser als diese verdammte Stille.

Von oben ertönte Knurren und Gekreisch. Maggie richtete die Taschenlampe auf eine Grabstätte in der Nähe. Bleiche Gesichter starrten sie an. Riesige schwarze Augen reflektierten das Licht; ein klagendes Geschrei erschallte und scharfe Zähne wurden gefletscht.

»Zurück!«, schrie Sam und schob Denal und Maggie hinter sich.

Dann sprangen die Bestien über den Rand des Dachs auf sie zu.

Ralphs Gewehr dröhnte. Eine der missgestalteten Kreaturen verdrehte sich mitten in der Luft. Blut quoll aus der Wunde am Hals. Sie wirbelte herum und fiel krachend auf den Felsboden,

wo sie sich heulend hin und her wälzte.

Sam scheuchte die anderen über die Straße zurück. Er sah am langen Lauf der Winchester entlang. Eine der Kreaturen hob sich aus ihrem Versteck an der Straße. Zum ersten Mal hatte er einen guten Blick auf eine der Bestien. Sie war so bleich und haarlos wie die, die sie vorhin entdeckt hatten, jedoch dünner, ausgemergelter. Jede einzelne Rippe ließ sich durch die gespannte Haut erkennen. Sogar die Gliedmaßen bestanden lediglich aus bleicher Haut, Knochen und Sehnen. Aber es war ihr Gesicht, das Sam innehalten ließ. Es war leicht schnauzenförmig, wie bei einem Bären, und schien voller Fangzähne zu sein. Eindeutig ein Fleischfresser. Noch beunruhigender jedoch waren die riesigen schwarzen Augen. Sam spürte eine rudimentäre Intelligenz in ihrem Blick: Neugier, gemischt mit Wut. Eine tödliche Kombination.

Doch er erkannte auch Vorsicht. Die ausgemergelte Kreatur warf einen Blick auf ihren verwundeten Gefährten, der sich nach wie vor am Boden wand. Als sie sich wieder umdrehte, hatten sich ihre Augen zu wachsamen Schlitzern verengt.

Sie zischte ihn an. Dann verschwand sie so blitzschnell in einer Seitenstraße, dass sein Blick ihr nicht mehr folgen konnte. Sam konnte nicht einmal rechtzeitig das Gewehr herumreißen. Sie war wie ein schattenhafter bleicher Geist.

Verdammt, waren die Biester schnell!

Aus allen Öffnungen quollen jetzt andere aus ihrer Sippschaft hervor. Sie krochen aus schwarzen Fensterhöhlen, aus schmalen Eingängen. Als sie herankamen, bemerkte Sam feine Unterschiede zwischen ihnen. Einige waren kleiner, zwergenhafte Abbilder desjenigen, den er gerade genau betrachtet hatte. Andere waren dickleibiger. Einige hatten sogar etwas, das wie rudimentäre Schwingen aussah und dort hervorragte, wo bei einem Menschen die Schulterblätter gesessen hätten. Das Einzige, was alle gemein hatten, waren die durchdringenden hungrigen Augen und die durchscheinende Haut.

»Sam ... links!«, rief Maggie.

Er fuhr herum. Eine der Kreaturen, ein vierschrötiger Rüpel, der einen großen Ziegelstein über dem Kopf hielt, rannte auf O-Beinen auf sie zu.

Sam blieb ein Herzschlag zum Zielen. Jetzt leisteten ihm die in den Jahren der Fasanen- und Entenjagd erworbenen Fertigkeiten gute Dienste. Er nahm sein Ziel aufs Korn und drückte ab. Die Kugel traf die Bestie direkt in die Brust; die Wucht des Aufpralls brachte die Kreatur sofort zum Stehen. Sie taumelte, fiel auf ein Knie. Blut, so schwarz wie Öl auf der weißen Haut, sprudelte ihr die nackte Brust herab. Der Ziegel fiel zu Boden und der Körper der Bestie folgte rasch nach.

Ein weiterer Gewehrschuss lenkte Sams Aufmerksamkeit nach rechts hinüber. Ralph stand inzwischen nur noch wenige Schritte entfernt. Eine weitere Bestie brach auf dem Boden zusammen. Er wich zurück und winkte mit dem Arm. »Weiter, weiter!«

Wiederum warnte Sam ein Aufschrei, der jedoch diesmal nicht aus Maggies Kehle kam. Eine der gekrümmten Kreaturen, ein Weibchen mit pendelnden Brüsten so flach wie Pfannkuchen, stieß einen gutturalen Kampfschrei aus. In den bleichen Händen hielt sie hoch erhoben einen Knüppel.

Er wollte verzweifelt das Gewehr herumschwenken.

»Sam!«

Schneller, als er erwartet hätte, sauste der Knüppel auf ihn zu. Er wich einen Schritt zurück, war jedoch nicht schnell genug. Der Stock traf den Lauf der Winchester. Es klirrte laut, das Gewehr wurde ihm aus der Hand gerissen und fiel klappernd auf die Steine.

Sam schmerzte die Hand von dem Hieb. Begleitet von triumphierendem Kreischen ließ die weibliche Bestie ihren Knüppel kreisen und zielte auf seinen Kopf. Einmal aus dem Gleichgewicht geraten, konnte er sich nicht einmal wegducken.

Dann spürte er plötzlich einen heftigen Schmerz am linken

Ohr. Er jaulte auf, einerseits, weil es so wehtat, andererseits vor Überraschung.

»Sorry«, keuchte Maggie und schob ihre brennende Fackel an ihm vorüber der Angreiferin ins Gesicht.

Die Augen der Bestie weiteten sich vor Entsetzen. Augenblicklich wandelte sich ihr Triumphgeschrei zu einem Schrei der Angst. Der Knüppel fiel ihr aus den zitternden Fingern und sie schirmte das Gesicht mit einem Arm ab.

Maggie ging an Sam vorbei und stieß mit der Fackel zu.

Die Kreatur wandte sich ab, schoss davon, kletterte an der Seite einer Grabstätte hinauf und verschwand erneut mit unnatürlicher Schnelligkeit.

Mit grimmig gerunzelter Stirn drehte sich Maggie zu Sam. »Schnapp dir dein Gewehr!« Anschließend wandte sie sich Norman zu. »Die Fackeln benutzen!« Sie zeigte mit einem Arm zu Ralph hinüber, als ein weiterer Gewehrschuss durch die Höhle dröhnte. Der Schwarze war von allen Seiten umzingelt. »Hilf ihm! Ich bleibe bei Sam und Denal. Wir müssen uns beim Rückzug gegenseitig den Rücken frei halten.«

Norman rannte zu dem Ex-Footballspieler hinüber, der in einen Kampf verstrickt war, und verscheuchte zwei ungeschlachte Gestalten mit seiner brennenden Fackel. »Wohin zurückziehen?«, rief er.

»Irgendwohin. Nur weg!«, lautete Maggies Antwort.

Norman nickte, als würde ihm das reichen, und eilte zu der Rauferei, in deren Mittelpunkt Ralph stand. Weiteres Gewehrfeuer sowie eine geschwungene Fackel verschafften dem Schwarzen rasch etwas Luft.

Links hörte Sam Denal aufkeuchen. Er schwenkte sein Gewehr herum und sah den kleinen Quecha-Jungen vor drei kleineren Kreaturen zurückweichen, zwergenhaften Versionen derjenigen, die ihn selbst angegriffen hatten. Sie erinnerten an kleine Affen, als sie heranschlurften, wobei ihre Fingerknöchel über den Felsboden schleiften.

Sam zog Denal mit der freien Hand hinter seinen Rücken, hob dann das Gewehr, zielte auf die Kreatur, die am weitesten herangekommen war, und pustete ihr aus nächster Nähe den Kopf weg. Die Gehirnmasse bespritzte die anderen beiden, was sie innehalten ließ.

»Zurück!«, schrie Sam, als die verbliebenen beiden Kreaturen auf sie zukamen, und zog Maggie und Denal in eine Seitenstraße. Eine weitere hackte von einem Dach aus mit der Klaue nach Maggie, wurde aber durch einen Streich mit ihrer Fackel vertrieben.

Dann heulten die beiden Ungeheuer auf, die auf sie zu schlurften, und sprangen – jedoch nicht die Menschen an. Stattdessen stürzten sie sich auf ihren gefallenen Gefährten, rissen mit Zähnen und Klauen an ihm und gruben blutige Schnauzen in sein Fleisch.

Sam, Maggie und Denal setzten ihren Rückzug fort.

»Was sind das für Dinger, zum Teufel?«, murmelte Maggie entsetzt.

Darauf hatte Sam keine Antwort.

Immer mehr dieser Kreaturen wurden vom Geruch nach Blut angezogen und beteiligten sich an der Mahlzeit. Da keine Fackeln mehr in der Nähe waren, quollen sie aus jeder Nische, aus jedem schattigen Alkoven hervor, allesamt völlig ausgehungert. Welche dürftige Zurückhaltung diese Kreaturen bislang auch beherrscht haben mochte – sie endete bei dem Geruch nach frischem Fleisch und Blut.

Eine Stimme dröhnte lautstark um die Ecke: »Sam! Maggie!« Es war Ralph. »Wir kommen nicht mehr zu euch durch! Es sind zu viele!«

Sam sah sich das Gemetzel an. Die Kreaturen wurden jetzt nur noch von ihrer wilden Blutlust angetrieben und er befürchtete, dass das Feuer nicht mehr ausreichte, um sie abzuschrecken. »Versucht nicht, zu uns zu kommen!«, schrie er zurück. »Wir schlagen uns hier entlang weiter durch! Wir treffen uns

bei der Goldstatue!«

Weitere Schüsse knallten um die Ecke.

Maggie richtete ihre Taschenlampe nach hinten. Im Augenblick war der Weg frei. Die Bande wurde vom Festschmaus in der anderen Straße angezogen wie Motten vom Licht. »Beeilt euch!«, drängte sie. »Wer weiß, wie lange sich diese Scheißkerle mit dem zufrieden geben, was der örtliche Markt hergibt.«

Das musste man Sam nicht zweimal sagen. Eilig trieb er Denal und Maggie vor sich her die Gassen entlang. Blindlings rannten sie um jede Ecke, die auf die hoch aufragende goldene Inkafigur zuzuführen schien. Das Geschrei der Ungetüme ringsumher drängte sie weiter. Unterwegs lud Sam mit zittrigen Fingern sein Gewehr nach. Anschließend schulterte er es und holte wieder zu Maggie auf.

»Wie hältst du dich?«, keuchte er und biss die Zähne zusammen.

Sie warf ihm einen Blick zu. Ihr schweißnasses Gesicht war bleich im Fackelschein. »Ganz gut«, erwiderte sie. »Aber frag mich das noch mal, wenn wir nicht mehr rennen.«

Sam streckte die Hand aus und drückte ihr den Ellbogen. Er wusste, was sie meinte. Solange sie kämpften und davonliefen, wurde ihr tief sitzendes Entsetzen vom Adrenalin in Schach gehalten. Der wirkliche Schock über ihre Situation war noch nicht gänzlich in sie eingedrungen.

Maggie tätschelte Sam die Hand. »Ich bin okay.«

Er lächelte sie schwach an. »Wir kommen hier raus.«

Sie nickte – aber er wusste, dass sie ihm nicht unbedingt glaubte. Sie waren beide keine Narren. Die Kreaturen hier waren offensichtlich Raubtiere und Kannibalen. Ihrer bleichen Haut und den großen Augen nach zu schließen, waren sie seit Generationen Höhlenbewohner. Vielleicht seit Jahrtausenden. Sie vermehrten sich, mutierten ... wer wusste schon, was sie ursprünglich gewesen waren? Vielleicht die unbekannte Spezies

eines großen Affen, vielleicht sogar prähistorische Menschen. Aber falls es wirklich einen Weg heraus aus diesen Höhlen gab, warum waren ihn die Bestien dann nicht gegangen?

Sam grübelte über dieses Rätsel nach, damit ihn nicht die Panik überwältigte. Vielleicht hatte Denal Recht gehabt. Vielleicht waren diese Bestien *mallaqui*, Geister der Unterwelt. Wenn die Inka über diesen eingeschlossenen Stamm von Bestien gestolpert waren, hätten sie sie gut für Wesen des *uca pacha* halten können, der Ebene der Unterwelt. Hatten sie deshalb hier unten eine so ausgedehnte Totenstadt erbaut? Hatten sie geglaubt, diese Ungeheuer würden ihre Toten beschützen? Wenn man sich so ansah, wie sie Sams Gruppe angegriffen hatten, dann hatten sich die dämonenhaften Bestien als prächtige Wachhunde erwiesen.

Sam schüttelte den Kopf. Er hatte keine Ahnung, ob seine Schlussfolgerungen zutrafen. Ein kleiner Teil seiner selbst spürte, dass ein wichtiges Teil dieses Puzzles nach wie vor fehlte – also gäbe es im Moment keine weiteren Antworten.

Die drei rannten weiter. In der Ferne durchschnitt hin und wieder Gewehrfeuer das Jaulen und Kreischen; untrügliches Anzeichen für Ralphs und Normans Anwesenheit auf der anderen Seite der Totenstadt. Aber es kam so selten, dass Sam jedes Mal aufs Neue erschrak, wenn es in der Höhle widerhallte.

»Hoffentlich ist ihnen nichts passiert«, keuchte Maggie nach einer weiteren Salve. Sie lehnte sich an einen Fenstersims, um wieder zu Atem zu kommen.

»Sie werden's schon schaffen. Mit Ralphs Stärke und Normans Verstand kann doch gar nichts schief gehen, oder?«

Maggie nickte. Sie beugte sich vor und spähte um die nächste Ecke. »Mein Gott, da ist es!«, sagte sie und trat vor. Sie winkte Sam und Denal, sie sollten ihr folgen.

Sam trat um die Ecke und starrte die nächste Straße hinunter. Sie war lang und gerade – die erste Allee in dem verdammten Labyrinth. Am anderen Ende der Straße, die von Grabstätten

gesäumt war, erkannte er den Sockel der riesigen Statue. Aus solcher Nähe gesehen handelte es sich eindeutig um einen Inkakönig, einen Sapa Inka, ebenso wie bei demjenigen, der den geheimen Zugang zu den Höhlen bewachte. Die Skulptur stand mit erhobenen Armen da und ihre Handflächen berührten die ferne Decke, als würden sie diese stützen.

Denal hing die Kinnlade herab, während er hinüberschaute.

»Es ist derselbe König«, meinte Maggie. Sie hob ihre Taschenlampe. Die Statue musste mindestens zwanzig Stockwerke hoch sein.

Sams Blicke folgte dem Lichtstrahl. Unter einer gefiederten und mit Troddeln gesäumten *lautu*-Krone blickte der König auf sie herab. Auf dem Gesicht mit den aristokratischen Zügen lag ein leicht finsterer Ausdruck. »Du hast Recht. Es war wohl der Sapa Inka, der das Volk der Moche besiegt hat, die Erbauer der vergrabenen Pyramide. Ich wette, auf diese Art und Weise wollte er der Bergzitadelle seinen Stempel aufdrücken.«

Maggie reckte den Hals. »Kein Freund subtiler Methoden, dieser Bursche.«

»Na ja, dann stellen wir uns ihm mal vor.« Sam ging mit schnellem Schritt voran, nach wie vor auf der Hut vor Angriffen durch die Bewohner der Nekropolis. Obwohl er sein Gewehr schussbereit hielt, schien diese Straße tatsächlich ausgestorben zu sein. Keine Krabbelgeräusche. Das schrille Geheul in weiter Ferne.

Sam beeilte sich. Er wollte gern, dass es so blieb.

Die Straße war erheblich länger als erwartet. Die Höhe der Statue hatte die Entfernung wesentlich geringer erscheinen lassen. Auch wurden die Grabstätten zu beiden Seiten des Wegs bedeutend größer, während die drei auf den zentralen Platz zuliefen, was ihre Augen zusätzlich täuschte.

Schließlich zwangen ihre erschöpften Beine sie dazu, ihr Tempo zu drosseln.

Maggies Taschenlampe spielte über die Verzierungen dieser

kunstvoll gearbeiteten Mausoleen. Einige waren vier Stockwerke hoch und zeigten Muster aus Gold und Silber, reich verziert mit Rubinen und Smaragden. Allerlei Fabelwesen – Drachen, geflügelte Leoparden, Zwitter aus Mensch und Tier – schmückten die Fassaden. Maggie ließ einen Finger über ein kompliziertes Mosaik laufen, das eine zeremonielle Prozession darstellte. »Das hier müssen die Grabstätten der *kapak* sein, der höheren Klassen«, sagte sie unter heftigem Keuchen.

Sam nickte. »Versammelt zu Füßen ihrer Gottheit, des Sapa Inka. Sieh mal, wie er die Handflächen hält! Ein weiteres Symbol dafür, dass ihr König eine körperliche Verbindung zwischen der oberen Welt und dieser hier ist.«

Schließlich gab es keine Grabstätten mehr. Nun erstreckte sich der Platz vor ihnen bis zu den goldenen Füßen der Statue. Sam schaute hinauf. Sie reichte wirklich bis zur Decke der Höhle. »Donnerwetter ...«

Maggie war weniger beeindruckt. Sie hielt der Statue den Rücken zugekehrt und starrte zu der dunklen Totenstadt hinüber. In der Ferne ertönte sporadisch das Geheul der Bestien. »Was sind diese Bestien, zum Teufel?«, murmelte sie.

Sam trat zu ihr. »Ich hab keine Ahnung. Aber sie besitzen meiner Ansicht nach eine rudimentäre Intelligenz. Ein paar benutzen zum Angriff Werkzeuge. Steine und Knüppel.«

»Ist mir aufgefallen. Aber da waren auch noch die Dickeren«, meinte Maggie. »Hast du die bemerkt?«

Stirnrunzelnd hob Sam sein Gewehr. »Ich bin reichlich damit beschäftigt gewesen, sie auf Distanz zu halten.«

»Na ja, stimmt. Die anderen haben bloß mit Zähnen und Klauen gekämpft. Es hat fast so ausgesehen, als wäre die Bande in vier verschiedene Klassen aufgeteilt. Jede hatte ihre bestimmte Funktion und ihre bestimmten Fähigkeiten.«

»Wie bei den Bienen? Arbeiter, Drohnen und Königin?«

»Genau. Zunächst mal waren da diese Dünnen, Hageren.«

»Ja, einen von denen habe ich gesehen. Sie sind flink wie

Schimpansen.«

»Hast du bemerkt, dass die nie in den Kampf eingegriffen haben?«

»Ja, jetzt, wo du es sagst. Sie kamen als Erste und hingen dann einfach so am Rand herum.« Sam warf Maggie einen Blick zu. »Meinst du, sie sind so eine Art Kundschafter?«

Maggie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht.«

Schweigend grübelte Sam über ihre Theorie nach. In Gedanken ließ er erneut die Schlacht vor sich ablaufen. »Was ist mit diesen Dingen, die wie Pitbulls ausgesehen haben? Die sich von den Flammen nicht abschrecken ließen?«

»Eine weitere Klasse. Ist dir aufgefallen, dass sie keine Genitalien haben?«

»Dahin habe ich nun wirklich nicht geschaut. Aber wenn sie geschlechtslos sind, dann weiß ich, worauf du hinauswillst – Drohnen.«

Maggie nickte. »Unfruchtbare Arbeiter von beschränkter Intelligenz. Ihre Furchtlosigkeit war vielleicht eher auf Dummheit als auf Tapferkeit zurückzuführen. Aber wer weiß?«

»Und die mit den Waffen?«, fragte Sam. »Die Größeren mit den Muskeln und den unheimlichen rudimentären Schwingen? Lass mich raten! Soldaten.«

Maggie schüttelte den Kopf. »Oder vielleicht bloß Arbeiter. Ich weiß nicht. Aber hast du den riesigen Burschen gesehen, der sich im Hintergrund gehalten und anscheinend Befehle gebrüllt hat? Der ist bestimmt so eine Art Anführer der Bande. Einen größeren als ihn habe ich nicht zu Gesicht bekommen.«

»Das sind ziemlich viele Schlussfolgerungen und Vermutungen für einen einzigen flüchtigen Blick.«

»Das hat uns dein Onkel beigebracht. Extrapolieren. Die winzigen Splitter eines alten Volks nehmen und daraus eine Zivilisation konstruieren.«

»Dennoch wäre ich ohne weitere Informationen ziemlich in Verlegenheit, wenn ...«

Plötzlich zupfte Denal an Sams freiem Arm.

Sam sah ihn an.

Denal starrte in die dunkle Totenstadt hinaus. »Mister Sam, ich höre keine Gewehrschüsse.«

Sam drehte sich um, ebenso Maggie, deren Stirn tief gefurcht war. »Denal hat Recht«, sagte sie. »Wir haben schon eine ganze Weile kein Gewehrfeuer mehr gehört.«

Sam musterte die Nekropolis und suchte nach einem Hinweis auf Norman und Ralph. Immer noch schallten Schreie über die dunkle Stadt hinweg. »Vielleicht sind sie ihnen entkommen.«

Maggie drehte sich langsam im Kreis und durchsuchte die Grabmale. Von dieser Stelle aus stieg die Totenstadt in jede Richtung an. Sieben Gassen lagen wie Speichen in dem Labyrinth aus Gräbern. »Ich kann da draußen nirgendwo Normans Fackel erkennen.«

Sam stellte sich neben sie. Schweigend. Wo waren sie? Hatte es sie erwischt? Die Furcht um seine Freunde zog ihm den Magen zusammen.

»Sie müssen irgendwo da draußen sein«, sagte er leise. »Sie müssen.«

Von einer Meute der Bestien gehetzt duckten sich Norman und Ralph durch den niedrigen Eingang einer Grabstätte. Ein modriger Gestank sowie Zimtgeruch erfüllte den vollgestopften kleinen Raum und unterstrich zusätzlich die unangenehme Enge. Draußen wimmerten und knurrten bleiche, ausgehungerte Kreaturen.

Um sie vom Eingang zu vertreiben, schwang Norman die lodernde Fackel, die inzwischen bis zum Knie des mumifizierten Beins abgebrannt war. Bislang hielten die Flammen, so klein sie waren, die Biester in Schach. »Mach schon, Ralph«, bettelte Norman und riskierte einen Blick nach hinten, wobei ihm seine Brille die schweißnasse Nase hinunterrutschte.

Weiter im Innern der Grabstätte kämpfte Ralph mit dem

Gewehrschloss. »Gottverdammtes wertloses Stück Scheiße!«, fluchte er. »Noch immer verklemmt.«

»Na, dann entklemm es!«, schrie Norman.

»Was meinst du eigentlich, was ich hier tue, zum Teufel?« Ralph versuchte es jetzt mit Gewalt. Die Muskeln in seinen kräftigen Armen traten hervor, aber ohne Erfolg. Als er aufsaß, reichte sein Gesichtsausdruck als Antwort aus.

»Mist, verdammter.« Norman stach mit seiner Fackel auf ein bleiches Gesicht ein, das zu nahe gekommen war. Wimmernd verschwand die ekelhafte Visage. »Was jetzt? Mir geht das Bein aus!«

»Warte mal!« Hinter ihm ertönte ein Rascheln, dann wurde etwas angehoben. Norman wagte nicht, sich umzuschauen. Die Bestien wurden kühner und griffen mit der Hand nach der Fackel. Offenbar machte ihnen das Feuer immer weniger Angst. Da tauchte Ralph neben ihm auf und sagte mit angestrengter Stimme: »Aus dem Weg!«

Norman trat beiseite und der große Mann ließ ein Bündel auf die Schwelle fallen – eine getrocknete Mumie in Fötusposition. »Anzünden!«, befahl Ralph.

Norman hielt seine Flamme an die trockene wollene Bandage. Rauch wallte auf und füllte den engen Raum. Die hellen Flammen erblühten auf dem mumifizierten Leichnam wie das Licht der Erlösung. Noch mehr Rauch erfüllte die Kammer und brannte Norman in den Augen. Er hustete laut.

»Zurück!«, warnte Ralph und trat dann das brennende Bündel durch den Eingang. Es rutschte nach draußen und blieb, wesentlich heftiger brennend, genau vor der Schwelle liegen.

Die Kreaturen zerstreuten sich quietschend wie aufgeschreckte Schweine.

Norman wich einen Schritt zurück und seufzte erleichtert. Das sollte ihnen etwas Luft verschaffen. »Kriegst du das Gewehr wieder hin?«

»Keine Ahnung. Da klemmt eine Kugel fester im Lauf als

Scheiße in den Gedärmen. Ich krieg sie nicht los.« Kopfschüttelnd starrte Ralph in die Flammen. »Uns bleibt bloß die Hoffnung, dass die anderen das Feuer sehen und uns holen kommen.«

»Aber woher sollen sie wissen, was das Feuer zu bedeuten hat! Dass wir nämlich in der Tinte stecken. Was ist, sollen wir versuchen, um Hilfe zu schreien?«

Ralph warf einen Blick zurück. Auf seinem Gesicht zeigte sich Hoffnungslosigkeit. Er schüttelte den Kopf. »Würde nichts bringen. Die Akustik hier schleudert den Ruf einfach nur durch die Gegend.« Ralph sah Norman an. »Aber ich bin weiter offen für jede brillante Idee.«

Norman nagte an der Unterlippe, drehte sich langsam um die eigene Achse und suchte zwischen den Tonwaren und den Gaben für die Toten nach einer Lösung. »Ich glaub, ich *habe* eine brillante Idee!«, rief er aus, reichte seine Fackel an Ralph weiter und wühlte dann in seiner Bereitschaftstasche, die er über den Rücken geschlungen hatte. Er holte das Blitzlicht hervor und hielt es hoch. »Eine richtig *brillante* Idee.«

»Und zwar?«

Norman winkte die Frage beiseite. »Ich muss zu diesem Fensterschlitz da hoch.« Er zeigte auf einen schmalen Spalt in der Ziegelmauer knapp unterhalb der Decke, der zwar viel zu klein war, als dass die Bestien hätten hindurchkommen können, aber für sein Vorhaben absolut ausreichend. »Ich brauche jemanden, der mir hoch hilft. Wie stark bist du?«

Ralph runzelte die Stirn. »Ich könnte vier halbe Portionen wie dich hochstemmen.«

»Eine wird's tun.« Norman stellte seine Tasche auf den Boden. »Geh am besten in die Hocke!«

Ralph kauerte sich hin und half Norman, vom Knie auf seine Schulter zu steigen.

»Jetzt hoch!«, sagte Norman, kniete sich auf Ralphs Schultern und hielt sich dadurch im Gleichgewicht, dass er eine

Hand auf Ralphs Kopf legte.

Der Schwarze stieß heftig die Luft aus, richtete sich gerade auf und schob Norman hoch bis zur Decke. Sobald er sicher stand, zischte er Norman zu: »Beeil dich mit dem, was du vorhast!«

Norman zog sich am Fensterbrett hoch und spähte hinaus. Er hatte bis zu der goldenen Statue freie Sicht. Perfekt.

»Beeilung!«, sagte Ralph von unten.

Norman spürte ihn unter sich wackeln. Er hielt sich am Fensterrahmen fest, um nicht zu fallen. »Ruhig da unten, großer Junge!«

»Mach schon! Du bist nicht so leicht, wie du aussiehst!«

»Willst du damit etwa andeuten, ich bin fett?«, meinte Norman und tat so, als wäre er beleidigt.

»Jetzt reicht's, Klugscheißer. Das ist überhaupt nicht komisch.«

»Alle sind gegen mich«, brummelte Norman. Er zog sein Blitzlicht aus der Westentasche, hielt es hoch und ließ das helle Licht im Morserhythmus aufflammen – dreimal kurz, gefolgt von dreimal lang, zum Schluss erneut dreimal kurz. Dann wartete Norman ein paar Sekunden und wiederholte das Signal.

Das weiß glühende Licht blendete stark, als es von den umgebenden Mauern der Grabstätten reflektiert wurde. Norman blitzte ein letztes Mal sein Signal und schaltete dann sein Gerät ab. Er wollte die Birne schonen. Drei Signalfolgen mussten ausreichen.

Mit einem letzten Blick auf die goldene Statue, die so quälend nah erschien, ließ sich Norman zurückfallen.

»Was hast du da getan?«, fragte Ralph, als Norman ungeschickt herabsprang. Er rieb sich die schmerzenden Schultern.

»Einen Notruf abgesetzt.« Norman schob das Blitzlicht wieder zurück in seinen Rucksack. »Das gute alte SOS.«

Ralph warf einen Blick zum Loch hinauf. »Schlau«, murmelte er.

»Gern geschehen«, erwiderte Norman, stolz auf seinen genialen Einfall. Er richtete sich auf und schlang sich die Tasche um die Schulter. »Jetzt muss bloß noch jemand mein Signal gesehen haben.«

Plötzlich spürte Norman, dass etwas an seinen Haaren zerrte. Er zog den Kopf ein und schlug zu; sein Handgelenk traf etwas Festes. Mit einem Aufschrei wälzte er sich zur Seite und fuhr herum.

Eine der Kreaturen schlug fortwährend durch das hohe offene Fenster nach ihm. Norman wich zurück. Ein höhnisch grinsendes Gesicht tauchte mit gebleckten Zähnen kopfunter in der Fensteröffnung auf und knurrte sie beide an. Anscheinend hatte Normans schlaue Tat tatsächlich jemanden angezogen – nur leider nicht diejenigen, auf die er gehofft hatte.

»Scheiße!«, flüsterte Norman.

Vom Dach her ertönte jetzt ein Kratzen und Scharren, als würden hunderte von Krähen dort entlanglaufen. Einer der Granitsteine in der hinteren Ecke des Dachs verschob sich plötzlich geräuschvoll um mehrere Zentimeter.

Norman und Ralph fuhren entsetzt herum und starrten den Spalt in der Steindecke an. »Sie dringen gewaltsam ein!«, stöhnte Ralph.

»Wie stark sind die eigentlich, verdammt noch mal?«

»Wenn genug da draußen sind, können sie diese Grabstätte hier möglicherweise in Stücke reißen.«

Das Kratzen von Klauen schallte ebenso wie das unheilvolle Knirschen von Steinen durch die hohe schmale Kammer.

Norman trat zurück und sah dann zu ihrem einzigen Ausgang hinüber. Die Flammen der brennenden Mumie versperrten ihnen den Weg. Sie saßen in ihrer eigenen Falle.

»Ich und meine brillanten Ideen«, stöhnte er.

Maggie entdeckte als Erste Normans Blitzlicht. »Da drüben!«, schrie sie und lenkte Sams und Denals Aufmerksamkeit auf

sich. »Mein Gott, sie sind am Leben!« Vor einem Augenblick war ihr mitten im Labyrinth aus Grabstätten ein roter Schein aufgefallen. Zunächst war sie sich nicht sicher gewesen, ob sie es waren. Jetzt allerdings schon!

Sam schlenderte zu ihr. Ebenfalls auf der Suche, hatte er den Sockel der Statue umrundet. »Wo?«

Wie zur Antwort explodierte eine weitere Serie von Blitzen über der Totenstadt. Gar nicht so weit entfernt, am Ende einer der Gassen, die vom zentralen Platz wegführten. »Sie müssen Probleme haben«, meinte Sam.

»Wie kommst du darauf?«, fragte Maggie, deren Hochstimmung allmählich in Besorgnis übergang.

»Das ist ein alter Morsecode. Ein SOS-Signal.«

Maggie sah zur dunklen Nekropolis hinüber. »Was sollen wir jetzt bloß tun?«

Sam warf ihr einen Blick zu. »Ich muss ihnen helfen. Wenigstens muss ich's versuchen.« Erneut flammte das Blitzlicht auf und erlosch. »Sie stecken irgendwo fest.«

Denal hob seine Fackel ein wenig höher und sagte: »Ich auch gehen.«

»Und ich bleibe nicht allein hier zurück«, meinte Maggie. »Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Also los!« Sie wollte schnurstracks zu der Gasse laufen, die fast direkt zu ihren Kommilitonen zu führen schien, als eine Hand sie zurückzog.

»Nein«, sagte Sam. »Du und Denal, ihr bleibt.«

Maggie fuhr herum und schüttelte seine Hand ab. »Den Teufel werd ich tun! Ich werde mich nicht auf deinen verfluchten Chauvi-Scheiß einlassen, Sam.«

»Das verlange ich auch nicht von dir. Aber wenn ich es schaffe, die anderen zu befreien, werden wir davonrennen müssen wie aufgeschreckte Karnickel vor einem Rudel Wölfe. Wir brauchen einen Platz zum Verstecken.« Sam ging wieder zu der Statue, hob sein Gewehr und klopfte mit dem Kolben gegen den goldenen Fußknöchel. Es ertönte ein dumpfes Klirren.

»Sie ist hohl«, meinte Maggie erstaunt.

»Und ein gutes Versteck«, sagte Sam. »Bei meinem Rundgang habe ich auf der anderen Seite einen Eingang entdeckt. In der linken Ferse der Statue.« Sam griff an seine Taille, zog den goldenen Dolch hervor und streckte Maggie den Griff hin. »Du musst dieses Schloss knacken, bevor ich mit den anderen zurückkomme.«

Maggie übernahm den Dolch – und damit auch die Verantwortung. »Mein Dad war in seiner Jugend ein erfolgreicher Einbrecher ... hoffen wir mal auf eine genetische Prädisposition.«

Sam lächelte sie an. »Ich hatte schon immer den Verdacht, dass was Kriminelles in dir steckt.«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Ich krieg diese verdammte Tür auf. Hol du einfach die anderen her.« Sie hielt ihm ihre Fackel hin. »Und sei vorsichtig.«

Er trat näher, um die brennende Fackel entgegenzunehmen. In deren Licht sah sie die Entschlossenheit in seinen Augen. Als er die Fackel nahm, ruhte seine Hand kurz auf der ihren. »Du auch«, sagte er und seine Stimme klang eine Spur heiserer. Einen weiteren Atemzug lang zögerte er.

Maggie hob ihm das Gesicht entgegen. Für kurze Zeit glaubte sie, er würde sie küssen, aber dann machte er einen Schritt rückwärts.

»Ich geh jetzt besser.«

Sie nickte. Irgendwo tief in ihrem Innern, an einer Stelle, an der sich selten etwas regte, spürte sie Enttäuschung und sie wandte sich ab, um ihre Gefühle nicht zu verraten. »Mach keine Dummheiten«, bat sie ihn dringend.

»Ich sehen keine Blitze mehr. Sie haben aufgehört«, meinte Denal, der einen Schritt entfernt stand.

Sam fuhr herum ... der zerbrechliche Moment, den er und Maggie miteinander geteilt hatten, erlosch wie zerstreute Holzscheite. Er musterte die Nekropolis. »Das hat sicher nichts Gutes zu bedeuten«, sagte er leise.

»Beeil dich, Sam!«

Der Texaner nickte und richtete sein Gewehr auf die Höhlendecke. »Legt euch die Hände über die Ohren!«

Sie und Denal gehorchten, aber sogar mit den fest auf die Schläfen gepressten Handflächen war der Schuss ohrenbetäubend laut.

Nachdem es in den Ohren nicht mehr klingelte, senkte Sam das Gewehr. »Hoffentlich wissen Ralph und Norman jetzt, dass die Kavallerie unterwegs ist.«

Maggie runzelte die Stirn, als Sam die Gasse hinabging.

Und die Kreaturen werden es auch wissen, dachte sie mürrisch.

»Das war bestimmt Sam!«, sagte Ralph. »Er muss dein Signal gesehen haben!«

Norman musterte die Platten über ihnen. Nach dem einzelnen Gewehrschuss waren wieder bleiche Finger aufgetaucht, die an dem Granit zerrten und zogen und den Spalt um einige weitere Zentimeter verbreiterten. Schwarze Augen starrten auf die beiden Männer herab, die unten in der Falle saßen. Norman stach mit seiner Fackel auf die Gesichter ein, was die Kreaturen jedoch kaum zu beeindrucken schien. Die Decke war zu hoch. Sie wichen einfach zurück und kehrten dann um.

»Sam wird's nicht rechtzeitig schaffen«, murmelte Norman. »Es sei denn, es gelingt uns irgendwie, diese Dachratten zu verjagen.«

Ralph wandte sich vom Eingang ab. »Ich habe eine Idee.«

Norman sah, wie er den Munitionsgurt von der Schulter nahm. »Wegen dem verklemmten Gewehrschloss haben wir hierfür ohnehin keine Verwendung mehr.« Er hielt den Lederriemen mit über zwanzig intakten Patronen hoch und ging dann zum Eingang.

Allmählich dämmerte Norman, was Ralph vorhatte. »Das könnte hinhalten.«

»Auf die Weise können wir uns vielleicht auch einen Weg nach draußen sprengen.« Ralph warf den Gürtel in die Flammen. Es dauerte einen halben Herzschlag lang, dann explodierten die ersten Patronen spuckend und knatternd wie Popcorn in einer Bratpfanne. Die Mumie wurde völlig zerfetzt und die einzelnen Teile verstreuten sich über den gesamten Felsboden.

Die Bestien oben flohen quietschend vor dem Krach und der Kaskade aus brennendem Schutt. Norman trat näher an den Spalt heran, um sicherzustellen, dass sie wirklich auf und davon waren. Er hob seine Fackel zur Decke hoch und grinste. »Es klappt ...«

»Zurück!«, brüllte Ralph.

Plötzlich brannte es in Normans Bein wie Feuer. Er ließ die Fackel fallen und sank zu Boden. Pfeile des Schmerzes schossen bis in seinen Unterleib hinauf. Kurz öffnete er den Mund zu einem lautlosen Schrei, dann trat ein schrilles Wimmern über seine Lippen: »SchschscheeeeeiiiißßBeee ...«

Ralph eilte sofort zu ihm und zog ihn zu der schattigen Mauer zurück. »Gott verdammt, Norm, was hast du dir denn dabei gedacht?«

Norman war nicht in der Stimmung für eine Diskussion über seinen Fehler. Er biss die Zähne gegen den Schmerz zusammen und starrte sein rechtes Bein hinab. Etwas Feuchtes quoll am Knie durch seine Khakihose. Der Raum fing an, sich zu drehen.

»Du bist von einem Querschläger erwischt worden«, erklärte Ralph und zog sich das Hemd aus. »Warum hast du die Dekkung verlassen?«

Norman stöhnte und winkte mit einem Arm zu dem Spalt in den Deckenplatten hinauf. »Ich wollte sichergehen – oh, zum Teufel! –, ich hab nicht nachgedacht.« Während Ralph vorsichtig die Wunde untersuchte, spannte sich Normans Gesicht an. »Zwar ist es nicht so, als hätte ich als Kind Hände voller Patronen ins Lagerfeuer geworfen, aber ich schätze, mit meiner mili-

tärischen Ausbildung hätte ich es besser wissen sollen.«

»Der Querschläger hat wohl keine Hauptader erwischt«, meinte Ralph. »Sonst würde es nur so aus dir raussprudeln, aber dein Knie ist beim Teufel. Ich werde einen festen Verband anlegen müssen, um es zu stützen und den Blutverlust zu stoppen.« Er nahm sein Hemd, das aus dickem Flanellstoff bestand, und riss es in Streifen. Er berührte Normans Bein. »Das wird wehtun.«

»Dann tun wir's lieber *nicht*«, sagte Norman säuerlich und schnitt eine Grimasse.

Ralph sah ihn stirnrunzelnd an.

Norman seufzte und winkte ihn näher zu sich. »Ja gut, mach weiter. Tu's einfach.«

Nickend nahm Ralph sein Bein und bog es gerade. In Normans Knie explodierte ein Schmerz, als wäre eine Stange Dynamit darin hochgegangen. Schlimmer noch war aber das Übelkeit erregende Knirschen von Knochen auf Knochen. Norman keuchte und Tränen traten ihm in die Augen. »Weißt du eigentlich, was du da tust?«

Ralph arbeitete unbeirrt weiter, ungeachtet Normans Qualen. Er wickelte die Streifen seines Flanellhemds mehrmals um Normans Knie, vom Oberschenkel bis zum Schienbein. »Dahmals, an der Uni in Alabama, haben sich Footballspieler andauernd die Knie ruiniert. Wenn schon sonst nichts, so weiß ich wenigstens, wie man in aller Eile einen Stützverband anlegt.« Ralph zurrte den Verband fest.

Norman ballte die Hände zu Fäusten; er wand sich leicht. Es fühlte sich an, als hielte etwas mit riesigen Klauen sein Knie umklammert. Dann war es vorüber.

Sein Peiniger verzog sich rasch. »Das sollte dafür sorgen, dass du nicht stirbst.«

Norman wischte sich die Tränen aus den Augen. Der Schmerz ließ nach. »Klasse gemacht, Doktor.«

Ralph musterte ihn einen Augenblick mit Sorgenfalten in der

Stirn. Schließlich warf er einen Blick zurück zum Eingang. Dort war alles ruhig. Die Patronen waren längst im Feuer zerplatzt. »Jetzt die schlechte Nachricht. Wir müssen hier raus. Mein Kunststück wird diese Ungeheuer nicht lange fern halten.«

Norman sah hinaus. Teile der zerfetzten Mumie glommen draußen vor der Schwelle, während etwas weiter entfernt immer noch Flammen auf dem Felsboden hochzuckten. Aber wenigstens war der Ausgang wieder frei. Er nickte und hob einen Arm. »Hilf mir auf!«

Ralph erhob sich und zog Norman mit einem seiner muskulösen Arme vom Boden hoch.

Norman schnappte heftig nach Luft und achtete sorgfältig darauf, sich nicht allzu sehr auf das verletzte Bein zu stützen. Sobald er stand, legte er sein Gewicht vorsichtig auf eine Ferse und wägte ab, wie viel Druck sie aushalten konnte. In seinem Bein pochte es schmerzhaft, aber dank des Stützverbands blieb sein Knie unbeweglich. Er humpelte ein paar Schritte, wobei er sich schwer auf Ralphs Schulter stützte.

»Schaffst du's?«

Norman sah auf. Schon bei dieser kleinen Anstrengung war ihm der Schweiß auf die Stirn getreten. Das ständige Pochen im Bein machte ihn ganz benommen. Er lächelte Ralph gequält an. »Bleibt mir eine andere Wahl?«

Oben rührte sich etwas. Es krabbelten wieder Klauen über den Stein. Eine der Bestien schien sich dort versteckt zu haben und sich jetzt, da es in den Straßen wieder ruhig war, davonschleichen zu wollen. Die beiden Männer standen wie versteinert da und horchten, warteten, bis sie sich sicher waren, dass die Bestie sich tatsächlich verzogen hatte. Volle zehn Sekunden lang herrschte absolute Stille.

Länger wollten sie nicht warten. Wo eine der Kreaturen war, mochten andere bald folgen. »Machen wir den Abflug«, meinte Norman.

Ralph hob die Fackel vom Boden auf. Er fächelte die Scheite, bis sie heller brannten, und stellte sich dann neben Norman. »Stütz dich auf meine Schulter!«

Norman widersprach nicht, hielt Ralph aber eine Sekunde zurück. Einen Moment lang war seine Stimme ernst. »Wenn wir in Schwierigkeiten geraten ... lass mich zurück.«

Ralph gab keine Antwort.

Norman drückte die Schulter des größeren Mannes fester. »Hast du mich verstanden?«

»Auf das Geschwätz von Blödmännern höre ich nicht.« Norman schob Ralph voran. Stolpernd gingen sie gemeinsam zur Tür. Norman redete ununterbrochen weiter, um sich von seinen Schmerzen abzulenken. »Ich sage ja nicht, dass du mich diesen Ungeheuern als Köder vorwerfen und dich dann vom Acker machen sollst. Ich sage bloß ... lass uns praktisch denken! Wenn wir in Schwierigkeiten geraten, lass mich in einem Versteck zurück und nimm die Beine in die Hand! Mach doch mal Gebrauch von deinen Ex-Footballspieler-Beinen!«

»Darüber reden wir, wenn's so weit ist«, brummte Ralph. Er half Norman durch die niedrige Tür.

Die beiden traten vorsichtig auf die Straße. Überall waren brennende Tuchfetzen verstreut. Es sah aus wie nach einer Straßenschlacht. »Die Show war heftiger, als ich erwartet hätte.«

»Hat aber wenigstens dazu beigetragen, diese Viecher zu verscheuchen«, meinte Ralph.

Norman blickte die Straße auf und ab. Ralph hatte Recht. Von den Ungeheuern war nicht die geringste Spur zu entdecken. »Gott sei Dank.« Für den Augenblick waren sie in Sicherheit.

»Los!«, sagte Ralph. »Machen wir, dass wir hier weg kommen!«

»Wie Sie meinen, Boss.«

Ralph ging los, Norman im Schlepptau. Ihr Tempo war langsam, aber stetig. Bald hatten sie die glimmenden Überreste der Mumie hinter sich gelassen. Nur eine kleine Pfütze aus Licht,

die der Fackelstummel warf, zeigte an, dass sie vorankamen. Norman hatte seine Taschenlampe herausgeholt und hielt sie bereit, falls nötig jeden Nachzügler mit dem blendenden Licht zu verschrecken. In einminütigen Abständen ließ er eine rasche Folge von Blitzen aufflammen, um Sam oder einem der anderen, der ihnen vielleicht folgte, anzuzeigen, wo sie sich gerade befanden.

Natürlich zeigten die Lichtblitze auch den Höhlenbestien ihren jeweiligen Standort an, aber das war ein kalkuliertes Risiko. Wegen Normans Verletzung benötigten sie Hilfe, und zwar bald.

Erneut richtete Norman sein Gerät zur Decke und ließ eine Serie blendender Blitze aufflammen. »Ich komme mir vor wie ein gottverdammtes Glühwürmchen.«

Ralph runzelte die Stirn, als Zeichen, dass sie lieber den Mund halten sollten. Sie gaben auch so schon eine gute Zielscheibe ab.

Norman quittierte den unausgesprochenen Tadel ebenfalls mit einem Stirnrunzeln, verbiss sich jedoch einen Seitenhieb. Er wusste, dass Ralph immer nervöser wurde. Der große Mann blieb jetzt immer wieder stehen und warf rasche Blicke über die Schulter zurück, als würde er spüren, dass ihnen etwas folgte.

Bis auf das fortwährende Pochen im Kopf hörte Norman überhaupt nichts. Dennoch wusste er, dass Ralph sich in einer Hinsicht irrte. Wenn sie verfolgt wurden, dann nicht wegen ein paar geflüsterter Worte. Norman sah sich sein Bein genau an. Blut sickerte langsam zwischen den Falten des Verbands heraus. Da es hier weiter kein Licht gab, waren die übrigen Sinne der Bestien wohl umso schärfer ausgeprägt. *Ich bin eine Mahlzeit auf der Flucht*, dachte Norman düster.

Schweigend gingen sie weiter auf die goldene Statue zu. Es erfolgte kein weiterer Angriff, aber es war seltsam still geworden. Nur gelegentlich ertönte von irgendwoher aus den Tiefen

der Höhle ein Geheul. Ralph musste die Schultern immer fester gegen Normans Griff stemmen.

Schließlich wurde Norman langsamer. Mittlerweile fühlte sich seine Schädeldecke wie zwei Nummern zu klein an und er setzte seine Schritte immer unsicherer. »Ich muss mich ausruhen«, flüsterte er.

»Jetzt schon?«, zischte Ralph, während er mit weit aufgerissenen Augen seine Umgebung musterte.

Norman ließ Ralphs Schulter los und hüpfte zu einer Grabstätte in der Nähe. »Nur einen Moment.«

Mit finsterem Gesicht hielt Ralph die Fackel dicht an Norman. Die Enttäuschung des großen Mannes verwandelte sich in Sorge. »Scheiße, Norman, du siehst aus wie ausgekotzt.«

»Schön. Genauso fühle ich mich nämlich auch.« Norman ließ sich an der kühlen Steinmauer herabgleiten und setzte sich auf seine vier Buchstaben.

Ralph kauerte sich neben ihn und blickte erneut forschend die Straße entlang. »So weit kann's nicht mehr sein.«

Norman biss sich auf die Unterlippe und sprach dann die Worte aus, die er während der vergangenen paar Minuten nicht hatte aussprechen wollen. »Ralph, du musst allein weiter.«

Ralph schüttelte den Kopf – allerdings nach einem leichten Zögern, wie Norman bemerkte. »Ich kann dich hier nicht zurücklassen.«

»Doch, das kannst du.« Norman zwang sich dazu, so munter wie möglich zu klingen. »Ich werde in dieses Grab kriechen, mich an seinen Bewohner schmiegen und darauf warten, dass du diesen Texaner mit seiner großen Büchse holst.«

Seufzend überlegte Ralph. »Vielleicht ...« Er stand auf. Er ging sogar einen Schritt davon. Dann drehte er sich plötzlich wieder um. »Scheiß drauf! Du hast mich da am Fluss nicht im Stich gelassen und jetzt lasse ich dich auch nicht im Stich!« Ralph hielt ihm seine Fackel hin. »Nimm sie!«

Norman ergriff die brennende Fackel. »Was hast du ...?«

Ralph beugte sich herunter und hob Norman mit beiden Armen hoch. Sein Protestgeschrei ignorierte er. »Ich werde deinen Arsch hier raustragen, wenn's sein muss.«

Einen Moment lang drehte und wand sich Norman und gab dann nach. »Lass mich runter ... wenn du so entschlossen bist, halte ich noch ein bisschen länger durch.«

Ralph ließ ihn auf den Boden sinken und zischte ihm ins Ohr: »Ich will nichts mehr davon hören, von wegen, ich soll dich im Stich lassen.«

Norman grinste. Im Grunde war er erleichtert, dass Ralph sich nicht auf seinen Vorschlag eingelassen hatte. »Und ich dachte, es wäre dir egal.«

Ralph zog finster die Brauen zusammen. »Jetzt setz bloß deinen Arsch in Bewegung!«

Norman hüpfte einen Schritt voran, während ihn Ralph stützte. »Hoffentlich hast du Recht, dass es zur Statue nicht mehr weit ist.« Er setzte einen weiteren schmerzhaften Schritt und bemerkte, dass Ralph zögerte. Zwar umklammerte er noch immer Normans Oberarm, folgte ihm aber nicht.

Einen kurzen Augenblick lang krallte sich Ralphs Hand fester in seinen Arm, dann entspannte sie sich wieder.

Norman wandte sich um. »Worauf wartest du?«

Ralphs Hand fiel schlaff von Normans Schulter herab. Er betastete schwächlich seinen dicken Hals. Auf seinem Gesicht zeigte sich Unglauben. Blut strömte ihm über die Finger. Der große Schwarze streckte Norman die andere Hand entgegen und sagte gurgelnd: »L... lauf!«

Norman war außerstande, sich zu rühren. Wie hypnotisiert starrte er den aus weißen Knochen geschnitzten Speer an, der wie ein Zweig seitlich aus dem Hals seines Freundes ragte.

Ralph fiel schwer auf die Knie. »G... Gott verdammt! Lauf!«

Hinter ihm erhob sich eine bleiche Kreatur auf spindeldürren Gliedmaßen. Ihr Verfolger hatte sein Versteck verlassen. Riesige schwarze Augen starrten Norman an. Dann hob die Bestie

einen zweiten Knochenspeer und sprang auf ihn zu, hoch über Ralphs Rücken hinweg.

Norman tänzelte rückwärts, war mit seinem verletzten Bein jedoch zu langsam. Mit erhobenem Speer warf sich die Bestie auf ihn.

Norman duckte sich und wappnete sich gegen den Aufprall.

Doch da brüllte Ralph auf einmal wütend, sprang vor und packte den Fußknöchel der Kreatur mitten im Flug: ein Line-man, der einen Pass auffing. Er riss die Bestie von Norman herab, schwang die überraschte Kreatur durch die Luft und knallte sie gegen die Mauer neben sich.

Der Schädel der Bestie zerschmetterte wie eine Eierschale.

Aber ebenso, wie ihr Widersacher in sich zusammenbrach, tat es auch Ralph. Er fiel hart auf den Boden, zu schwach, um den eigenen Sturz abzufangen.

Ungeachtet der Schmerzen eilte Norman an seine Seite. »Nicht bewegen! Ich hole Hilfe! Sam kann nicht weit sein.«

Glasige Augen erwiderten seinen Blick. Leer.

Normans Hand zuckte zurück. Ralph war bereits tot. Norman kroch zurück und Tränen verschleierten ihm den Blick.

Ringsumher schallte erneut das Geschrei der Bestien durch die Höhle. Weitere Verfolger. Sie hatten frisches Blut gerochen und ihr mörderischer Hunger trieb sie voran.

Norman drückte die Stirn gegen den kühlen Stein und holte mehrmals tief Luft. Er war zu müde zum Laufen, zwang sich aber dennoch, aufzustehen. Er würde nicht zulassen, dass Ralph sich für nichts und wieder nichts geopfert hatte. Den Blick auf seine Leiche gerichtet, stand er unsicher da, die Fackel in der Hand.

Er machte auf dem Absatz des gesunden Beins kehrt. Nur drei Meter entfernt hockte eine weitere der elenden Kreaturen: vierschrötig, mit dicken Armen und gebeugtem Rücken. Sie knurrte ihn an.

Seine Augen wurden schmal vor Wut. Er hob seine Fackel

hoch in die Luft. »Du Bastard!«, kreischte er. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt und zitterte am ganzen Leib. Sein ganzer Hass und seine ganze Trauer legte er in diesen Schrei, während ihm Tränen die Wangen herab liefen.

Die Bestie bekam ganz große Augen, wie ein erschrockenes Reh. Zweifellos war sie überrascht von dieser ungewöhnlichen Reaktion ihres verwundeten Opfers. Völlig aus der Fassung gebracht, wich sie kriechend zurück und humpelte dann eine Seitenstraße entlang.

Normans Aufschrei endete in einem erstickten Schluchzen. Er wischte sich das Gesicht, schob die Brille höher die Nase hinauf und humpelte weiter. »Jetzt läuft mir besser keiner von euch mehr über den Weg! Ich bin nämlich verdammt schlecht drauf.«

Maggie kniete neben der hohen schmalen Tür, die in die Ferse der riesigen Statue eingelassen war. Sie bestand aus Silber, war etwa einen halben Meter breit und zwei Meter hoch und ging fast nahtlos in die Goldwände über. Es überraschte Maggie, dass Sam sie überhaupt entdeckt hatte.

Während Denal mit seiner Taschenlampe leuchtete, steckte sie erneut die Spitze des goldenen Dolchs in den schmalen Schlitz in der Mitte der Tür. Er musste ein Schlüsselloch sein, aber egal, was sie auch versuchte – das Schloss ging nicht auf.

»Miss Maggie«, sagte Denal leise. Der Strahl der Lampe zitterte. Sie sprachen selten und wenn, dann nur flüsternd, denn sie hatten Angst, die Jäger dort draußen auf sie aufmerksam zu machen. »Mister Sam sein lange weg.«

Sie stellte sich Sam vor, der allein durch die Nekropolis schlich, und hämmerte frustriert gegen die unnachgiebige Oberfläche. »Das weiß ich, Denal!«, zischte sie. Abgesehen von einem Geschosshagel, der sich angehört hatte wie ein asthmatisches Maschinengewehr, sowie einem einzelnen Aufschrei hatte es kein Anzeichen dafür gegeben, dass sich außer

den Kreaturen noch jemand dort draußen rührte.

Der Junge murmelte kleinlaut eine Entschuldigung.

Mit einem Seufzer lehnte sich Maggie zurück und legte sich den Dolch in den Schoß. »Ich wollte dich nicht anfauchen, Denal. Ich bin diejenige, die sich entschuldigen sollte. Es ist nur ... es ist nur so, dass ich dieses verdammte Ding nicht aufkriege und sie rechnen mit mir.« Maggie war den Tränen nahe.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter.

Selbst diese tröstende Geste brauchte lange, bis sie bei ihren strapazierten Nerven ankam. Schauernd atmete sie tief ein und zwang sich, wieder ruhiger zu werden. Sie sah zu Denal auf und tätschelte ihm die Hand. »Ich danke dir.« Sie sah dem Jungen in die angsterfüllten Augen und widmete sich dann wieder der Tür. »Tut mir Leid, Denal, dass ich dich in diesen Schlamassel hineingezogen habe.«

»Nicht Leid tun. War meine Entscheidung. Wollte Gil nachspionieren. Wollte Ihnen helfen. Meine Mama, bevor sie gestorben, sie sagen, ich müssen anderen helfen. Tapfer sein, Denal, sagen sie mir.«

»Deine Mutter muss eine wundervolle Frau gewesen sein.«

Denal zog den Schleim in der Nase hoch. »Sie gewesen.«

Nun ja, bei Gott, dachte sie im Stillen, ich werde dafür sorgen, dass der Junge dieser wundervollen Frau nicht hier unten umkommt.

Mit frischer Entschlossenheit hob sie den goldenen Dolch; die gut dreißig Zentimeter lange Klinge glitzerte im Strahl der Taschenlampe. Ihr fiel wieder ein, wie Sam den Dolch verwandelt hatte, und betrachtete eingehend den verzierten Griff, den Gott Huamancantac mit den Fängen. Sie fuhr mit einem Finger den angedeuteten Griff entlang, fand aber keinerlei Hebel. »Wie hast du das gemacht, Sam?«

Maggie sah zur Tür, dann wieder die Statue hinauf. Sie musste überlegen. Warum eine Tür in der Ferse? Der griechische Mythos von Achilles kam ihr in den Sinn. Die einzige

Schwachstelle des unbesiegbaren Kriegers war die Ferse. Aber einen entsprechenden Mythos gab es bei den Inka oder einem der peruanischen Völker nicht.

Trotzdem nagte diese Übereinstimmung weiter an ihren Gedanken. Konnte es eine Verbindung geben? Viele Mythen durchliefen verschiedene Kulturen und Kontinente. Nur weil sie von einem derartigen Mythos bei den Inka noch nie gehört hatte, hieß das noch lange nicht, dass es ihn nicht gab. Ohne eine Schriftsprache war über die Äonen hinweg viel vom Erbe der Inka verloren gegangen – vielleicht auch ein mögliches Inka-Äquivalent zu Achilles.

Sie hob den Dolch und rief sich den griechischen Mythos ins Gedächtnis. Der große Achilles war letztlich durch eine Verwundung an seiner Ferse zur Strecke gebracht worden. Aber den magisch geschützten Krieger hatte keine Klinge besiegt, sondern ein Pfeil. Sie schüttelte den Kopf über den nutzlosen Gedankengang.

Wenn du bloß ein Pfeil wärst, sagte sie zu dem Dolch.

Plötzlich kühlte sich der Griff in ihren Händen ab, die goldene Klinge streckte sich, wurde dünner und dünner, bis sich schließlich die Spitze zu einem scharfen Pfeil verformte.

»Mein Gott!«, platzte es aus Maggie heraus und sie sprang auf. Sie wandte sich Denal zu und hielt ihm den verwandelten Dolch entgegen. »Sieh mal!«

Aber Denal starrte gerade mit offenem Mund in die andere Richtung, hinaus auf die Totenstadt. Er hob einen Arm und wich zu ihr zurück. »Miss Maggie ...?«

Mit dem Blick folgte sie der Richtung, die sein Arm wies. Am schattigen Rand der Grabstätten kauerten bleiche, monströse Gestalten. Sie waren völlig lautlos herangekrochen und selbst jetzt entflohen ihnen kein Knurren oder Heulen. Maggie bemerkte, dass mehrere Gesichter auf die gigantische Statue gerichtet waren – aber nicht alle. Viele der hungrigen Augenpaare starrten direkt zu ihnen hinüber.

Als hätten sie gemerkt, dass sie entdeckt worden waren, schlichen die Kreaturen jetzt vom Rand der Totenstadt heran. Schweigend, wie verzerrte Schatten, krochen und watschelten sie auf sie zu. Es mussten mindestens zwei Dutzend sein.

Maggie zog Denal mit sich zurück in die kleine Vertiefung zwischen den beiden Fersen des Inkakönigs. Denal hatte eine Taschenlampe sowie die Überreste ihrer einen Fackel bei sich. Beides würde die Horde nicht zurückhalten. Sie brauchten dringend Hilfe. Maggie wagte sich einen Schritt vor und schrie aus voller Lunge, weil es jetzt keinen Grund mehr gab, leise zu sein: »Sam! Hilfe!« Ihr Schrei schallte durch die große Höhle.

Zwei der Bestien, die nicht mehr weit entfernt waren, hatte der Lärm so verärgert, dass sie augenblicklich auf sie zustürzten. Sie gehörten zur Soldatenklasse des Rudels. Geduckt sprangen sie auf ihren mächtigen Muskeln heran, die Augen zu schmalen Schlitzern verengt, die Fänge entblößt. Mit ihren zum Angriff weit geöffneten Schnauzen erinnerten sie an haarlose Bären.

Maggie schwenkte ihre einzige Waffe, den Dolch, der jetzt wie ein Pfeil geformt war. Wenn sie einen von beiden töten könnte ...

Derjenige, der am weitesten herangekommen war, richtete sich auf und wollte zuschlagen. Da fiel sein Blick auf Maggies Waffe. Die Bestie heulte auf, als wäre sie getroffen worden, fiel zurück und stieß dabei mit ihrem Partner zusammen. Ineinander verknäuelte, kratzten sie sich gegenseitig mit ihren Klauen und kämpften darum, möglichst weit vom Dolch wegzukommen. Die schmalen Augen hatten sich in nackter Panik weit geöffnet. Jaulend flohen sie zu den anderen.

Maggie trat weiter aus ihrem Versteck und hielt ihre Waffe hoch in die Luft. Ein erschrockenes Quietschen durchlief die eng aneinander gedrängten Bestien. Wie eine Schule aufgeschreckter Fische fuhren sie herum und jagten davon.

Sie senkte die verwandelte Waffe und betrachtete stirnrunzelnd den goldenen Pfeil. Was war da gerade geschehen? Sie

betastete den Pfeilschaft und sah sich nach der verschlossenen Tür um. Mehr wegen der Reaktion der Bestien als aus eigener Erkenntnis keimte in Maggie der Verdacht auf, dass sie tatsächlich den Schlüssel zu der Inkastatue in Händen hielt. Offenbar hatten die Kreaturen sich davor gefürchtet. Aber weshalb? Hatte dieser Pfeil bei den Bestien eine entsetzliche Erinnerung an die Inka wachgerufen, die vor Urzeiten mit dieser seltsamen Waffe hergekommen waren? Aber das wäre mindestens fünf Jahrhunderte her. Verband diese andersartigen Wesen eine Art kollektives Gedächtnis, ein angeborener Instinkt?

Entschlossen, ihre Theorie zu überprüfen, trat sie zu der silbernen Tür, hockte sich hin und steckte den schlanken Pfeil in den Schlitz. Sollte er sich als der Schlüssel erweisen, hieß dies gleichzeitig, dass die Inka einige Mythen mit den Griechen gemeinsam hatten. Allein diese Tatsache könnte eine ganze Doktorarbeit wert sein. Mit angehaltenem Atem ließ Maggie den Pfeil hineingleiten.

Ein kleines *Klick* ertönte – und die Tür schwang auf.

Dahinter lag eine dunkle Kammer.

Maggie zögerte. Sie warf einen Blick auf ihre Hand. Nachdem die Tür aufgegangen war, hatte der goldene Dolch wieder seine ursprüngliche Form angenommen und seine lange Klinge glitzerte im Licht. Sie hielt die Waffe auf den Eingang gerichtet und dachte an die Fallen in der anderen Kammer. Dennoch – es gab keinen anderen Weg außer diesem. Ohne sich umzudrehen, winkte sie mit der freien Hand Denal heran.

»Bring mir die Taschenlampe!«

Sie leuchtete hinein. Hinter der Tür lag eine kleine, schmucklose Kammer, deren Boden ebenso golden war wie die Statue. Der Raum war groß genug, sie alle aufzunehmen. Maggie beugte sich vor und leuchtete nach oben. Es gab keine Decke. Der Strahl stieg einfach so in das hohle Herz der goldenen Statue hinauf, immer weiter und weiter.

Sie zog sich wieder zurück und ließ den Strahl über die ge-

samte Länge des Inkakönigs laufen. Seine gehobenen Handflächen hielten oben die Decke der Höhle fest. Für ein Versteck war die Statue nicht gerade unauffällig.

Maggie wandte sich der dunklen Nekropolis zu. Wo blieben nur die anderen, zum Teufel?

Sam erstarrte, als er Maggies Hilfeschrei hörte. Einen Herzschlag lang schaute er vor sich in das Labyrinth der Straßen. Während der letzten halben Stunde hatte es kein weiteres Zeichen von Ralph und Norman gegeben. Zuletzt hatte er ein herausgestoßenes »Verdammt« gehört, dann nichts mehr. Die Straßen lagen schweigend da.

Wo zum Teufel steckt ihr?

Sam musste der Möglichkeit ins Gesicht sehen, dass die beiden verschollen waren. Er bat schweigend um Verzeihung für den Fall, dass er sich irrte, und fuhr herum. So schnell wie möglich rannte er zu der Statue zurück. Da er sich unterwegs nicht mehr dauernd suchend umschaute, kam er deutlich schneller voran. Er kannte den Weg zur Statue, wusste, wo er um die Ecke biegen konnte und wo die Sackgassen lagen.

Sam erreichte die letzte Straße, die gerade Allee, die zum zentralen Platz führte. Von hier aus erkannte er sogar den Schein von Maggies Fackel, der den Sockel der Statue erleuchtete. Er zog sich den Stetson in die Stirn und rannte die Straße entlang.

Ehe er auch nur zwei Schritte weit gekommen war, lenkte ein Schmerzensschrei seine Aufmerksamkeit nach rechts. Das Gewehr im Anschlag fuhr Sam herum. In einer kurzen Seitenstraße unten glitt eine Gestalt an der linken Mauer entlang. Sie machte einen gebeugten und geschwächten Eindruck und war zu dunkel für einen der Höhlenbewohner.

Sam hob die Fackel und wurde als Reaktion darauf von einer plötzlichen Lichtexplosion geblendet. Jemand kreischte ihm zu: »Verschwinde, du verdammter Scheißkerl!«

Blinzelnd senkte Sam sein Gewehr. »Norman?«

Die Gestalt war wenige Meter entfernt stehen geblieben; eine ruhigere Stimme fragte entschuldigend: »Sam?« Norman senkte das Blitzlicht, mit dem er den Texaner geblendet hatte.

Sam stieß einen Jauchzer aus und eilte zu Norman hinüber. Beim Anblick der Verletzung des Fotografen ließ seine Freude rasch nach. »Wo ist Ralph?«

Norman steckte sein Blitzlicht in die Tasche und schüttelte als Antwort den Kopf. Er wich Sams Blick aus und fragte: »Was ist mit Maggie und Denal?«

»Sind an der Statue«, erwiderte Sam mit gedämpfter Stimme. Der Verlust von Ralph lag ihm wie ein Stein auf der Brust – aber jetzt war keine Zeit zu trauern. Er richtete sich auf und legte eine Hand unter Normans Arm. »Wir müssen uns beeilen. Sie stecken vielleicht in Schwierigkeiten.«

Norman wich zurück und schob Sams Arm weg. Tränen stiegen ihm in die Augen. »Ich will nicht, dass noch jemand getötet wird.«

»Scheißdreck, ist doch bloß dein Bein.« Ohne weitere Umschweife schob Sam einen Arm unter die Schulter des Fotografen. »Wie gut bist du im dreibeinigen Rennen?«

Norman wollte gerade protestieren, als sich weiter unten an der Straße ein grimmiges Knurren erhob. Beide sahen sich um; dann stützte sich Norman schwer auf Sam. »Finden wir's raus.«

Sam musste den verletzten Fotografen fast tragen, aber er würde ihn nicht zurücklassen. Sie kehrten zur Hauptkreuzung zurück und humpelten und hüpfen dann weiter die Allee entlang. Das Geheul ertönte jetzt von allen Seiten. Die Verfolger schienen ihnen auf der Spur zu sein.

»Es liegt ... liegt an meinem Bein«, stöhnte Norman und wollte sich wegschieben. »Das Blut zieht sie an. Wenn du mich hier zurücklässt, werden sie vielleicht ...«

»Tut mir Leid, auf diesem Flug werden keine Mahlzeiten

serviert«, erwiderte Sam und zog Norman näher zu sich. Er hatte etwas dagegen, dass sich der Mann opferte.

Unter dem anschwellenden Geschrei der Jäger rannten sie weiter. Die Statue vor ihnen wurde allerdings zu langsam größer.

»Wir schaffen's nicht«, meinte Norman und nickte zu einer Hand voll der bleichen Gestalten hinüber, die mit unglaublicher Geschwindigkeit hinter ihnen über die Dächer hüpfen. Eine hielt inne und heulte die Höhlendecke an.

»Späher«, meinte Sam. »Sie haben uns entdeckt und rufen jetzt Verstärkung.« Beim Weitergehen schwenkte Sam seine Winchester herum und feuerte. Es war ein Schuss ins Blaue. Die Kugel prallte von der Mauer ab und flog zwischen die Wände zweier Grabstätten. Außerhalb der Reichweite ihrer Lampen jaulte etwas auf.

Mit grimmiger Befriedigung murmelte Norman: »Man muss echt gut auf diese verdammten Querschläger aufpassen.«

Sam schulterte das Gewehr und zog den Fotografen mit. Die Winchester hatte nur noch einen Schuss in der Kammer, dann musste er nachladen – was stehen bleiben bedeutet hätte. Das würden sie nicht überleben.

Von weit vorne ertönte eine Stimme, die offensichtlich auf den Schuss reagierte: »Sam! Beeilung! Ich habe einen Weg in die Statue gefunden!« Es war Maggie. Er entdeckte ihre kleine, vom Fackelschein umrissene Gestalt am Ende der langen Allee.

»Dann geh rein! Sofort!«, brüllte Sam zurück.

»Setzt eure Ärsche in Bewegung! Macht euch um mich keine Sorgen!«

Norman sah sich nach den Bestien um. »Ich persönlich mache mir mehr Sorgen wegen denen da«, meinte er säuerlich.

Obgleich es in seinen Lungen und Beinen brannte wie Feuer, legte Sam noch Tempo zu. Er bemühte sich verzweifelt, Maggie zu erreichen. Er war ihr jetzt nahe genug, dass er sah, wie

ihre Augen beim Anblick der Gesellschaft hinter ihnen groß wurden.

»Heilige Scheiße!«, sagte sie. »Beeilt euch!« Sie lief auf sie zu.

»Zurück!«, keuchte Sam.

Aber sie beachtete ihn gar nicht und rannte weiter, gefolgt von Denal. Sie schwenkte dabei den goldenen Dolch über dem Kopf und piff durchdringend wie ein Schäfer, der seine Hunde herbeirief.

Was zum Teufel tat sie da?

Sam schaute sich ängstlich um. Die vorderste Front der bleichen Legion fiel fast unmittelbar hinter ihm von den Dächern hinunter auf die Straße. Sam schob Norman vor sich, wirbelte herum und stellte sich der bevorstehenden Schlacht mit der einzigen Patrone in seiner Winchester.

Maggie tauchte neben ihm auf. »Nicht!« Sie drückte sein Gewehr nach unten, trat vor und schwenkte die lange Klinge.

»Maggie!« Aber dann geschah etwas, das Sam völlig verutzte: Die Schwadron der Kreaturen kam rutschend zum Stehen, wobei die Klauen über den Stein kratzten und scharften. Ein Heer schwarzer Augen war auf die Waffe gerichtet. Sogar die Späher oben wichen von der Dachkante zurück und die Bestien auf der Straße duckten sich beim Anblick der Klinge. Langsam traten sie den Rückzug an.

Maggie gab ihren Leuten zu verstehen, dass sie selbst es den Kreaturen nachtun sollten. »Ich weiß nicht, wie lange ihre Furcht die Gier nach frischem Fleisch in Schach hält.« Sie warf den anderen einen besorgten Blick zu. »Wo ist Ralph?«

»Tot«, erwiderte Norman leise.

»O mein Gott, nein ...«, murmelte Maggie und bewachte die Gruppe weiterhin mit dem Dolch.

Sam blieb neben ihr und sein Blick glitt zwischen der Waffe und dem Rudel hin und her. »Warum fürchten sie sich davor?«

»Weiß ich nicht«, erwiderte Maggie angespannt. Sie musste

die Nachricht von Ralphs Tod erst noch verdauen. »Im Moment interessiert mich nur, dass es funktioniert.«

Zwar ging es Sam nicht viel anders, trotzdem wollte ihm die seltsame Reaktion der Bestien nicht in den Kopf. Ihm fiel seine frühere Bemerkung ein, dass diese Kreaturen vielleicht so eine Art Affen oder prähistorische Menschen waren, Höhlenbewohner, die die Inka hier unten entdeckt und als *mallaqui* verehrt hatten, Geister der Unterwelt. Aber weshalb sollten sie diesen alten Inkadolch fürchten?

Sam runzelte die Stirn. Er spürte, dass er nach wie vor weit von der richtigen Antwort auf die Geheimnisse hier entfernt war. Aber wie Maggie bemerkt hatte: Das Erste, worum sich ein guter Forscher, der etwas Rätselhaftes entdeckt hatte, kümmerte, war, zu überleben.

Plötzlich verschwanden die Grabstätten zu beiden Seiten. Sie hatten den zentralen Platz erreicht.

»Hier herum«, sagte Maggie und kehrte den Kreaturen, die unten an der Straße kauerten, schließlich den Rücken zu. Rasch führte sie die beiden zu der von Sam gefundenen Tür. Nachdem er die Ferse umrundet hatte, sah er sie jetzt offen vor sich.

»Wie hast du sie aufgekriegt?«, fragte er.

Maggie gab ihm den Dolch zurück. »Anscheinend ist die Waffe so was wie ein Passepartout. Sie hat sich so verändert, dass sie auch auf dieses Schloss gepasst hat.«

»Du machst Witze.« Sam warf den Dolch von einer Hand in die andere und untersuchte ihn. »Was hast du denn getan, dass er funktioniert hat?«

Maggie furchte die Stirn. »Das ist es ja – ich hab keine Ahnung.«

Ächzend und stöhnend drängte sich Norman neben sie. Er stützte sich jetzt auf Denal wie auf eine menschliche Krücke. »Wir haben Gesellschaft«, keuchte er und zeigte hinter sie.

Sam wandte sich um. Wieder kamen die bleichen Bestien aus den Schatten der Straßen auf den zentralen Platz gekrochen.

Sie hörten ein tiefes Knurren. Sam scheuchte seine Leute durch die Tür in der goldenen Ferse. »Offenbar setzt sich ihr Hunger durch.«

Maggie ging als Vorletzte hinein. »Beeilung, Sam! Hilf mir mit der Tür!«

Sam hielt der gewaltigen Menge an Kreaturen weiterhin das Gesicht zugewandt, während er zu dem schmalen Eingang zurückwich. Als er sich mühsam hindurchschob, verfring sich der Riemen seines Gewehrs in der Türangel. Er zerrte daran, wodurch sich der Lederriemen allerdings nur umso fester verhakte. »Verdammt noch mal!«

Eine der Kreaturen, die seine missliche Lage bemerkte, sprang knurrend heran. Sie schien nur aus Klauen und Zähnen zu bestehen. Ein Soldat. Die Bestie zischte ihn an, wobei ihr Speichel aus dem Maul schäumte, und schlug mit einer rasiermesserscharfen Klaue nach Sams Kehle.

Sam wich zurück und parierte den Angriff mit dem goldenen Dolch. Die Klinge schnitt in bleiche Haut, aber es war lediglich wie ein Nadelstich bei einem Bullen. Die Kreatur wuchtete sich hoch und kreischte dabei voller Wut. Das Blut aus der Wunde bespritzte Sam, während er weiter mit dem verhakten Gewehr kämpfte.

»Lass es hängen!«, schrie Maggie.

»Es ist unsere einzige Waffe!« Er legte eine Hand auf das Gewehr und hielt den goldenen Dolch zwischen sich und seinen Gegner, hinter dem weitere der bleichen Bestien quietschten und kreischten. Sie hatten Blut gerochen.

Sam sah der Kreatur, die ihn drohend überragte, in die Augen. In diesen schwarzen Brunnen spürte er eine dunkle Intelligenz. Sie hob den verwundeten Arm und Blut rieselte die bleiche Haut hinab. Aus ihrer Kehle drang ein leises, hasserfülltes Knurren. In Erwartung des Hiebs spannte sich Sam an.

Stattdessen wurde die Bestie jedoch plötzlich weggerissen wie eine von unsichtbarer Hand geführte Marionette. Angefan-

gen von der Klauenhand schwärzte sich der ganze erhobene Arm. Die Schwärze breitete sich aus wie brennendes Gift. Rauchwölkchen stiegen auf. Heulend vor Schmerz krachte die Kreatur in ihre Genossen hinein. Ihr verkohlter Arm zerbröselte und fiel wie Asche ab, aber der Brand breitete sich immer weiter aus. Die Bestie wälzte sich auf dem Felsboden umher, doch in nur wenigen Sekunden waren ihr bleicher Rumpf und die anderen Gliedmaßen ebenso schwarz wie der Granit darunter. Rauch wirbelte um die sich windende Gestalt; durch die Risse in ihrer Haut zeigten sich sogar kleine Flammen.

Sam wusste, wovon er hier Zeuge wurde. Das seltene Phänomen war in der Vergangenheit dokumentiert, jedoch niemals direkt beobachtet worden: *spontane Verbrennung*.

Verblüfft wich er zurück. Das Gewehr hatte er vollkommen vergessen und weil er jetzt nicht mehr daran zerrte, fiel es einfach klappernd zu Boden. Er ließ es liegen und schwenkte stattdessen den Dolch.

Draußen vor dem Eingang wichen die bleichen Kreaturen vor ihrem verkohlten Bruder zurück. Die große Bestie lag reglos da, eine Skulptur aus Asche auf dem Felsboden.

Maggie duckte sich, packte den Lauf der Winchester und zog sie zu ihnen in die kleine Kammer. »Hilf mir mit der Tür!«

Sam nickte benommen. Er warf einen letzten Blick auf den goldenen Dolch und schob ihn dann sorgfältig in seinen Gürtel. Jetzt hatte er die Hände frei und konnte Maggie dabei helfen, die schwere Tür zuzuziehen. Sobald sie sich fest geschlossen hatte, legte sich klickend der Riegel vor.

Maggie lehnte sich gegen die silberne Tür. »Jetzt dürfte eigentlich nichts mehr passieren.«

Plötzlich rumpelte der Boden unter ihnen. Alle spannten sich an.

»Na toll, musstest du das ausgerechnet jetzt sagen?«, jammerte Norman und richtete den Blick fest auf den Boden.

Da ertönte ein tiefes Gurgeln. Es hörte sich an wie das

Rauschen eines schäumenden, mächtigen Flusses unter dem Boden. Das Geräusch wurde ohrenbetäubend laut und schallte in die hohle Statue hinauf.

»Was ist das, zum Teufel?«, fragte Maggie.

»Die nächste Falle!«, schrie Sam.

»Hier entlang«, sagte Abt Ruiz, drehte sich um und ging den langen schmalen Korridor hinab.

Henry hielt sich im Hintergrund, als der Abt ihre Besichtigungstour durch den Forschungskomplex unterhalb der Abtei Santo Domingo fortsetzte. Joan ging neben dem großen Mann, während Henry an der Seite von Carlos, dem Mönch mit dem unbewegten Gesicht, dahinmarschierte. Argwöhnisch und wachsam beobachtete Carlos die Gruppe unter den gesenkten Lidern hervor. Alle vier trugen jetzt gleichartige weiße Laborkleidung und sahen aus wie ein Teil des Forschungsteams hier unten in den weiten Laboratorien. Nur die 9-mm-Glock in Carlos' Faust sagte etwas anderes.

Den größeren Teil des Nachmittags hatte Abt Ruiz sie von Labor zu Labor geführt und hervorgehoben, welche fortschrittliche Untersuchungen hier durchgeführt wurden: angefangen von der Botanik bis hin zur Nuklearmedizin. Ein riesiges Computerlabor war sogar dem menschlichen-Genom-Projekt gewidmet. Henry überschlug im Kopf, dass dieser im Herzen eines Labyrinths der Inka verborgene Bienenstock an Labors den gesamten Kernbereich der Abtei umfassen musste. Kaum zu glauben, dass dieser Komplex so lange hatte verborgen gehalten werden können.

Während Abt Ruiz weiter den Korridor entlangging, stellte Joan eben jene Frage, die auch Henry schon die ganze Zeit im Kopf herumging. »Warum zeigen Sie uns das alles?«

Ruiz nickte. Offensichtlich hatte er auf diese Frage gewartet. »Wie ich bereits gesagt habe – um Sie zur Mitarbeit zu bewegen. Jedoch auch, um Ihnen zu verdeutlichen, wie unglaublich wichtig die Hingabe an das Werk ist, das hier getan wird, damit

das, was ich Ihnen als Nächstes zeigen will, im richtigen Kontext erscheint.« Der Abt wandte Henry und Joan ein schweißbedecktes Gesicht zu. »Während ich aus dem Glauben an meine Religion heraus am Werk bin, wollen Sie vermutlich konkretere Beweise sehen. Wie der Apostel Thomas werden Sie die Finger in die Wunde Christi legen wollen, bevor sie das Wunder glauben, dessen Sie hier Zeuge sein werden.«

Henry drückte sich näher an Joan heran und ergriff zum ersten Mal seit über einer Stunde das Wort.

»Wunder? Das ist die erste religiöse Äußerung, die ich von Ihnen gehört habe, seit wir hier unten sind. Was tun Sie also wirklich hier?« Henry machte eine Armbewegung, die auf den gesamten Komplex deutete. »Selbst wenn man von den Morden und Entführungen absieht, bleibt immer noch die Frage, wie dies alles ein Unternehmen der katholischen Kirche sein kann?«

Der Abt nickte verständnisvoll. »Kommen Sie. Die Antwort liegt unmittelbar vor uns.«

Trotz der 9-mm-Glock, die auf seine Nieren zeigte, war Henry seltsam eingenommen. Was für ein Geheimnis es hier auch geben würde – er war Wissenschaftler und Historiker und brauchte als solcher keine Waffe, die ihn weiterdrängte. Worüber war er da bloß gestolpert?

Als sie sich dem Ende des Flurs näherten, nahm Joan seine Hand. Obwohl die Neugier hell in ihren Augen strahlte, wusste Henry sehr wohl, dass sie nervös war. Ihre Hand fühlte sich heiß an. Sanft zog er sie an seine Seite.

Eine gewaltige Wand aus Edelstahl versperrte ihnen den Weg. Darin war eine riesige Tür eingelassen, durch die mühelos ein Elefant gepasst hätte. Mächtige Riegel hielten sie fest verschlossen. An einer Seite befanden sich ein elektronisch gesichertes Schloss und eine Zahlentastatur. Vor ihnen lag ganz offensichtlich die innerste Kammer des Komplexes, das innere Heiligtum.

Ohne sich umzudrehen, sagte Ruiz: »Nur die Hingebungs-vollsten haben je einen Fuß in diese Kammer gesetzt. Vor uns liegt die Hoffnung der Menschheit auf Buße und Erlösung.«

Henry wagte nicht zu sprechen. Dazu war seine Neugier zu groß. Er wollte nichts äußern, was den Abt davon abhalten könnte, die Kammer zu öffnen. Ein Mann war ermordet worden, um die Sache hier geheim zu halten, und Henry wollte herausfinden, um was es dabei ging.

Joan legte dem Geheimnis gegenüber weniger Hingabe an den Tag. »Warum dürfen wir das sehen?«, fragte sie.

Noch immer hielt ihnen Ruiz den Rücken zugekehrt. Sein Blick war auf die Tür gerichtet, seine Stimme heiser vor Ehrfurcht. »Alle Antworten liegen hier drin.« Er nahm seinen Siegelring und drückte ihn in eine Nische. Ein Palm Pad leuchtete auf und der Abt legte seine linke Hand darauf; anschließend tippte er mit der rechten Hand, die von seinem gewaltigen Körper verdeckt war, den Öffnungscode ein.

Schwere Lager drehten sich, dicke Schlösser gingen auf, Riegel glitten zurück. Die Tür war freigegeben. Abt Ruiz ging einen Schritt nach hinten, als die massive Tür, die mindestens einen halben Meter dick sein musste, sich zu ihnen hin öffnete. Weihrauchduft drang heraus. Nach den sterilen Labors wirkte der Geruch geradezu widerlich. Getragen wurde er von einer kalten Brise, als würde der Raum dahinter gekühlt.

Doch weder der Weihrauch noch die Kühle schienen Abt Ruiz zu stören. Während die Tür langsam aufschwang, hob der rundliche Mann die Arme wie zum Gebet.

Sobald sie sich vollständig geöffnet hatte, bekreuzigte sich der Abt feierlich und schritt voran. Er sprach kein einziges Wort und Henry spürte, dass eine einzige Äußerung den Augenblick entheiligen würde. Daher hielt er die Lippen fest verschlossen, aber seine Augen weiteten sich erwartungsvoll.

Als Abt Ruiz behutsam durch den Eingang trat, schalteten Sensoren innerhalb der Gewölbekammer eine Flut von Neon-

lampen ein. Im Raum wurde es strahlend hell. Es war wie ein unterirdischer Sonnenaufgang.

Joan schnappte nach Luft. Von der Stelle aus, an der sie stand, hatte sie einen direkten Blick auf das, was vor ihnen lag. Henry dagegen musste erst um den Abt herumgehen, bevor er sah, welches Geheimnis die Kammer barg. Als er die Türschwelle überschritt, ließ er unwillkürlich Joans Hand los. Wie betäubt stolperte er in den Raum.

Die kühle Kammer war etwa zwanzig Quadratmeter groß. In jeder Ecke stand ein kleines Gefäß, aus dem dünne Weihrauchfahnen aufstiegen. Sämtliche Wände waren aus Titan und mit ungeheuerlichen silbernen Kreuzen bestückt, ein jedes manns-hoch. Ein noch größeres Kruzifix hing von der drei Stockwerke hohen Decke herab.

Doch so verblüffend allein das war, es war nichts im Vergleich zu dem, was es unter dem hängenden Kreuz zu sehen gab. Inmitten des Raums lag auf einem verzierten Silberaltar die lebensgroße Skulptur eines Mannes. Henry trat näher. Es sah aus, als würde die Gestalt schlafen. Sie trug wallende Gewänder und ruhte auf ihrem langen Haarschopf wie auf einem Kopfkissen. Die Hände waren wie bei einem Toten auf dem Bauch gefaltet. Das Antlitz wirkte völlig entspannt, etwas unergründlich Friedvolles ging von dieser Gestalt aus. Henry trat zur Seite, um einen besseren Blick auf das Gesicht zu erhalten.

Um die Stirn der Gestalt lag eine Dornenkrone.

O mein Gott!

Es war die Gestalt Christi! – geformt aus massivem Gold!

Nein, nicht Gold ... Henry musste nicht näher treten, damit er seinen Irrtum erkannte. Das Licht der Neonlampen blitzte auf der Gestalt des schlafenden Christus. Das Metall darunter schien beinahe zu fließen. Nein, das war kein Gold! Es war *el Sangre del Diablo*. Die ganze lebensgroße Skulptur war aus dem Blut des Satans gebildet worden.

Henry bekam weiche Knie. Die Kälte des Raums drang ihm

allmählich bis auf die Knochen. Kein Wunder, dass die Kammer kühl gehalten wurde. Bei Raumtemperatur würden wahrscheinlich wie bei dem Kreuz in Joans Labor an der Johns Hopkins die feineren Details verloren gehen.

Abt Ruiz ging zu einem einfachen hölzernen Betschemel hinüber, der vor dem Altar stand, und kniete auf der harten Oberfläche nieder. Schweigend bewegte er die Lippen im Gebet. Dann erhob er sich wieder, zog den Reißverschluss seiner sterilen Laborkleidung auf und holte das Becherglas mit der goldenen Probe aus Joans Labor heraus. Die Substanz hatte die grobe Pyramidenform beibehalten. Abt Ruiz küsste seine Fingerspitzen und öffnete dann das Becherglas, um dessen Inhalt herauszuholen. Sanft lösten die großen Hände des Mannes das Metall von der Oberfläche und hoben es hoch. Er beugte sich vor und setzte die Pyramide ehrfürchtig auf die Skulptur, in die Nähe der gefalteten Hände der Christusgestalt.

»Kommen Sie«, sagte der Abt feierlich und kehrte zu seinem Betschemel zurück. »Es war Ihre Entdeckung, Ihr Geschenk, Professor Conklin. Sie sollen daran teilhaben.«

Erneut kniete Ruiz nieder und senkte den Kopf. Henry ging zu ihm hinüber, Joan ihm zur Seite. Carlos stand nach wie vor mit versteinerter Miene an der Tür, die Waffe in der Hand.

Abt Ruiz murmelte ein Gebet. Das Gesicht hielt er bescheiden mit den Händen bedeckt.

Henry musterte die Gestalt, den Raum. Er wusste nicht, was er zu erwarten hatte. Was dann geschah, machte ihn vollkommen fassungslos; er blinzelte mehrmals, um sicherzugehen, dass es sich nicht um eine optische Täuschung handelte.

Die Pyramide aus der Substanz Z schmolz und floss über die Skulptur. Die gefalteten Hände teilten sich gerade so weit, dass das geschmolzene Metall darunter strömen konnte. Als sich die goldenen Finger wieder schlossen, hatte die Substanz Z eine vollkommene Lilie ausgebildet, mit duftender Blüte und schlankem Stängel.

Der Abt seufzte und nahm die Hände herunter und auf seinem Gesicht lag ein glückseliges Lächeln. Er stand auf.

»Was ist gerade geschehen?«, murmelte Joan.

»Ihre Probe ist der unseren hinzugefügt worden ... hat uns unserem Ziel einen Schritt näher gebracht.« Der Abt verließ den Altar und nahm die anderen mit.

»Wie haben Sie das gemacht?«, fragte Henry und nickte zu der Statue hinüber.

»Sie sind soeben Zeuge dessen geworden, weshalb der Vatikan das Metall damals für dämonisch erklärt hat. Es ist die einzigartige Eigenschaft des *Sangre del Diablo*.« Ruiz wandte sich an Joan. »Wir haben Ihre Notizen und Berichte gelesen. Wie Sie in kurzer Zeit haben wir über die Jahre hinweg erfahren, dass das Metall auf jede äußere Energiequelle reagiert: Elektrizität, Röntgenstrahlung, radioaktive Strahlung, Wärmestrahlung. Es benutzt alle Arten von Energie mit perfekter Effizienz, verändert seinen Zustand von fest zu flüssig. Aber was Sie noch entdecken mussten, war die Eigenschaft, die die Inka den Dominikanermönchen demonstrierten, die als Erste bei ihnen eintrafen.«

»Und das wäre?«, fragte Henry.

Abt Ruiz warf ihm einen kurzen Blick zu. »Es reagiert auch auf menschliche Gedanken.«

»Was?«, keuchte Joan.

Trotz seiner Verblüffung schwieg Henry weiterhin. Ihm fiel ein, wie die Probe sich angeschickt hatte, ein Doppel des Dominikanerkreuzes zu formen, als er das Kruzifix in Händen gehalten und darüber nachgedacht hatte.

»Wenn man sich stark konzentriert«, fuhr der Abt fort, »reagiert es auf die Alphawellen des Gehirns genauso wie auf Röntgenstrahlen oder Mikrowellen. Es schmilzt und zerfließt in die Form, die der Bittsteller im Sinn hat.«

»Unmöglich ...«, murmelte Joan, aber ihrer Stimme mangelte es an Überzeugungskraft.

»Nein, nicht unmöglich. Das Gehirn kann bedeutende Strahlungsmengen produzieren. Quantifizier- und messbar. In den frühen siebziger Jahren haben Experimente sowohl bei den Russen als auch bei der CIA gezeigt, dass gewisse einzigartige Individuen allein mit der Kraft ihrer Gedanken Objekte und Filmmaterial beeinflussen konnten.« Ruiz schaute sich nach der Christusgestalt um. »Aber in diesem Fall ist nicht das Individuum einzigartig, sondern die *Substanz*. Sie ist auf die Ausstrahlungen des menschlichen Gehirns abgestimmt, auf seine Gedanken.«

Henry hatte die Sprache wieder gefunden und sagte mit fast erstickter Stimme: »Aber das ist eine erstaunliche Entdeckung! Wa... warum die Geheimhaltung?«

»Damit die Menschheit weiterhin Hoffnung auf Erlösung hat«, stellte Abt Ruiz feierlich fest. »Das heilige Edikt von Papst Paul III. aus dem Jahr 1542 erlaubte der spanischen Sektion des Dominikanerordens, alles zu unternehmen, um zu verhindern, dass das dämonische Metall die Menschheit verdarb. Seine Existenz geheim zu halten und es von Sünden zu läutern.«

Henry kniff die Augen zusammen. »Sie betonen das immer wieder – *ihre Sektion*. Was meinen Sie damit? Wer genau sind Sie?«

Der Abt starrte ihn an, als wog er ab, ob Henry eine Antwort wert war. Als er etwas erwiderte, tat er es leise und mit einer untergründigen Bedrohung. »Wer wir sind? Unser Orden ist einer der ältesten der Dominikaner und wurde im dreizehnten Jahrhundert gegründet. Einst nannte man uns die Hüter der Frage. Unser Orden war es, der als Erster die Konquistadoren in die Neue Welt begleitet hat, in das Land der Heiden. Als Entdecker des *Sangre* wurden wir mit der Aufgabe betraut, jede Unze des dämonischen Metalls zu konfiszieren und alle, die etwas mit seiner Entdeckung zu tun hatten, so lange der Befragung zu unterwerfen, bis das Wissen von *el Sangre* im

Schoß der Kirche verschwand.«

Langsam dämmerte Henry die Erkenntnis. Ihm fiel das Symbol der gekreuzten Schwerter auf Bruder de Almagros Ring ein. »O mein Gott«, formte er mit dem Mund.

Nicht im Geringsten beschämt richtete sich Abt Ruiz auf. »Wir sind die Letzten der Inquisitoren.«

Ungläubig schüttelte Henry den Kopf. »Aber Sie wurden aufgelöst. Im späten neunzehnten Jahrhundert ist Rom von der spanischen Inquisition abgerückt.«

»Nur nach außen hin ... das heilige Edikt von Papst Paul III. ist niemals widerrufen worden.«

»Also sind Sie hierher geflohen?«, fragte Henry.

»Ja, weit weg von den neugierigen Augen und näher heran an die Quelle des *Sangre del Diablo*. Unser Orden sah unsere Mission als zu lebensnotwendig an, um sie im Stich zu lassen.«

»Eine Mission wofür?«, fragte Joan. »Nachdem Sie hier so lange geforscht haben, glauben Sie ja wohl kaum noch daran, dass das Metall vom Teufel besudelt wurde?«

Ihre Worte entlockten dem Abt ein väterliches Lächeln. »Nein. Im Gegenteil, wir glauben jetzt, dass *el Sangre* gesegnet ist.« Beim Anblick ihrer Bestürzung wurde sein Lächeln noch breiter. »Damit das Metall die Gedanken des Menschen erahnen und sie wirklich werden lassen kann, muss die Hand Gottes mit im Spiel sein. Unsere Sektion hat in ihren Labors jahrhundertlang daran gearbeitet, das Metall zu veredeln und seine Empfänglichkeit für die reinen Gedanken zu vergrößern.«

Henry runzelte die Stirn. »Aber zu welchem Zweck?«

»Damit wir eines Tages die Gedanken Gottes erreichen können«, erwiderte der Abt nüchtern.

Henry konnte sein Entsetzen nicht verbergen. Joan ergriff wieder seine Hand.

»Wir glauben«, fuhr Ruiz fort, »dass wir mit genügend technologisch veredeltem Erz ein Gefäß konstruieren können, das ausreichend sensibel ist, um die Gedanken oder den Geist

unseres Herrn zu erreichen.«

»Sie machen Witze«, keuchte Joan.

Der Abt sah sie nur düster und stoisch an.

»Und was dann?«, fragte Henry, der spürte, dass noch etwas ungesagt geblieben war.

Der Abt reckte den Hals. »Professor Conklin, das ist unser bestgehütetes Geheimnis. Aber wenn wir Ihre Mitarbeit gewinnen wollen, müssen wir Ihnen vermutlich alles offenbaren. Auch das Letzte enthüllen.« Ruiz trat zum Altar. »Kommen Sie. Das müssen Sie verstehen.«

Auch wenn es tatsächlich um gut gehütete Geheimnisse ging – Henry merkte, dass der Abt vor allem dieses Katz-und-Maus-Spiel mit seinen Gästen genoss. Eigentlich war ihm überhaupt nicht wohl dabei. Dass diese Ordenssektion ihre Geheimnisse so offen enthüllte, ließ auf eine geringe Sorge darum schließen, dass Joan oder Henry dieses Wissen jemals der Welt mitteilen würden. Mehr als alles andere machten Henry die Zuversicht des Abts und seine Bereitschaft zu reden nervös.

Sobald sie vor dem Altar standen, deutete Abt Ruiz auf die goldene Gestalt. »Hier ist unser endgültiges Ziel.«

»Das verstehe ich nicht«, meinte Joan, die ebenso verwirrt war wie Henry.

Der Abt legte einen zittrigen Finger an die Skulptur. »Hier ist unser leeres Gefäß, das auf unsere Gedanken reagiert. Doch mit ausreichend Rohmaterial hoffen wir, den Geist Gottes selbst zu erreichen. Seinem Willen körperlich Gestalt zu verleihen.«

Henry starrte die schlafende Gestalt Jesu Christi an. »Sie wollen doch nicht etwa sagen ...«

»Wir glauben, es war göttliche Fügung, dass *el Sangre* bei der Entdeckung der Neuen Welt in die Hände der Kirche fiel. Es war als Herausforderung für unseren Glauben gedacht. Eine Prüfung Gottes. Wenn wir genügend dieser göttlichen Substanz zusammenbringen, wird Gott seine Gedanken aussenden und unser Gefäß hier betreten, es zum Leben erwecken.« Abt Ruiz

wandte sich Henry zu und seine Augen leuchteten hingebungsvoll. »Unser Ziel ist es, wieder einen lebenden Gott auf die Erde zu holen.«

»Sie meinen, Sie wollen die Wiederkunft Christi herbeiführen!«, rief Joan aus.

Abt Ruiz nickte, wandte sich ab und starrte über die goldene Jesusfigur hinweg. »Die Wiedergeburt Christi auf Erden.«

Henry schüttelte den Kopf. Das war Wahnsinn. »Warum also wir? Warum benötigen Sie uns?«

Lächelnd zog Ruiz sie weg. »Weil Sie die Überreste von Bruder Francisco de Almagro entdeckt haben, einem unserer Vorfahren. Er ist im sechzehnten Jahrhundert ausgesandt worden, ein Gerüchten zufolge existierendes Depot von *el Sangre* zu suchen, ein so großes Lager, dass es bei den Inka hieß, es würde ›wie Wasser von den Berggipfeln herabströmen‹. Er ist nie zurückgekehrt und man glaubte, er sei ermordet worden. Aber als ich von Erzbischof Kearney in Baltimore erfahren habe, was geschehen ist, lebte unsere Hoffnung wieder auf. Vielleicht hatte unser Vorfahr die Hauptader entdeckt und ist bloß gestorben, bevor er das Wissen zurückbringen konnte.« Er sah zu der schlummernden Christusgestalt hinüber. »Wir beten, Professor Conklin, dass Sie über unser Mittel gestolpert sind, Gott zu erreichen.«

»Sie denken wirklich, diese mystische Hauptader ist auf meiner Grabungsstätte zu finden?«

Der Abt hob die Brauen. »Uns haben Nachrichten von unseren Agenten vor Ort erreicht. Die Zeichen sind viel versprechend. Aber nach dem Unfall in dem unterirdischen Tempel werden wir eine Weile brauchen ...«

Henry spannte sich an. »Welcher Unfall? Wovon sprechen Sie?«

Auf Ruiz' Gesicht trat ein grimmiger Ausdruck. »Oh, ja, stimmt. Sie können noch gar nichts von dem Einsturz wissen.« Rasch berichtete der Abt, was in den Ruinen geschehen war.

Henry wich das Blut aus dem Gesicht.

»Aber haben Sie keine Angst! Obwohl die Studenten eingeschlossen sind, deutete ihr letzter Funkspruch darauf hin, dass sie Schutz in einer natürlichen Höhle gefunden haben.«

»Ich muss da hin! Sofort!«, sprudelte es aus Henry heraus. Er entzog sich Joans Griff. Jegliches Interesse an den Vorgängen hier hatte sich in Luft aufgelöst. O mein Gott ... er hatte Sam völlig vergessen. Er hatte nicht einen einzigen Gedanken daran verschwendet, dass sein Neffe möglicherweise in Gefahr war.

»Sie können nichts unternehmen. Ich stehe mit meinen Männern dort oben in Verbindung. Sollte sich etwas ändern, in der einen oder anderen Hinsicht, werde ich Ihnen sofort Bescheid geben.«

Das Blut, das Henry aus dem Gesicht gewichen war, kehrte wieder zurück. »Ich werde nicht mit Ihnen zusammenarbeiten! Nicht, bis ich meinen Neffen in Sicherheit weiß!«

»Beruhigen Sie sich, Professor Conklin. Ich habe bereits ein Team aus Bergbauexperten dorthin gesandt, die bei den Rettungsarbeiten helfen sollen.«

Henry rang die Hände. Joan legte ihm einen Arm um die Schultern. Er stand steif in ihrer Umarmung. Nach dem Tod seiner Frau und seines Bruders war Sam seine ganze Familie. Er hatte keinen Platz für jemand anderen. Wenn ihn seine Kollegin aus alten Studententagen nicht so bezaubert hätte, hätte er vielleicht klarer denken und diesem Schlamassel hier aus dem Weg gehen können. Er entwand sich Joans Umarmung, sah dem Abt ins Gesicht und sagte durch die zusammengebißenen Zähne: »Wenn Sam wegen all dem etwas zustoßen sollte, werde ich Sie umbringen.«

Abt Ruiz wich einen Schritt zurück, während Bruder Carlos mit seiner Glock herantrat – eine Warnung, dass Henry nichts Unüberlegtes tun sollte. Mit leicht zitternder Stimme sagte der Abt: »Ihr Neffe ist ganz gewiss in Sicherheit.«

Die nächste Falle!

Als der goldene Boden unter ihnen zu zittern begann, zog Sam Maggie zu sich. Sie hatte versucht, die Tür der Statue zu entriegeln, aber die blieb fest verschlossen. »Haltet euch bereit!« Die Vibrationen gingen durch die Sohlen seiner Stiefel, liefen ihm die Beine hinauf und kitzelten an Rippen und Rückgrat.

Einen Schritt entfernt stützte Denal Norman; die Augen des jungen Quecha waren groß wie Suppentassen.

Das Poltern wurde in dem engen Raum ohrenbetäubend laut, und unter Sams Füßen vibrierte der Boden immer heftiger. »Festhalten!«

Plötzlich erfüllte die Kammer ein ungeheures Getöse und der Fußboden bebte, als würde er sich gegen einen gewaltigen Druck stemmen. Dann ertönte das laute Klacken von sich lösenden Haken und die Plattform schoss in die Höhe. Norman fiel auf Hände und Knie und schrie vor Schmerz, als sein verletztes Bein auf den Metallboden krachte. Keiner der anderen sprach ein Wort. Die Angst hatte sie zum Schweigen gebracht und sie standen angespannt und wie versteinert da.

Die Plattform ruckelte heftig, fuhr jedoch weiter nach oben – zunächst langsam, dann rascher. Sie drehte sich leicht, während sie den Schacht hinaufstieg und der Fußboden zitterte weiterhin unter der Kraft, die ihn nach oben trieb.

»Hydraulik!«, schrie Norman über das Getöse hinweg. Denal half ihm auf die Beine.

»Was?«, fragte Sam.

Maggie löste sich aus seiner Umarmung und musterte den Boden. »Sie müssen einen unterirdischen Fluss angezapft haben, vielleicht einen Nebenarm desjenigen, in dem wir gestern geschwommen sind. Das ist ein hydraulischer Aufzug, verdammt!«

Sam starrte in die Höhe, den engen Schacht hinauf. »Aber wohin bringt er uns?«

Maggie runzelte die Stirn. »Wenn sie Eindringlinge töten wollten, wäre das hier eine viel zu komplizierte Methode«, meinte sie und richtete ihren Blick auf die vorübersausenden Wände. »Meiner Ansicht nach bringt er uns bis nach ganz oben.«

»Bis zur Decke?«, fragte Sam. Er dachte an die Haltung des Inkakönigs, der die Arme nach oben hielt und die Handflächen an die Decke der Höhle gelegt hatte, als würde er sie stützen. Er stellte sich die Statue vor. Praktisch kurvenlos und schwindelerregend hoch.

»Hoffentlich wird er uns da oben nicht bloß zerquetschen«, sagte Norman säuerlich. »Das würde einen ansonsten perfekten Tag völlig ruinieren.«

»Ich glaube kaum«, erwiderte Maggie unsicher.

Plötzlich schrie Denal auf und zeigte in die Höhe. »Da, sehen!«

Maggie schwang ihre Taschenlampe herum, doch das wäre nicht nötig gewesen. Hoch über ihnen kam das Ende der Passage in Sicht, eine goldene Kuppel, die Schädeldecke der Statue. Durch die regelmäßig angeordneten Spalten strömte Licht herein. Dann öffneten sich wie Blütenblätter sechs Abschnitte in der Decke. Heller Sonnenschein flutete auf sie herab.

»Es ist ein Weg nach draußen!«, rief Sam, riss seinen Stetson herunter und stieß ein Jubelgeschrei aus. »Wir haben's geschafft!«

Etwas leiser fügte Norman hinzu: »Zumindest die meisten.«

Sams Lächeln erlosch. Er setzte sich den Hut wieder auf und stellte sich Ralphs Gesicht vor. Norman hatte Recht. Es war unangebracht, über die eigene Rettung zu jubeln, wenn einer ihrer Freunde nicht mehr unter ihnen war.

Maggie trat näher an Sam heran. In ihren Augen lag sowohl Erleichterung als auch Trauer. Sie legte den Kopf in den Nacken, um die sich öffnende Kuppel zu mustern.

Sam legte den Arm um sie. »Ralph wäre froh, dass wir

entkommen sind, ganz bestimmt.«

»Vielleicht ...«, murmelte sie leise.

Er umarmte sie fester. »Die Toten beneiden die Lebenden nicht, Maggie – Ralph nicht, nicht einmal dein Freund Patrick Dugan aus Irland ...« Und im Stillen fügte Sam dieser Liste die eigenen Eltern hinzu.

Maggie lehnte sich an ihn und sagte müde: »Ich weiß, Sam. Das habe ich früher alles schon gehört.«

Er hielt sie fest und sagte nichts weiter. Er wusste, dass es schwieriger war, sich dafür zu vergeben, dass man lebte, als dem Tod ins Auge zu sehen. Es war etwas, mit dem man ganz allein klarkommen musste.

Jetzt stieg der Aufzug langsam zur Freiheit hinauf. Die Plattform brachte sie in die geöffnete Kuppel und blieb schließlich stehen. Die sechs Abschnitte der Kuppel hatten sich vollständig zurückgezogen. Unter ihnen glitten Haken in ihre Halterungen und sicherten die Plattform wieder. Das Rauschen des Wassers erstarb. Es flutete den Schacht hinab.

»Wir sind angekommen«, sagte Norman.

Nach dem Dämmerlicht in der Höhle blendete die nachmittägliche Sonne, auch wenn ihr Schein durch den dichten Dunst gefiltert wurde, der den Himmel bedeckte.

»Aber wo sind wir, zum Teufel?«, fragte Sam, trat vor und drehte den Kopf in alle Richtungen.

Anscheinend waren sie in einem tiefen, bewaldeten Tal. Von allen Seiten umgaben sie hoch aufragende, steile Wände aus einem rötlich-schwarzen Fels, den man unmöglich ohne Bergsteigerausrüstung und beträchtliches Geschick erklimmen konnte. Der Dunst, der sich am Himmel wälzte, dämpfte den Sonnenschein zu einem hellen Nebelschleier.

»Wonach riecht das hier?«, fragte Norman.

Die dünne, warme Luft trug den Hauch eines Gestanks nach faulen Eiern mit sich. »Schwefel«, meinte Maggie, drehte sich langsam um die eigene Achse und streckte dann einen Arm

aus. »Seht mal!«

Nahe der nördlichen Wand des Tals schoss aus einem Spalt am Fuß des Felsens eine Rauchwolke empor. »Eine Fumarole«, sagte Sam. Diese Region der peruanischen Anden war noch immer geologisch aktiv, durchsetzt mit Vulkankegeln, von denen einige kalt und still waren, andere nach wie vor rauchten. Fast täglich wurden die Berge von Erdbeben erschüttert.

Maggie schwenkte ihren Arm. »Das ist keine Senke. Wir sind in einer vulkanischen Caldera.«

Norman humpelte heran und richtete den Blick auf die Felswände. Er zog die Brauen zusammen. »Na toll. Warum kommt mir ausgerechnet jetzt das Sprichwort *»vom Regen in die Traufe«* in den Sinn?«

Sam achtete nicht auf die mürrischen Worte des Fotografen, sondern musterte die Höhen ringsumher. »Wenn du Recht hast, Maggie, müssen wir uns irgendwo in der Vulkanansammlung östlich des Lagers befinden.« Er nickte zu einem dunklen Schatten im Süden hinüber. Ein weiterer Felskegel, dessen Silhouette von Rauch ummantelt war, stieg aus der südlichen Wand empor und überragte ihr Vulkantal. »Seht mal, wie viele es gibt.«

Maggie nickte. »Du hast vielleicht Recht. Diese Region ist nie erforscht worden. Zu steil und gefährlich.«

Denal, der dicht neben Norman stand, fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn und brummelte: »Warm hier.«

Sam stimmte zu. Er nahm den Hut ab und kämmte sich mit den Fingern das feuchte Haar zurück. Nur in der Weste, müsste ihm in dieser Höhe bei Einbruch der Dämmerung eigentlich kalt werden. Stattdessen war es mehr als mild.

»Das sind die Geysire«, erklärte Maggie. »Sie halten die Gegend hier warm und feucht.«

»Wie in einem tropischen Gewächshaus«, sagte Norman, den Blick auf den Regenwald rings um die goldene Kuppel gerichtet. »Seht euch mal diesen Bewuchs an!« Er kämpfte mit seiner

Kamera, um sie loszubekommen.

Ringsumher breitete sich dichter Wald aus. Das Gewirr aus Zweigen, von denen Ranken herabhingen, erstreckte sich in alle Richtungen. Weiter oben im Tal erkannten sie einige offene Wiesen, Unterbrechungen im Baldachin des Regenwalds. Sie lagen zumeist in der Nähe der allgegenwärtigen Geysire. Ansonsten wirkte der Wald innerhalb der Wände des Vulkankegels unberührt. Unter seinem schützenden Blätterdach blühte und gedieh eine üppige Pflanzenwelt. Riesenfarne mit Wedeln, die größer waren als Menschen, bedeckten den Boden, während hunderte von Orchideen mit faustgroßen gelben Blüten von den Astgabeln der Bäume hingen. Sogar eine Art dorniger Dschungelrose kletterte Zweige und Ranken hoch.

Norman machte ein paar Schnappschüsse, während die anderen am Waldrand entlanggingen.

In dieser grünen und von Blüten übersäten Pracht piffen und kreischten aufgeschreckte Vögel, offenbar von ihrer Anwesenheit gestört. Eine kleine Schar blau geflügelter Papageien schoss über den dunstigen Himmel dahin. Noch näher ertönten die warnenden Rufe eines Affen und hallten von den Felswänden wider. Die winzigen Gestalten sausten zwischen den Bäumen und Ranken umher, Blitze aus feuerrotem Fell und peitschenden Schwänzen.

Auf der anderen Seite dieser Mauer aus Grün versprach das Plätschern von Wasser einen von einer Quelle gespeisten Bach.

»Wie ein verschollenes Paradies«, bemerkte Norman.

Sam nickte, obwohl in ihm eine gewisse Besorgnis keimte. Er dachte an die lateinische Warnung des Francisco de Almagro auf den Hematitbeschlügen: *Hüte dich vor der Schlange von Eden!*

Ein ähnlicher Gedanke musste Maggie durch den Kopf geschossen sein. Sie spitzte die Lippen und kniff die Augen argwöhnisch zusammen. »Wir bekommen Gesellschaft«, flüsterte sie plötzlich.

Sam spannte sich an und fragte aufgeschreckt: »Was?«

Maggie stand reglos da und nur ihre Augen bewegten sich und zeigten die Richtung an, in die er schauen sollte.

Hinter ihnen ertönte plötzlich das Knirschen von Metall. Die Kuppel schloss sich wieder. Ihre einzige Möglichkeit, aus der vulkanischen Caldera zu verschwinden, war dahin.

Sam durchforstete mit seinem Blick den Abschnitt des Regenwalds, auf den Maggie gezeigt hatte. Schließlich entdeckte er ein kleines Gesicht in den Schatten, das seinen Blick erwiderte. Die Gestalt musste bemerkt haben, dass er sie entdeckt hatte, denn sie erhob sich und trat aus dem dichten Gebüsch am Rand des Regenwalds. Von anderen Stellen schlüpfen sieben weitere Männer auf die Lichtung rings um die goldene Kuppel.

Sie hatten mokkafarbene Haut und dunkle Augen und stammten eindeutig von den Quecha ab. Sie reichten Sam etwa bis zur Schulter, hielten jedoch Speere in Händen, die größer als der Texaner waren, und trugen traditionelle indianische Kleidung: schmucklose *haura*-Hosen sowie fantasievoll mit Papageien- und Kondorfedern verzierte Hemden.

Ein Mann mit karminrotem Kopftuch, offenbar ihr Anführer, trat vor und sagte ernst etwas in seiner Sprache.

Mit zusammengezogenen Brauen übersetzte Denal: »Wir sollen ihm folgen.«

Der kleine Jäger drehte sich um, ging zum Rand des Walds und schob die riesigen Wedel eines Baumfarns beiseite. Dahinter zeigte sich ein verborgener Pfad. Der Mann duckte sich unter dem Laubwerk hindurch und ging los. Die anderen Jäger warteten ab, bis Sams Gruppe auch ganz bestimmt folgte.

Da kein Grund bestand, diese Fremden zu fürchten, winkte Sam seinen Leuten zu. »Gehen wir ... vielleicht wissen sie einen Weg zurück zur Ausgrabungsstätte.« Doch als er sich ihre langen Speere ansah, hängte Sam seine Winchester so über die Schulter, dass er sie sofort griffbereit hatte. Sollte es Schwierigkeiten geben, wollte er vorbereitet sein.

Denal berührte Sam am Ellbogen. Der Junge hatte die Augen ebenfalls misstrauisch zusammengekniffen. Es lag ihm wohl etwas auf der Zunge, aber dann schüttelte er den Kopf und fischte eine krumme Zigarette aus der Tasche. Er murmelte etwas in seiner Muttersprache und steckte sich den Filter zwischen die Lippen.

»Was ist, Denal?«

»Etwas nicht stimmen«, brummelte er, blieb dann aber stumm. Der Junge half Norman unter dem Farnwedel durch auf den Pfad.

Sam kam als Letzter, Maggie neben sich. Nachdem der Regenwald sie verschluckt hatte, gingen sie mehrere Minuten lang schweigend dahin.

»Was hältst du von denen?«, flüsterte Maggie schließlich.

»Sie gehören offensichtlich zu einem Stamm der Quecha. Hunderte wie sie leben als Jäger und Sammler draußen in der Wildnis.«

Maggie zeigte mit dem Daumen zur Lichtung zurück. »Und eine Kuppel aus massivem Gold ist ihnen völlig schnuppe?«

Sam grübelte über ihre Worte nach. Sie hatte Recht. Die Jäger hatten so gewirkt, als hätte sie der Anblick der Fremden mehr interessiert als der Reichtum in ihrem Rücken. Auch Denals Bestürzung nagte an ihm. Was stimmte hier nicht?

Beim Weitermarschieren musterte er die Indianer. Sie bewegten sich lautlos, hielten die Speere locker und schoben Ranken beiseite. Bald kreuzte der Pfad einen kleinen Strom, den sie mit Hilfe einiger großer Steinblöcke durchwateten. Wer waren diese Jäger?

Die Antwort auf diese Frage tauchte nach der nächsten Biegung vor ihnen auf.

Der dichte Regenwald öffnete sich und wie durch Zauberei erschien ein Dorf. Die steinernen Bauten umstanden einen Platz und zogen sich terrassenförmig weiter bis zum Dschungel hin; fast alle waren halb überwachsen und von dem hohen

Blätterdach beschattet. Dschungelblumen zierten steinerne Dächer und wuchsen in Höfen. Der angenehme Duft der Blüten überdeckte den Schwefelgestank der Fumarolen.

Mit offenem Mund starrte Sam hinüber. Lamas und kleine Schweine liefen in den schmalen Gassen umher, während Männer und Frauen in den Türen und Fenstern die vier Fremden angafften. Das Dorf hatte bestimmt über hundert Einwohner, die teils Poncho-ähnliche *cushmas*, teils Hemden mit Ärmeln und kleinen Kapuzen und teils lange indianische *anacu*-Tuniken trugen.

Norman humpelte auf Denals Schulter gestützt dahin. Eine der jüngeren Frauen mit einem *likla*-Schal aus Wolle trat aus einer Tür und ging nervös auf ihn zu. Sie hielt ihm einen locker gebundenen Kranz aus blauen Blumen hin, der mit gelben Papageienfedern durchflochten war. Der dünne Fotograf lächelte und verneigte sich. Die Frau ergriff die Gelegenheit beim Schopf, eilte noch näher heran und ließ den handgewebten Schmuck über den Kopf des Fotografen gleiten. Norman richtete sich auf, sie kicherte, hielt sich eine Hand vor den Mund und tänzelte davon.

Norman wandte sich Denal zu, während er das Geschenk befragte und dazu verlegen grinste. »Beißt sich das mit meinem Hemd?«, fragte er und humpelte weiter. Der Fotograf war anscheinend völlig blind gegenüber dem, worüber sie hier gestolpert waren.

Sam und Maggie dagegen standen wie versteinert am Rand des Dorfs. In Gedanken streifte Sam den Bewuchs von den Häusern ab und verbannte Mensch und Tier aus den Straßen. Er erkannte die Anlage dieses Orts wieder. Der zentrale Platz, die sternförmig davon wegführenden Gassen, die terrassenartig angelegten Häuser ... alles sah genauso aus wie unten in der Nekropolis!

Maggie fasste ihn am Ellbogen. »Weißt du, was das hier ist?«, flüsterte sie und sah mit großen Augen zu Sam auf. »Das

ist nicht irgendein Stamm der Quecha, der von der Hand in den Mund lebt.«

Sam nickte. »Das sind Denals Vorfahren«, sagte er schokkiert. Er war zum gleichen Schluss gekommen wie Maggie.

Sie waren über ein *lebendiges* Inkadorf gestolpert!

Bei Sonnenuntergang vernahm Philip ein Geräusch, von dem er nicht geglaubt hätte, dass er es jemals wieder hören würde: das statische Rauschen aus dem Funkgerät des Lagers. Ruckartig sprang er auf, wobei er den Campingstuhl umwarf, auf dem er gegessen hatte. Bruder Otera und die anderen Dominikaner waren unten an der Ausgrabungsstätte. Kurz nach Mittag waren zwei erfahrene Bergbauer eingetroffen, die dabei halfen, den Quecha-Arbeitern die richtigen Anweisungen zu erteilen.

Philip riss das Kommunikationszelt auf, schoss in das schattige Innere und schnappte sich den Empfänger. »Hallo!«, schrie er hinein. »Hört mich jemand?«

Atmosphärische Störungen ... und dann eine nervöse Antwort: »...ilip? Sam hier! Die Batterie des Funkgeräts ... Wir sind aus den Höhlen rausgekommen ...« Und plötzlich nur noch von Wortfetzen durchsetztes Rauschen.

Philip richtete die Antenne des Funkgeräts neu aus. »Sam! Komm zurück! Wo bist du?«

Worte kämpften sich durch das Knistern und Knacken. »Wir sind in einem der Vulkane ... östlich, glaube ich.«

Philip jubelte und ihm wurde leicht ums Herz. Wenn die anderen in Sicherheit waren, gab es keinen Grund mehr, weiter den Schacht auszugraben. Die Sache war überstanden! Er könnte bald gehen! Er dachte an seine Wohnung in Harvard, wo seine Bücher, sein Computer und die Papiere sauber organisiert und katalogisiert waren. Er blickte an seinem zerrissenen Hemd und der schmutzigen Hose hinab. Nach dieser Expedition war ein für allemal Feierabend mit der Praxisarbeit!

In seiner Freude entgingen ihm Sams letzte Worte, aber das

spielte keine Rolle mehr. »... Helikopter oder andere Luftüberwachung. Wir werden oben am Kamm ein Signalfeuer anzünden. Haltet Ausschau nach uns!« Sam stellte eine letzte Frage: »Hast du schon was von Onkel Hank gehört?«

Philip runzelte die Stirn und schaltete den Sendeknopf ein. »Nein, aber die Nachricht ist inzwischen ganz bestimmt in Cusco angekommen. Es ist bereits Hilfe eingetroffen. Es sollte nicht mehr lang dauern.«

Als Philip den Knopf losließ, rauschte es heftig.

Sams Stimme war noch ferner. »Du wirst nicht glauben, was wir hier oben gefunden haben, Philip!«

Er verdrehte die Augen. Als ob ihn das interessieren würde. Aber Sams nächste Worte rissen ihn aus dieser vollkommenen Gleichgültigkeit. »Wir haben einen verschollenen Inkastamm gefunden!«

Philip drückte den Sendeknopf. »Was?«

»... zu lange Geschichte ... Batterie schwach ... rufen morgen zur gleichen Zeit wieder an.«

»Sam, warte!«

»Haltet Ausschau nach unserem Signalfeuer!« Danach verhinderten die Störungen jeglichen weiteren Funkverkehr.

Mehrere Minuten lang versuchte Philip, Sam wieder hereinzubekommen, aber vergebens. Entweder war die Batterie zu schwach geworden oder der Mistkerl hatte sein Gerät abgeschaltet. Philip knallte den Empfänger an seinen Platz zurück. »Arschloch!«

Plötzlich wurde der Eingang zum Zelt zurückgeschlagen und Bruder Otera schlüpfte herein. Als sich der große Mönch aufrichtete, war seine schlanke Gestalt lediglich als Silhouette vor der untergehenden Sonne hinter ihm zu erkennen. Das Gesicht lag im Schatten verborgen. »Mit wem haben Sie gesprochen?«, fragte der Mann – mit barscher Stimme.

Philip führte den Ton darauf zurück, dass der Mönch von den Anstrengungen des Tages erschöpft war. Er stand auf, hieß ihn

willkommen und bat ihn weiter ins Zelt. »Das war Sam!«, erwiderte er aufgeregt. »Er und die anderen haben die Höhlen hinter sich gelassen!«

Er war erfreut über den verdatterten Gesichtsausdruck des Mannes. »Wie? Wo sind sie?«

Nach einer kurzen Zusammenfassung von Sams Bericht schloss Philip: »Wir müssen irgendwie sein Signalfeuer finden ... dazu benötigen wir einen Helikopter oder so was.«

Der Mönch nickte mit zusammengekniffenen Augen. »Sehr gut«, murmelte er.

»Aber das ist nicht mal die größte Neuigkeit«, fuhr Philip blasiert fort, als hätte er die Entdeckung selbst gemacht. »Sam ist der Ansicht, dass er da oben tatsächlich eine Gruppe von Inka gefunden hat, einen verschollenen Stamm.«

Bruder Otera warf dem Studenten einen kurzen Blick zu.

Philip schnappte nach Luft angesichts dessen, was er in diesen harten Augen erblickte: etwas Barbarisches und Gefährliches. Er wich einen Schritt zurück und stolperte dabei über einen Becher, den jemand stehen gelassen hatte. Als er sich wieder gefangen hatte, war Bruder Otera bereits an seiner Seite und hielt ihn fest am Ellbogen gepackt.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Mann.

Philip krümmte sich und sah zu ihm auf. Was er in den Augen des Mönchs auch gesehen hatte – es war verschwunden. Nur Wärme und Besorgnis leuchteten aus dem Gesicht des Mannes. Philip musste einer optischen Täuschung erlegen sein. Er räusperte sich verlegen. »Mir ... mir geht's gut.«

Bruder Otera ließ seinen Ellbogen los. »Gut. Wir möchten doch nicht, dass Ihnen etwas zustößt.« Er wandte sich ab. »Ich muss Ihre gute Nachricht den anderen mitteilen«, sagte er, bückte sich und verließ das Zelt.

Philip stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus. Er wusste nicht, weshalb ihn Bruder Otera so nervös machte. Der Bursche war schließlich bloß ein unbedeutender Mönch.

Dennoch rieb sich Philip über die Gänsehaut auf seinen Armen. Der Mann hatte etwas an sich, das ...

Sam saß mit Maggie auf den Stufen am Rand des Dorfplatzes und sah hinunter auf die Feierlichkeiten. Überall brannten Fackeln und kleine Lagerfeuer. Musiker spielten auf Instrumenten aller Größen und Formen: Trommeln aus Lamahaut, Tambourine mit winzigen silbernen Glöckchen, Trompeten aus Holz und Kürbis, unterschiedlich große Flöten aus Schilfrohr und sogar Pfeifen aus den großen Flügelknochen des Bergkondors. Durch den ganzen Ort schallte Jubelgesang über ihre Ankunft.

Vor Sonnenuntergang hatte der Schamane des Dorfs, der *so-cyoc*, sein mystisches *chumpirum* geworfen, eine Ansammlung kleiner farbiger Kieselsteine, mit denen er in der Zukunft las. Der tätowierte Mann mit dem grimmigen Gesicht hatte die Steine eingehend betrachtet und mit hoch erhobenen Armen verkündet, Sam und die anderen seien Botschafter des *Illapa*, des Donnergottes. Anschließend hatte er diese nächtliche Feier zu ihren Ehren befohlen.

Trotz ihrer Einwände hatte man sie freundlich wegbugsiert und behandelt wie hoheitlichen Besuch. Gewaschen, gekämmt und in sauberer einheimischer Kleidung hatte sich das Team zu dem nächtlichen Festschmaus mit anschließender Feier wiedergetroffen. Das Mahl hatte sich endlos dahingezogen. Ein Gang nach dem anderen, bestehend aus hiesigen Köstlichkeiten, war aufgetischt worden: gebratene Meerschweinchen, Bohneneintopf mit Papageienfleisch, ein Salat aus spinatähnlichen Amaranthblättern, gemischt mit einer Art einheimischer Karotte, *arracha* genannt, dazu gewürzte Pasteten aus *oca*, einer Verwandten der Süßkartoffel. Ausgehungert, wie sie waren, hatten sie sich die Bäuche vollgeschlagen und nichts vom Angebotenen zurückgewiesen, auch deshalb, weil sie ihre Gastgeber nicht beleidigen wollten.

Nur Norman hatte kaum etwas zu sich genommen. Er fieberte

aufgrund seiner Verletzungen und hatte sich bald in die Hütte aus Stein und Lehm zurückgezogen, die ihnen zugewiesen worden war. Kurz darauf war ihm Denal gefolgt, der aber nicht krank, sondern lediglich müde und erschöpft war. So wohnten jetzt nur noch Sam und Maggie der nächtlichen Feier bei.

Gähmend strich Sam über das knielange beigefarbene Gewand, das er jetzt trug, und richtete den kurzen *yacolla*-Umhang, den er sich über eine Schulter geschlungen und dort verknötet hatte. Von seinem Stetson hatte er sich nicht trennen wollen, und den zog er nun tiefer in die Stirn.

Anschließend lehnte er sich zurück und stützte sich auf die Hände. »Wie konnten diese Leute nur so lange hier im Verborgenen leben?«, murmelte er.

Maggie neben ihm rührte sich. »Weil sie es so wollten.« Sie trug ein langes ockerfarbenes Gewand, das ihr bis zu den Fußknöcheln reichte. Es wurde von einer elfenbeinfarbenen Schärpe mit dazu passendem Schal gesichert. Sie befestigte die Anstecknadel mit dem Golddrachen, mit der der Schal befestigt war. »Ist dir aufgefallen, dass der Regenwald den größten Teil des Dorfs versteckt? Fast wie eine Tarnung. Ich bezweifle sogar, dass Satelliten diese verborgene Stadt entdecken könnten. Denk doch nur mal an die geothermische Aktivität hier in der Gegend. Jede thermische Überprüfung würde doch nur ein wildes Durcheinander ergeben.«

Sam schaute zum dunstigen Nachthimmel auf. Nur wenige Sterne waren zu erkennen. »Hmm. Du könntest Recht haben.«

Maggie gab dem Gespräch eine andere Richtung. »Also, Sam, was ist es so für ein Gefühl, Botschafter des Donnergotts zu sein?«

Er lächelte träge. »Prophetische Steine hin oder her, ich schätze eher, der Schamane hat Echos unserer Gewehrsschüsse gehört und uns deswegen mit *Illapa* in Verbindung gebracht.«

Maggie warf ihm einen raschen Blick zu. »Daran habe ich gar nicht gedacht. Ziemlich schlaue Theorie.«

Sam ging das Lob runter wie Öl und er musste grinsen.

»Aber was ist mit der Totenstadt da unten? Wie passt die hier rein? Sie ist fast ein Spiegelbild von diesem Ort hier.«

Sam runzelte die Stirn. »Keine Ahnung. Aber wenn man ihre Lage berücksichtigt, hat sie vielleicht etwas mit den drei Ebenen der Existenz zu tun. Wenn wir dieses Dorf mal als Teil der mittleren oder lebendigen Welt betrachten – der *cay pacha* –, dann gehört die Stadt da unten sicher zur *uca pacha*, zur unteren Welt.«

»Die Welt der Toten.«

»Genau ... eine Totenstadt.«

Maggie zog nachdenklich die Brauen zusammen. »Hmm ... vielleicht. Aber wo ist die dritte Stadt, falls deine Theorie zutrifft?«

»Was meinst du damit?«

»Die Inka waren ein sehr strukturiertes Volk. Wenn sie entsprechende Städte in den unteren und mittleren Welten erbaut haben, wo ist dann die Stadt der oberen Welt, der *janan pacha*?«

Sam wurde allmählich müde. Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Aber wir werden morgen weitere Antworten erhalten. Genießen wir doch jetzt die Feier zu unseren Ehren!« Er hob seinen Krug mit *chicha*, einem gegorenen Maisgetränk, und nahm einen langen Zug. Es war so bitter, dass er das Gesicht verzog.

Maggie setzte sich zurück. »Ist wohl nicht so ganz nach deinem Geschmack«, neckte sie ihn.

»Ein kühles Budweiser kann es jedenfalls nicht ersetzen. Aber dafür haut dieses Gebräu kräftig rein.« Er merkte, dass er leicht beschwipst war. Inzwischen war die Nacht weit vorangeschritten. Sogar der Mond war untergegangen.

Lächelnd lehnte sich Maggie leicht an ihn. Er nutzte die Gelegenheit und legte einen Arm um sie. Sie entzog sich ihm nicht und machte auch keinen Witz darüber. Sam trank einen

weiteren Schluck des Maisbiers. Er hoffte, dass die Wärme des Augenblicks nicht allein auf das gegorene Gebräu zurückzuführen war.

Vor ihnen begann eine neue Gruppe mit einem kunstvollen Tanz um das große Feuer in der Mitte. Die Tänzer und Tänzerinnen hatten eine goldene oder silberne Gesichtsbemalung und bewegten sich gekonnt zu einer Melodie, die auf dem Schädel eines Dschungelhirschs gespielt wurde, dessen Geweih als Flöte diente.

»Wunderschön«, meinte Maggie. »Wie ein Traum. Geschichten, die wir gelesen haben, erwachen zum Leben.«

Sam zog sie näher zu sich. »Wenn nur Onkel Hank hier sein und das sehen könnte!«

»Und auch Ralph«, sagte Maggie leise.

Sam warf der Frau in seinen Armen einen Blick zu. Mit glänzenden Augen starrte sie ins Feuer, das Gesicht in den warmen Schein getaucht.

Sie musste seinen forschenden Blick gespürt haben, denn sie wandte sich ihm zu, sodass ihre Gesichter sich beinahe berührten. »Aber du hast Recht gehabt, Sam«, sagte sie leise. »Vorhin ... als du gesagt hast, die Toten würden die Lebenden nicht beneiden. Du hast Recht gehabt. Wir leben ... wir sind hier. Und wir dürfen dieses Geschenk nicht mit Gefühlen der Schuld und Trauer vergeuden. Das wäre die wahre Tragödie.«

Er nickte. »Es ist falsch, das Leben so zu leben, als wäre man tot.« Seine Stimme war nur noch ein hauchiges Flüstern. Er dachte an die Jahre nach dem Verlust seiner Eltern. Er und sein Onkel hatten ihren Kummer miteinander geteilt, hatten sich gegenseitig unterstützt. In Wahrheit waren sie beide jedoch gar nicht so anders als Maggie. Zum Teil hatten sie sich genau wie sie gegen Eindringlinge von außen abgeschottet und ihre gemeinsame Tragödie dazu benutzt, andere auf Abstand zu halten. Dazu hatte er keine Lust mehr.

Sam wagte es, noch näher an Maggie heranzurutschen.

Sie sah ihm mit leicht geöffneten Lippen in die Augen.

Er beugte sich zu ihr und sein Herz pochte im Einklang mit den Trommeln – da hörte die Musik plötzlich auf. Schweigen legte sich schwer über den Dorfplatz.

Bei der plötzlichen Unterbrechung sah Maggie zur Seite und damit war der intime Moment vorüber. »Die Party ist offenbar zu Ende.«

Sam wurde es eng ums Herz und ihm versagte die Stimme. Er schluckte heftig, um seine Zunge zu lösen. »Ich ... ich denke, ja«, brachte er erstickt heraus.

Jemand kam zu ihnen herüber. Es war der Schamane, dessen Name, wie sie erfahren hatten, Kamapak lautete. Er zeigte ein breites Lächeln auf dem tätowierten Gesicht, als er sich ihnen über die Stufen näherte. Sam und Maggie standen auf, um ihn zu begrüßen. Er plapperte etwas in seiner Muttersprache und hob die Arme sowohl zum Dank als auch zum Abschied. Offensichtlich wünschte er ihnen eine gute Nacht. Die Feuer ringsumher wurden bereits gelöscht.

Während Sam so dastand, drehte sich ihm alles. Das hatte er dem *chicha*-Bier zu verdanken. Einen Atemzug lang starrte er in die erlöschenden Flammen – Spiegelbild seiner eigenen inneren Hoffnungen und Leidenschaften. Er wandte sich ab. Das Hinschauen schmerzte zu heftig.

Der Schamane geleitete Sam und Maggie zu den ihnen zugewiesenen Räumlichkeiten zurück, wobei der Inka nach wie vor aufgeregt plapperte.

Sam hätte gern Denal als Dolmetscher dabeigehabt, auch, wenn er ein paar vertraute Worte erkannte. Offenbar ging es um eine ihrer mystischen Gottheiten, Inkarri. Da er nichts verstand, lächelte Sam einfach und nickte so, wie es alle taten, die einer Sprache nicht mächtig waren.

Als sie die Hütten am Rand des Dorfplatzes erreichten, schwieg Kamapak endlich und klopfte Sam auf die Schulter.

Der Schamane neigte den Kopf und huschte davon.

Maggie blieb stehen und sah ihm nach. Sie hatte einen von den Männern getrennten Raum erhalten. Sam stand verlegen neben ihr und überlegte, ob der verstrichene Moment neu belebt werden könnte, aber Maggies nächste Worte übergossen jene glimmenden Scheite mit eiskaltem Wasser. »Was hat er da über Inkarri erzählt?«

Achselzuckend rief sich Sam das Epos der Inka ins Gedächtnis zurück. Vermutlich war Inkarri der lebende Sohn von Inti, der Sonne, und der letzte göttliche König seines Volks. Wie es hieß, war er von den spanischen Eroberern gefangen genommen und enthauptet worden, aber sein kopfloser Körper war angeblich nicht gestorben. Er sollte gestohlen werden und in einer heiligen Höhle versteckt sein – wo ihm ein neuer Körper wachsen sollte. Daraufhin würde Inkarri wieder auferstehen und den Inka ihren ehemaligen Glanz und Ruhm zurückbringen.

Aber das war natürlich bloß ein Mythos. Das letzte Oberhaupt der Inka war Atahualpa gewesen. Er war 1553 von der spanischen Armee unter ihrem General Pizarro an einen Pfahl gebunden und stranguliert worden. Seinen Leichnam hatte man verbrannt. Sam schüttelte den Kopf. »Wer weiß, was der Schamane sagen wollte? Vielleicht können wir morgen Denal dazu bringen, mit ihm zu reden.«

Maggie runzelte die Stirn. »Auf jeden Fall ist es seltsam. Ich dachte immer, dass der Mythos durch eine Vermischung der Geschichten von den spanischen Eroberungszügen mit biblischen Erzählungen, die die Missionare mitgebracht haben, entstanden ist. Christi Auferstehung. Merkwürdig, dass der *socyoc* dieses isolierten Stammes hier die gleiche Geschichte erzählt.«

»Na ja, ganz gleich, wo die Quelle ihren Ursprung hat, er wirkte auf jeden Fall verteuelt aufgeregt.«

Maggie nickte und starrte weiter über das terrassenförmig angelegte Dorf hinaus, wo die Lagerfeuer gelöscht und die Fackeln in den Sand gesteckt wurden. Dunkelheit breitete sich

über die Steinhütten aus und verschlang sie. Schließlich wandte sich Maggie mit einem Seufzer ab. »Ich leg mich besser aufs Ohr. Wir haben morgen einen langen Tag vor uns. Gute Nacht, Sam.«

Er verabschiedete sich mit einem Wink und drehte sich dann zu der Schilfmatte, die über seinem Eingang hing. Als er sie beiseite schob, verschwanden die Geschichten von Inkagöttern im Hintergrund und er dachte an Maggie, wie sie zu ihm aufgeschaut hatte, ein leidenschaftliches Versprechen in ihren Augen. Die Erinnerung an die unpassende Unterbrechung versetzte ihm erneut einen Stich.

Vielleicht hatte er zu viel in diesen erhitzten Augenblick hineingelesen. Dennoch wusste er, dass das Bild ihrer Lippen seine Träume der kommenden Nacht heimsuchen würde.

Seufzend duckte er sich und betrat sein Gemach.

FÜNFTER TAG

Inkarri

Freitag, 24. August, 6.30 Uhr
Cusco, Peru

Joan hatte die ganze Nacht über kein Auge zugetan. Sie saß an dem kleinen Schreibtisch in ihrer Zelle und eine winzige Öllampe warf ihren Schein auf ihr Werk. Das zerknitterte, gelbliche Papier lag auf der wurmstichigen Tischplatte. Der Bleistiftstummel in ihrer Hand war stumpf, der Radiergummi bis zur Metallhülse abgerieben. Sie hatte ihre handgeschriebene Kopie der verschlüsselten Botschaft vor sich, die sie auf der Rückseite von Bruder Francisco de Almagros Kruzifix vorgefunden hatte, und arbeitete nach wie vor an der Entzifferung der Symbole. Niemand hatte daran gedacht, ihr das Papier abzunehmen, aber wozu auch? Niemand außer ihr und Henry kannte die Bedeutung der hingekritzelten Zeichen.

Joan tippte sich mit dem Bleistift an die Lippen. »Wovor hast du uns warnen wollen?«, murmelte sie zum tausendsten Mal, seit sie nach dem Essen am vergangenen Abend in ihre Zelle zurückgekehrt war. Sie hatte nicht schlafen können, weil sie den Kopf so voll hatte: Einerseits machte ihr die Gefangenschaft Sorgen, andererseits verspürte sie aber auch Neugier, was die Enthüllungen im Laboratorium der Abtei wohl zu bedeuten hatten.

Und ihr Mitgefangener im Flur unten bot ihr keinen Trost.

Nachdem Henry erfahren hatte, dass sein Neffe in Gefahr war, hatte er sich von ihr zurückgezogen. Sein Blick war hart und wütend geworden, sein Verhalten verschlossen. Er hatte während des ganzen Abendessens kein einziges Wort gesprochen und sogar sein Lammfilet kaum angerührt. Jegliche Versuche ihrerseits, seine Ängste zu zerstreuen, waren mit höflicher Zurückweisung erwidert worden.

Also war Joan voller Anspannung und Furcht in ihre Zelle zurückgekehrt. Etwa um Mitternacht hatte sie mit ihrer Arbeit an dem Code angefangen, nachdem ihre Versuche, etwas Schlaf zu finden, erfolglos geblieben waren.

Joan starrte ihr nächtliches Werk an. Große Teile der Botschaft waren übersetzt, aber noch klafften viele Lücken. Ihr bisheriger Erfolg war größtenteils dem Hinweis zu verdanken gewesen, den sie von Abt Ruiz persönlich erhalten hatte: der Name *el Sangre del Diablo*. Aus der großen Vielfalt der runenähnlichen Symbole hatte Joan bereits geschlossen, dass jede Einkerbung einem Buchstaben des Alphabets entsprach. Folglich ging es darum, jedes Zeichen durch einen Buchstaben zu ersetzen. Also musste sie eine Abfolge von Symbolen finden, die der Abfolge von Buchstaben in *el Sangre del Diablo* entsprach. Sie hatte darum gebetet, dass der Mönch diesen Namen irgendwo in dem Kryptogramm erwähnt hatte.

Und er hatte es getan!

Mit dieser Hand voll Zeichen, die sie bereits mit Buchstaben ersetzen konnte, war es lediglich eine Sache der Empirie, den Rest des Kryptogramms zu entziffern. Trotzdem war es schwierig. Ihr Spanisch war alles andere als flüssig. Sie hätte gern Henry bei sich gehabt – insbesondere, seit sie beunruhigenderweise entdeckt hatte, dass die bislang entzifferten Bruchstücke offenbar Teil der letzten Worte des Mannes waren, seiner letzten Warnung an die Welt.

Sie hielt das Papier hoch. Ein Schauer überlief sie, als sie las: *Hier ist mein letzter Wille. Möge Gott mir vergeben ... die Schlange von Eden ... Pestilenz ... Blut des Satans verdirbt Gottes Werk ... Prometheus hält unsere Erlösung in Händen ... betet ... möge die Schlange niemals freigelassen werden.*

Seufzend legte Joan Papier und Bleistift aus der Hand und rieb sich die müden Augen. Mehr konnte sie nicht erreichen. Bruder de Almagro war entweder wahnsinnig gewesen oder hatte vor lauter Angst fantasiert. Andererseits konnte Joan nach

den Ereignissen unten in der Gewölbekammer nicht sicher sein, ob sein Geschwätz nicht doch einen wahren Kern in sich barg. Was er auch entdeckt hatte, es hatte ihm einen furchtbaren Schrecken eingejagt.

Das Geräusch näher kommender Schritte hallte draußen durch den Korridor und unterbrach ihre Träumereien.

Rasch faltete sie das gelbe Papier zusammen und steckte es wieder weg. Wenn sie einen Augenblick allein mit Henry zusammen sein könnte, würde sie erfahren, was er darüber dachte ... vorausgesetzt, er hörte ihr zu. Sie erinnerte sich daran, wie stur er schon als junger Mann gewesen war, voller verborgener Stimmungen, an die sie nie so richtig herangekommen war. Aber davon würde sie sich nicht abhalten lassen. Sie würde dafür sorgen, dass er ihr bis zum Ende zuhörte, selbst wenn sie ihm dafür den Arm verdrehen müsste. Francisco hatte etwas oben in den Bergen gefürchtet, das mit dem rätselhaften Metall zu tun hatte. Wenn sein Neffe da mittendrin steckte, sollte Henry die Ohren lieber aufsperrern.

Ein scharfes Klopfen ertönte an der Tür, anschließend eine Stimme: »Der Abt wünscht Sie beide zu sehen.« Die höfliche Stimme gehörte Carlos. Joan fuhr herum, als ein klirrender Schlüssel ihre Tür aufsperrte.

Was jetzt?

Wieder einmal saß Henry im Studierzimmer des Abts. An den Wänden zogen sich Reihen von Büchern entlang und die breiten Fenster standen offen und gestatteten die Sicht auf die Kirche Santo Domingo, deren Kreuz hell im morgendlichen Sonnenschein erstrahlte. Hinter ihm stand ein weiterer Mönch Wache, eine Pistole in der Hand.

Aber Henry sah nichts von alledem. Er saß zusammengesunken da und stellte sich Sam vor, wie er unter Haufen von Schutt und Tonnen von Granitblöcken begraben war. Er ballte die Hände zu Fäusten. Es war seine Schuld. Was hatte er sich

nur dabei gedacht, als er die Grabungsstätte einer Hand voll unerfahrener Studenten überlassen hatte? Er wusste die Antwort. Er war von der Möglichkeit geblendet gewesen, seine Theorie beweisen zu können. Nichts sonst hatte gezählt. Nicht einmal Sams Sicherheit.

Schwere Türen quietschten und kündigten die Ankunft einer anderen Person an. Henry blickte über die Schulter und sah Joan, die von dem dunkeläugigen Carlos hereingeleitet wurde. Ihre Lider waren geschwollen und aus dem zerknitterten Zustand ihrer Bluse und Hose schloss er, dass Joan ebenso wie er keinen Schlaf gefunden hatte.

Beim Eintritt lächelte sie ihm nicht zu. Warum auch? Schließlich stand auch ihr Leben dank seiner Dummheit auf dem Spiel. Er war wieder in ihr Leben getreten, nur um es in Gefahr zu bringen.

»Hinsetzen«, befahl Carlos ihr grob. »Abt Ruiz wird gleich kommen.« Dann murmelte der Mönch dem anderen Wächter etwas auf Spanisch zu. Er sprach zu schnell und zu leise, als dass Henry ihn hätte verstehen können. Daraufhin ging Carlos.

Joan sank in den anderen Polstersessel vor dem breiten Mahagoni-Schreibtisch. »Wie hältst du dich?«, fragte sie.

Henry war nicht nach Reden zumute, aber zumindest aus Gründen der Höflichkeit verdiente sie eine Antwort. »Geht so. Wie steht's bei dir?«

»Dasselbe. War eine lange Nacht.« Joan warf einen Blick auf den Wächter und beugte sich dann ein wenig näher heran. Sie berührte Henry am Knie und täuschte die Vertraulichkeit zweier Liebender vor, die einander Trost spendeten. Ihre Worte waren kaum mehr als ein leiser Hauch. »Ich habe den größten Teil des Codes auf dem Kruzifix entziffert.«

Trotz seines verzweifelten Zustands fuhr Henry hoch. »Was?«

Seine überraschte Reaktion lenkte den Blick des Wächters auf ihn. Der Mönch sah ihn funkelnd an und hob die Pistole

höher.

Henry streckte eine Hand aus und berührte Joans Wange. Es erforderte keine große Schauspielkunst, den Geliebten dieser Frau zu spielen. »Was willst du damit sagen?«, flüsterte er. »Ich habe das Kreuz doch im Labor weggeworfen.«

Joan griff in eine Tasche ihrer Bluse und ließ die Ecke eines gelben Papiers aufscheinen. »Meine Kopie.«

Henry bekam große Augen. Während er sich die ganze Nacht nur in seinem Schuldgefühl und Ärger gesuhlt hatte, hatte Joan die Zeit genutzt, am Kryptogramm des Kruzifixes zu arbeiten. Scham rötete ihm die Wangen. Aber weshalb sollte ihn ihr Vorgehen eigentlich überraschen? Sie war schon immer so findig gewesen.

Unterdrückt fuhr Joan fort: »Es geht um das rätselhafte Metall. Seine letzten Worte sind eine ziemlich wirre Warnung vor einer Art Krankheit oder Pestilenz, die mit der Substanz Z zu tun hat. Wie ich annehme, hatte sein Orden keine Ahnung davon ... und hat sie nach wie vor nicht.«

Henry merkte, wie das Rätsel wieder seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er konnte Sam von hier aus nicht direkt helfen, aber Wissen konnte eine mächtige Waffe sein. »Wovor hatte er Angst?«

Auf Joans Gesicht zeigte sich Ratlosigkeit. »Ich habe nicht alles entziffern können. Es gibt noch einige Lücken und seltsame Hinweise: die Schlange von Eden, der griechische Mythos von Prometheus.« Sie sah Henry durchdringend an. »Um alles rauszukriegen, brauche ich deine Hilfe.«

Henrys Blick flackerte zu dem Wächter hinüber. Er wollte sich ihre Übersetzung gern ansehen, aber das war unter den Augen des Mönchs schlecht möglich. »Die Schlange von Eden ist bestimmt ein Hinweis auf den Versucher in der Bibel, der mit verbotenem Wissen lockte, ein metaphorischer Bezug auf etwas, das gleichzeitig unwiderstehlich ist und ins Verderben führt.«

»Wie die Substanz Z.«

Henry kniff die Augen zusammen. »Möglich ...«

»Aber was ist mit dem Hinweis auf Prometheus?«

Er schüttelte den Kopf. »Dieser Bezug ist mir überhaupt nicht klar. Prometheus war einer der mythischen Titanen, die den Göttern das Feuer gestohlen und der Menschheit gebracht haben. Zur Strafe wurde er an einen Felsen gekettet und ein riesiger Adler hat jeden Tag ein Stück seiner Leber gefressen.«

Joan runzelte die Stirn. »Seltsam ... warum erwähnt er das?«

Henry lehnte sich in seinen Sessel zurück und sann schweigend über das Geheimnis nach. Das war besser, als sich nutzlos Sorgen um Sam zu machen. Er setzte die Brille ab und rieb sich die Augen. »Es muss einen Grund dafür geben.«

»Vorausgesetzt, der Mann war noch klar im Kopf, als er die Zeichen in das Kreuz geritzt hat.«

»Das weiß ich nicht. Lass mich darüber nachdenken. Abt Ruiz zufolge hat Francisco die Hauptader gesucht, die wahre Quelle für *el Sangre*. Die Verwandlungseigenschaft kannte er schon, also denke ich, dass deine frühere Annahme zutrifft. Er hat dort oben in den Bergen etwas entdeckt, das ihn veranlasst hat, seine Meinung über das Metall zu ändern.«

»Und das ihm eine Scheißangst eingejagt hat.«

Henry nickte. »Aber er ist am Ende hingerichtet und mumifiziert worden, was darauf hindeutet, dass ihn die Inka gefangen genommen haben, nachdem er diese Sache entdeckt hatte. Wenn er seinem Orden eine Warnung zukommen lassen wollte, war die Botschaft auf dem Kreuz schon ganz clever, ein einkalkuliertes Risiko. Er musste gewusst haben, dass die Schamanen der Inka einen persönlichen Gegenstand auf dem Leichnam des Verschiedenen nicht anrühren würden, erst recht nicht einen goldenen. Es war seine einzige Chance, diese Botschaft weiterzugeben, auch wenn er selbst nicht mehr davonkommen konnte. Er muss darauf gehofft haben, dass die Inka seinen Leichnam den Spaniern zurückgeben würden, statt ihn

zu mumifizieren und zu begraben, wie es dann tatsächlich geschehen ist.«

»Was lässt sich daraus also schließen?«

Henry wandte sich Joan zu und in seinen Augen lag Besorgnis. Er hatte keine Antwort parat.

Joan hätte ihrerseits auch nichts erwidern können, denn die Tür öffnete sich erneut und Abt Ruiz marschierte in den Raum. Sein Gesicht war gerötet, vor Überanstrengung oder Aufregung. Carlos folgte hinterdrein und stellte sich neben den anderen Wächter. Ruiz ging zu seinem Schreibtisch und ließ seine massige Gestalt aufseufzend in seinen Bürostuhl sinken. Einige schweigsame Augenblicke lang betrachtete er Henry und Joan. »Ich habe gute Neuigkeiten für Sie, Professor Conklin. Heute früh hat uns eine Nachricht aus den Bergen erreicht.«

Henry richtete sich auf. »Sam und die anderen?«

»Es wird Sie freuen zu hören, dass sie den eingestürzten Tempel verlassen konnten. Sie befinden sich in Sicherheit.«

Henry unterdrückte ein erleichtertes Schluchzen. Joan streckte eine Hand aus und er umklammerte sie dankbar. »Gott sei Dank!«

»In der Tat sollten Sie ihm danken«, meinte Ruiz. »Aber das ist nicht alles.«

Henry hob den Blick. Joan hielt seine Hand nach wie vor fest.

»Anscheinend haben Sie Ihren Neffen gut ausgebildet.« Auf Ruiz' Gesicht zeigte sich ein breites Lächeln.

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Henry mit harter Stimme.

»Er und seine Kommilitonen haben oben in den Bergen eine erstaunliche Entdeckung gemacht.«

Henry kniff die Augen zusammen.

Der Abt lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Offensichtlich genoss er es, Henry so zappeln zu lassen. »Er hat einen verschollenen Stamm der Inka gefunden, ein Dorf hoch oben in

einem Vulkankegel.«

»Was?« Vor Verblüffung umklammerte Henry Joans Hand noch fester. Er wusste nicht, was er mit dieser Äußerung anfangen sollte. Spielte der Abt ein falsches Spiel mit ihm? Aber er konnte sich kein Motiv dafür vorstellen. »Sind ... sind Sie ganz sicher?«, fragte er bestürzt.

»Das werden wir überprüfen«, erwiderte Ruiz. »Ich habe den ganzen Morgen damit verbracht, Vorbereitungen zu treffen und alles für unsere Reise zu arrangieren.«

»Für *unsere* Reise?«

»Ja, Ihre und meine. Wir werden dort oben Ihre Fachkenntnisse benötigen, Professor Conklin, ebenso wie Ihre Anwesenheit, damit Sie Ihren Neffen davon überzeugen, mit uns zusammenzuarbeiten.« Abt Ruiz berichtete knapp von Sams Funknachricht sowie der Flucht der Studenten durch die Höhlen, die sie schließlich zu dem verborgenen Dorf geführt hatte. »Sie sehen also, Professor Conklin, dass wir die Lage des Vulkans nicht genau kennen. In dem Gebiet gibt es Hunderte. Ihr Neffe hat vorgeschlagen, uns mit einigen Signalfeuern Zeichen zu geben, und wenn Sie bei uns sind, wird er es sicher sofort tun.«

Wie betäubt von dieser Nachricht saß Henry da. Es war zu viel, was da auf ihn einstürzte. Sein Neffe war in Sicherheit – aber wenn er sich auf die Sache einlassen und Ruiz' Plan folgen würde, brachte er Sam womöglich in noch größere Gefahr. Andererseits hätte er da draußen vielleicht die Chance, ihn zu warnen und Ruiz' Absichten zu durchkreuzen. Hier in Gefangenschaft blieben ihm nur wenig Möglichkeiten, seinem Neffen zu helfen.

Joan, die seine Qual deutlich spürte, drückte ihm erneut die Hand, eine Geste, die ihn tatsächlich tröstete.

Abt Ruiz stand auf. »Wir werden in zehn Minuten mit dem Helikopter losfliegen«, sagte er. »Der Faktor Zeit ist von entscheidender Bedeutung.«

»Wieso das?«, fragte Henry, der sich von Joan gestärkt fühlte.

Ruiz starrte ihn an, bis er den Blick senkte. »Weil wir zu der Auffassung gelangt sind, dass Ihr Neffe mehr als nur einen Inkastamm entdeckt hat. Vielleicht ist er auf die Hauptader des *Sangre del Diablo* gestoßen. Warum sonst würde ein kleiner Stamm der Inka sich nach wie vor dort oben verstecken? Doch nur, wenn sie etwas zu bewachen haben.«

Joan und Henry wechselten besorgte Blicke.

»Wir müssen uns beeilen.« Der Abt winkte Carlos, der in seiner Kutte heranschlurfte, wieder die 9-mm-Glock in der Hand.

»Beweg dich!«, sagte der Wächter hart und stieß Henry die Waffe gegen die Kehle.

Dem Abt waren die rüden Manieren seines Untergebenen anscheinend völlig gleichgültig. Als würde er seine Hände in Unschuld waschen, trat er um den Schreibtisch herum und ging zur Tür.

Unter vorgehaltener Waffe standen Henry und Joan auf.

»Du nicht«, sagte Carlos und deutete auf Joan. »Du bleibst hier.«

Voller Angst kräuselte Joan die Stirn.

Henry, der sie nach wie vor an der Hand hielt, zog sie näher zu sich heran. »Sie kommt mit oder ich bleibe hier.«

Der Tumult veranlasste Abt Ruiz, an der Tür innezuhalten. »Keine Angst, Professor. Dr. Engel bleibt nur hier, damit Sie auch wirklich mit uns zusammenarbeiten. Solange Sie unseren Anordnungen Folge leisten, wird ihr nichts geschehen.«

»Scheiß drauf! Ich bleibe!«, sagte Henry hitzig.

Auf ein Nicken des Abts hin handelte Carlos so rasch, dass Henry nicht mehr reagieren konnte. Er schlug Joan laut schallend ins Gesicht. Sie fiel mit überraschtem Aufschrei zu Boden.

Sofort kniete Henry sich neben sie.

Sie nahm die Hände von ihrem bleichen Gesicht. Ihre Finger

waren blutig – die Lippe war aufgesprungen.

Henry wandte sich Ruiz und Carlos zu. »Ihr gottverdammten Scheißkerle! Dazu bestand keine Notwendigkeit!«

»Und es besteht auch keine Notwendigkeit für Gotteslästerung«, sagte Ruiz ruhig von der Türschwelle aus. »Die Lektion hätte bei weitem schlimmer ausfallen können. Also wiederhole ich meine Einladung, Professor Conklin. Kommen Sie mit! Widersetzen Sie sich nicht noch einmal, sonst wird Carlos beim nächsten Mal nicht mehr so nachsichtig sein.«

Joan stieß Henry weg. »Geh!«, sagte sie zitternd und unter Tränen. »T... tu, was sie dir sagen.«

Er beugte sich näher heran. Er wusste, dass er gehen musste. Dennoch ... »Ich kann dich nicht hier zurücklassen.«

Sie hob sich auf ein Knie und wischte sich das Blut vom Kinn. »Du musst«, sagte sie fast schluchzend und mit bebender Stimme. Dann fiel sie ihm in die Arme, drückte ihn fest an sich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Ihre Stimme bebte nicht mehr erschrocken, sondern war fest: »Geh, Henry. Hilf Sam!«

Zunächst war Henry verdutzt über die plötzliche Veränderung, aber dann ging ihm auf, dass sie die Rolle des schüchternen Mädchens nur für ihre Kidnapper spielte.

»Wenn die Scheißkerle Recht haben«, fuhr Joan fort, »und die Hauptader tatsächlich dort oben liegt, bist du der Einzige, der von Franciscos Warnung weiß. Also geh! Ich tu von hier aus, was ich kann.«

Henry wusste nichts zu erwidern, das in etwa der Stärke dieser Frau entsprochen hätte. »Aber ...?«

Sie umarmte ihn fester, täuschte ein Schluchzen vor und zischte ihm dann ins Ohr: »Jetzt hör schon mit diesem chauvinistischen Getue auf! Da hätte ich dir mehr zugetraut.« Sie legte ihre Wange an die seine. Wegen Carlos und Ruiz sagte sie etwas lauter: »*O bitte, tu ... tu, worum sie dich bitten! Um meinwillen. Kehre einfach nur zu mir zurück!*«

Selbst unter den gegebenen Umständen konnte Henry ein

knappes Grinsen nicht unterdrücken. Er begrub es in ihren dichten, rabenschwarzen Haaren. »Na gut, jetzt trägst du aber ein bisschen zu dick auf.«

Sie küsste ihn sanft aufs Ohrläppchen. Ihr Atem war heiß auf seinem Hals und sie hatte die Stimme wieder zu einem Flüstern gesenkt. »Ich habe jedes Wort so gemeint. Du kehrst besser zu mir zurück, Henry. Du sollst nicht wieder aus meinem Leben verschwinden, wie du es im College getan hast.«

Ein paar schweigende Sekunden lang hielten sie einander fest. Dann schob sie ihn brüsk weg. »Geh!«

Henry stand auf. Die Haut an seinem Hals war noch immer warm von ihrem Kuss. Er sah frische Tränen in Joans Augen und hatte den Verdacht, dass sie echt waren. »Ich komme zurück«, sagte er leise zu ihr.

Carlos packte ihn am Ellbogen. »Komm schon!«, fauchte er und riss ihn weg.

Diesmal widersetzte sich Henry nicht. Er wandte sich zur Tür, bekam allerdings noch mit, wie Joan mit dem Mund eine letzte Warnung formte, wobei sie mit den blutigen Fingern ihre Brusttasche berührte.

Als er weggeführt wurde, hallte ihm Joans letzte Botschaft durch den Kopf – gleichermaßen Rätsel und Warnung:

Hüte dich vor der Schlange!

Zweierlei überraschte Sam, als er am folgenden Morgen erwachte und aus seinem Strohlager kroch. Zum einen erstaunte es ihn, dass er überhaupt hatte schlafen können. Schließlich war er von zahllosen Beispielen für die Handwerkskunst der Inka in dem steinernen Zimmer umgeben: verzierte und glasierte Töpferwaren, gewebte Wandteppiche mit Abbildungen von Göttern in der Schlacht, einfache Holzgerätschaften und Steinwerkzeuge. Er hielt sich wirklich und wahrhaftig in einem lebendigen Inkadorf auf! Es war kaum zu fassen, dass der Traum der vergangenen Nacht nach wie vor real wahr.

Zum zweiten wurde ihm klar, dass das *chicha*-Bier der Inka ihm den heftigsten Kater mit den schlimmsten Kopfschmerzen aller Zeiten eingebrockt hatte. In seinem Kopf hämmerte es wie eine der Trommeln von vergangener Nacht und seine Zunge fühlte sich so pelzig an wie ein Affenschwanz. »Mein Gott, so viel habe ich doch gar nicht getrunken!«, stöhnte er. Er streckte sich, richtete das Lendentuch, das er tags zuvor getragen hatte, und wälzte sich auf die Beine. »Das muss an der Höhe liegen«, entschied er laut.

Er suchte nach seinem Gewand, fand es in einer Ecke und schlüpfte hinein. Dann setzte er sich den Stetson auf und ging zur Tür. Denal und Norman waren bereits auf und davon. Ihre Betten waren leer.

Er schob die Schilfmatte vor dem Eingang beiseite und blinzelte, da ihn das Sonnenlicht des späten Vormittags in den trüben Augen schmerzte. Es war viel zu hell. In den nahen Baumkronen sangen Vögel und ein Duft nach Lavendel überdeckte fast den allgegenwärtigen Gestank aus den Fumarolen. Stöhnend begrüßte er den Morgen.

»Wird aber auch Zeit«, sagte Maggie ganz in der Nähe. Norman und Denal standen neben ihr. »Es wird dich freuen zu erfahren, dass die Inka auch so eine Art Kaffee entwickelt haben.«

Sam hob beide Hände und schlenderte auf ihre Stimme zu. »Gib mir was davon!«

Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Helligkeit und er fand seine drei Gefährten, die ähnlich aussehende Gewänder trugen, neben zwei Frauen, die an einem kleinen Herd aus Ziegelsteinen mit einem offenen Backofen darunter zugange waren. Sie lächelten über seinen erbärmlichen Zustand.

Er humpelte zu ihnen hinüber. Dicke irdene Töpfe, in denen warmer Brei und Eintopf brodelten, ruhten in kleinen Öffnungen auf dem steinernen Herd. Der Duft nach gebackenem Brot entströmte dem Ofen, dazu noch ein anderer Geruch, den er

nicht einordnen konnte.

Sam beugte sich herab, sog die Luft aus dem Ofen ein und bekam dadurch den Kopf etwas klarer.

»Lamamist«, sagte Maggie.

Sam richtete sich auf. »Was?«

»Sie benutzen Lamamist zum Heizen ihrer Öfen.«

Stirnrunzelnd wich Sam einen Schritt zurück. »Köstlich.«

Die beiden jungen Inkafrauen am Herd plapperten miteinander und warfen den Fremden dabei rasche Seitenblicke zu. Eine von ihnen war schwanger. Ihr Leib war mächtig geschwollen. Wie Sam wusste, herrschte bei den Inka eine strenge Arbeitsmoral. Jedermann arbeitete. Sie hatten ein Motto: *Ama sua, ama lulla, ama quella*. Niemals stehlen, niemals lügen, niemals träge sein. Das einzige Zugeständnis an die Schwangerschaft der Frau war ein niedriger Holzschemel oder *duho*, auf den sie bei der Arbeit ihr Gewicht stützen konnte, eines der wenigen Möbelstücke, die die Inka herstellten.

Sam nahm einen Becher mit einem zähflüssigen, sirupartigen Gebräu von Maggie entgegen und sah zweifelnd hinein.

»Es hilft«, meinte Maggie mit einem matten Lächeln. Anscheinend war auch sie den Nachwirkungen des böartigen Gebräus nicht ganz entkommen.

Sam nippte an dem Inka-Kaffee. Er schmeckte nussartig mit einer Spur Zimt. Zufrieden darüber, dass der Kaffee besser schmeckte, als er aussah, ließ Sam sich mit seinem Getränk nieder. Wenige kostbare Augenblicke lang nippte er schweigend daran. Maggie hatte Recht. Der Inka-Kaffee half dabei, wieder einen klaren Kopf zu bekommen, aber an den Rändern blieben seine Gedanken verschwommen. Er schwor dem *chicha* auf ewig ab. Schließlich hob er das Gesicht von dem dampfenden Becher. »Also, was haben wir heute Morgen vor?«

Es war Norman, der antwortete: »Morgen? Es ist fast Mittag, Sam. Ich bin schon wieder reif für eine kurze Siesta.« Seine Worte sollten neckisch klingen, doch sein bleiches Gesicht

strafen sie Lügen. Sam hatte es zuerst gar nicht bemerkt, doch die Haut des Fotografen hatte sich ins krankhaft Grünliche verfärbt. Er sah, wie schwer sich Norman auf Denal stützen musste, während er von der Mauer weghumpelte.

»Was macht das Bein?«, fragte Sam.

Norman hob den Saum seines Gewands hoch. Sein Knie war verbunden, aber offensichtlich geschwollen.

Eine der Frauen beugte sich näher heran und betrachtete sich das Knie genau, dann plapperte sie etwas in der Inka-Sprache. Drei Augenpaare richteten sich auf Denal.

Er übersetzte. Es war ein Glück, dass sein Quecha dem einheimischen Dialekt der Inka, von dem es abstammte, so ähnlich war. Ansonsten hätte die Gruppe mit der Verständigung einige Schwierigkeiten gehabt. »Sie sagen, Norman müssen zum Tempel gehen.«

»Tempel?«, fragte Sam.

»Ich werde keinen Hexendoktor an mich ranlassen«, meinte Norman und ließ den Saum seines Gewands los. »Ich steh's durch, bis Hilfe kommt. Apropos, hast du versucht, Philip im Lager zu erreichen?«

Sam schüttelte den Kopf. Aus Sorge um den Fotografen hatte er Falten um die Augen. »Ich tu's jetzt. Wenn bis heute Abend kein Helikopter hier raufkommt, konsultierst du vielleicht doch besser den Medizinmann. Die Inka waren für ihre genaue Kenntnis der Naturmedizin bekannt. Sogar für Chirurgie.«

Norman verdrehte die Augen. »Ich glaube nicht, dass meine Krankenversicherung dafür die Kosten übernimmt.«

Sam winkte in Richtung Hütte. »Dann leg dich wenigstens wieder hin. Ich werde Sykes sofort anrufen.«

Denal half Norman auf sein Zimmer zurück. Sam folgte, um sein Funkgerät aus dem Gepäck zu holen. Er warf Norman erneut einen besorgten Blick zu, als der beim Hinlegen auf das Strohlager leise aufschrie. »Achte darauf, dass er viel trinkt«, sagte Sam zu Denal. »Sobald du es ihm bequem gemacht hast,

komm zu mir. Ich brauche deine Hilfe als Dolmetscher.«

Dann schlüpfte Sam durch die Schilfmatte, trat ein paar Schritte beiseite und schaltete das Sprechfunkgerät ein. Die Anzeige für die Akkubatterien stand im roten Bereich. Ohne neu aufgeladen zu werden, würden sie es nicht mehr lang machen. »Sam an Basis. Sam an Basis. Over.«

Maggie kam herüber, weil sie mithören wollte.

Die Antwort erfolgte fast augenblicklich. »Wurde aber auch Zeit, Conklin!«, jammerte Philip. Atmosphärische Störungen verzerrten seine Worte.

»Schon Glück dabei gehabt, eine Rettungsmannschaft herzuschicken? Norman ist schwer verwundet und muss so schnell wie möglich hier rausgeholt werden.«

Die atmosphärischen Störungen konnten die Aufregung in der Stimme seines Kommilitonen nicht völlig überdecken. »Dein Onkel kommt! Der Professor! Er verlässt gerade Cusco! Er sollte morgen in aller Frühe mit einem Helikopter und Vorräten hier eintreffen.«

Aufgeregt umklammerte Maggie Sams Ellbogen.

»Ich habe noch nicht mit ihm persönlich sprechen können«, fuhr Philip fort. »Der Satellitenempfänger ist nach wie vor hinüber. Aber von Cusco ist eine Nachricht nach Villacuacha hier ganz in der Nähe gegangen und über ein improvisiertes Funk-Netzwerk weitergeleitet worden, das einige Mönche heute früh errichtet haben. Die Nachricht ist gerade vor einer Stunde eingetroffen!«

Sam hegte gemischte Gefühle. Onkel Hank kam! Andererseits hatte er gehofft, es würde schon heute Hilfe eintreffen. Doch das war wohl unrealistisch. Sie waren hunderte von Kilometern von einem Ort entfernt, der auch nur die holprigste Piste zu bieten hatte. Er drückte wieder auf ›Senden‹. »Gute Nachricht, Philip! Aber sorg dafür, dass dieser Helikopter so schnell wie möglich hier raufkommt! Mach Onkel Hank Feuer unterm Arsch, wenn möglich. Wir lassen die ganze Nacht über

ein Feuer brennen, nur für den Fall, dass er eher hier eintreffen kann.« Das rote Licht an der Batterieanzeige blinkte inzwischen bedrohlich. »Ich muss abschalten, Philip! Ich ruf dich bei Sonnenuntergang wieder an, was es an Neuem gibt.«

Atmosphärische Störungen überdeckten den größten Teil von Philips Antwort. Das Rauschen machte Sams latente Kopfschmerzen noch schlimmer. Er fluchte und schaltete ab. Hoffentlich hatte seine letzte Botschaft Philip erreicht.

»Morgen früh«, sagte Maggie und aus ihrer Stimme klang zweifellos Erleichterung. Sie wandte sich um und blickte über den Ort. »Es wird toll sein, wenn Professor Conklin hier ist.«

Sam stellte sich dicht neben sie. »Norman macht mir nach wie vor Sorgen. Ich denke, wir sollten wirklich mit Kamapak, dem Schamanen, sprechen. Nachsehen, ob die Inka etwas hier haben, das Aspirin oder sonst einem Schmerzmittel entspricht.«

Denal trat gebückt unter der Schilfmatte durch und kam zu ihnen. »Norman schlafen«, sagte der Junge, aber er hatte die Lippen besorgt zusammengekniffen.

»Vielleicht suchen wir doch besser diesen Schamanen«, meinte Maggie. »Kannst du uns dabei helfen, Denal?«

Der Junge nickte. »Ich fragen.« Bevor er losging, zögerte er und sah mit schmalen Augen die Hütten an. »Aber etwas hier nicht richtig.«

»Was meinst du damit?«

»Hier keine Kinder«, erwiderte Denal und schaute zu ihnen auf.

Maggie und Sam sahen einander stirnrunzelnd an und blickten dann zu den Steinhütten hinüber. »Bestimmt gibt es welche ...«, setzte Sam an, aber seine Stimme erstarb. Bei ihrer Ankunft gestern hatten sie keine Kinder gesehen, aber es war fast schon Sonnenuntergang gewesen. Die Feier hatte bis spät in die Nacht gedauert, also hatte Sam das Fehlen von Kindern nicht weiter merkwürdig gefunden.

»Er hat Recht«, sagte Maggie. »Ich bin seit mindestens einer Stunde auf und habe auch keine Kleinen zu Gesicht bekommen.«

Sam zeigte zu den beiden Frauen hinüber, die nach wie vor an ihrem Herd werkten. »Aber sie ist schwanger. Die Kinder müssen irgendwo sein. Vielleicht ist es eine Vorsichtsmaßnahme und sie verstecken sie vor uns.«

Wenig überzeugt rümpfte Maggie die Nase. »Aber sie haben uns bereitwillig willkommen geheißen. Keine Wachen oder so was.«

»Gehen wir fragen«, meinte Sam und nickte zu der schwangeren Inkafrau hinüber.

Er ging den anderen zum Herd voraus und stieß Denal in die Seite. »Frage sie, wo die Kinder sind.«

Der Junge trat näher und sprach mit der Frau. In solcher Nähe zu ihm war ihr anscheinend unbehaglich zumute. Sie legte beschützend die Hand auf den Bauch und antwortete erkennbar aufgeregt. Die Antwort war von vielen Armbewegungen und zeigenden Gesten begleitet.

Sam sah in die Richtung, in die sie wies. Dort drüben war ein Vulkankegel, der diese Caldera überblickte.

Schließlich gab Denal auf und wandte sich wieder Sam zu. »Es geben keine Kinder. Sie sagen, sie gehen zu *janan pacha*. Himmel.« Denal nickte zu dem hoch aufragenden Vulkan hinüber.

»Opfer, meinst du?«, fragte Maggie verblüfft. Kinderopfer und Blutrakale mit Kindern waren in der Inkakultur nicht unbekannt.

»Aber *alle* ihre Kinder?«

Maggie ging zu der Frau, verschränkte die Arme und wiegte sie – die universelle Geste für ein Baby. »*Wawas ... wawas?*«, fragte sie mit dem Quecha-Wort für »Baby«. Dann zeigte sie auf den mächtigen schwangeren Bauch der Frau.

Die wirkte schockiert, öffnete zunächst weit die Augen und

kniff sie dann verärgert zusammen. Sie drückte eine Hand gegen ihren Bauch. »*Huaca*«, sagte sie fest und rasch auf Quecha.

»*Huaca*. Heiliger Ort«, übersetzte Denal. »Sie sagen, ihr Bauch jetzt nur noch Heimat für Götter, nicht mehr Kinder. Keine Kinder hier seit vielen, vielen Jahren. Alle sie gehen zum Tempel.«

Die Frau wandte ihnen abschätzig den Rücken zu. Offenbar hatte ihre Frage sie beleidigt.

»Wovon redet sie, was meinst du, Sam?«, fragte Maggie.

»Ich weiß es nicht. Aber jetzt haben wir wohl noch einen Grund dafür, diesen Schamanen aufzusuchen.« Sam winkte Denal und Maggie, ihm zu folgen. »Suchen wir Kamapak.«

Ihre Suche erwies sich als schwieriger, als Sam gedacht hätte. Die meisten Männer waren zur Arbeit auf den Feldern oder auf die Jagd gegangen, auch der Schamane. Denal gelang es, von den wenigen Bewohnern, die etwas innerhalb des Dorfs zu erledigen hatten, in Erfahrung zu bringen, in welcher Richtung sie möglicherweise suchen müssten. Bald fand sich Sams Gruppe auf einem Pfad im Regenwald wieder. Sie kamen an Obst- und Avocadobäumen vorüber, die gerade abgeerntet und beschnitten wurden, und an einer großen, abgemähten Wiese, wo sich Felder mit getreideähnlicher Quinoa mit Reihen von Mais, Chilipflanzen, Bohnen und Kürbis abwechselten. Sowohl Männer als auch Frauen arbeiteten dort. Auf einem brachliegenden Bereich wendeten Männer mit Hilfe von *tacllas* oder Fußpflügen die Erde um, während Frauen sie mit einfachen Hacken, *lampas* genannt, dabei unterstützten. Maggie und Sam blieben stehen, um sie bei ihrem Werk zu beobachten. Voller Erstaunen sahen sie diese uralten Inkawerkzeuge in Gebrauch.

»Einfach nicht zu fassen«, meinte Sam zum hundertsten Mal an diesem Tag.

Denal stieß ihn an. »Hier lang«, sagte er und drängte sie zum Weitergehen.

Sam und Maggie folgten und schauten sich immer wieder

über die Schulter um. Sie betraten erneut den Regenwald und erreichten binnen kurzem eine Lichtung, auf der der Schamane mit einer Hand voll anderer Männer stand. Klawer von geschlagenem Holz lagen auf Zugschlitten. Die hier versammelten Inka hätten allesamt Brüder sein können. Alle waren starke, muskulöse Männer. Nur die Tätowierungen unterschieden den Schamanen von den anderen. Zunächst war Kamapak überrascht von ihrem Auftauchen, dann lächelte er breit, winkte sie heran und sagte etwas.

Denal übersetzte. »Er heißen uns willkommen. Sagen, wir kommen rechtzeitig zum Helfen.«

»Wobei?«

»Holz wieder zum Dorf bringen. Letzte Nacht viele Feuer beim Fest haben Vorräte weggebrannt.«

In Sams Kopf pochte es noch immer. Das waren die Reste seines Katers. Er stöhnte. »Botschafter der Götter oder nicht – offensichtlich erwartet man von uns, dass wir uns den Lebensunterhalt verdienen.« Er stellte sich mit Denal neben Kamapak und hob einen der vielen Schulterriemen auf, mit denen der Schlitten gezogen wurde.

Maggie half, indem sie vorausging und die Lavabrocken beiseite schob, die den Pfad blockierten.

Mit sechs Männern, die als Zugochsen dienten, ließ sich der Schlitten leichter ziehen, als Sam erwartet hätte. Dennoch reichte ihm einer der Männer ein paar Blätter einer Kokapflanze. Als er sie kaute, linderte das Kokain darin die Auswirkungen der großen Höhe ... und seinen Kater. Seine Kopfschmerzen ließen beträchtlich nach. Er fragte sich, ob die Blätter vielleicht auch gegen Normans Fieber und die Schmerzen helfen würden.

Da er sich jetzt wieder besser fühlte, unterhielt er sich mit dem Schamanen, während sie weiter den Schlitten zogen. Denal übersetzte.

Sams Frage nach den Kindern erntete die gleiche Bestürzung. »Der Tempel bekommt unsere Kinder aus den Bäuchen unserer

Frauen. So nahe am *janan pacha*« – erneut ein Nicken zu dem hoch aufragenden Vulkankegel im Süden hinüber – »hat der Gott Con unser Volk gesegnet. Unsere Kinder sind jetzt seine Kinder. Sie leben im *janan pacha*. Geschenke für Con.«

Maggie hatte zugehört und drehte sich zu ihnen um. Sam zuckte mit den Achseln. Con war einer der Götter der nördlichen Stämme. Den Geschichten nach hatte er heldenhafte Schlachten mit Pachacamac, dem Schöpfer der Welt, ausgetragen. Aber es hieß, der Gott Con sei es gewesen, der den Menschen auf dieser Erde erschaffen habe.

»Dieser Tempel«, fragte Sam um seinen Klumpen aus bitter-süßen Blättern herum, »können wir uns den vielleicht mal ansehen?«

Die Augen des Schamanen wurden schmal und er schüttelte heftig den Kopf. »Es ist verboten.«

Da ihn der Mann so heftig zurückwies, verfolgte Sam die Angelegenheit nicht weiter. *So viel dazu, dass wir Botschafter des Donnergottes sind*, dachte er. Anscheinend war Illapa auf dem Totempfahl dieses Dorfs nicht sonderlich hoch angesiedelt.

Maggie glitt an seine Seite zurück und flüsterte: »Ich habe über Denals Beobachtung nachgedacht, dass es keine Kinder gibt. Und darüber, wie das Dorf angelegt ist. In dieser Gemeinschaft fehlt noch etwas.«

»Und das wäre?«

»Alte. Alte Leute. Alle, die wir gesehen haben, sind etwa im gleichen Alter ... so um die zwanzig.«

Als ihm aufging, dass Maggie Recht hatte, geriet Sam ins Stolpern. Selbst der Schamane schien nicht wesentlich älter als er zu sein. »Vielleicht haben sie nur eine geringe Lebenserwartung.«

Maggie sah finster drein. »Sie führen hier ein ziemlich geschütztes Leben. Keine größeren Raubtiere, es sei denn, du rechnest diese Dinger da unten in den Höhlen dazu.«

Sam wandte sich an Kamapak und befragte ihn mit Denals Hilfe nach den fehlenden Alten.

Die Antwort war ebenso rätselhaft. »Der Tempel nährt uns. Die Götter beschützen uns.« Der Schamane sprach in einem Singsang, aus dem man schließen konnte, dass seine Antwort eine uralte Erwiderung war, die er offenbar auf die meisten Fragen gab. Als Maggie selbst Fragen stellte – über Gesundheitsfürsorge und Krankheiten unter den Dorfbewohnern –, erhielt sie dieselbe Antwort.

Sie wandte sich an Sam. »Anscheinend enden alle Kinder, alle Alten und alle Kranken dort oben.«

»Meinst du, sie werden geopfert?«

Maggie zuckte mit den Schultern.

Sam sann über ihre Worte nach, wandte sich dann an Denal und versuchte, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken. »Versuch doch mal, ihm diese Kreaturen zu beschreiben, die wir in den Höhlen gesehen haben.«

Der Junge runzelte die Stirn, da er seine Rolle als Übersetzer allmählich leid war, tat aber trotzdem, worum ihn Sam gebeten hatte. Der Blick des Schamanen verdüsterte sich bei der Erzählung. Er befahl, den Schlitten anzuhalten. Seine Worte waren leise und trugen eine leise Bedrohung mit sich, während Denal übersetzte. »Sprich niemals von jenen, die durch das *uca pacha* wandeln, die Unterwelt. Es sind *mallaqui*, Geister, und es ist nicht gut, von ihnen zu flüstern.« Mit diesen Worten winkte der Schamane den Schlitten weiter.

Sam sah zu den Vulkanen im Süden hinüber. »Der Himmel dort oben und die Hölle unter uns. Alle spirituellen Sphären der Inka sind in diesem einen Tal vereint. Ein *pacariscas*, ein magischer Knoten.«

»Was hat das deiner Ansicht nach zu bedeuten?«, fragte Maggie.

»Ich weiß es nicht. Aber ich werde froh sein, wenn Onkel Hank eintrifft.«

Bald erreichten die Schlepper und ihre Holzladung den Rand des Dorfs. Inzwischen war die Mittagszeit weit überschritten und die Arbeiter warfen ihre Harnische ab und schlenderten ins Dorf. Erneut waren die Hütten voller plappernder, glücklicher Menschen. Offenbar waren sogar die Feldarbeiter für eine Mittagsruhe heimgekehrt.

Sam, Maggie und Denal wanderten zu ihren eigenen Hütten zurück. Die Frauen, die am Herd gekocht hatten, schaufelten jetzt gerösteten Mais und Eintopf in steinerne Schüsseln. Sam lächelte, weil er plötzlich merkte, wie hungrig er war.

»Wir sollten Norman wecken«, meinte Maggie. »Er sollte versuchen, etwas zu sich zu nehmen.«

Denal lief voraus. »Ich ihn holen«, rief der Junge zurück.

Maggie und Sam reihten sich in die Schlange vor dem Herd ein. Auch von den anderen Herden des Dorfs stieg Dampf auf. Sie sahen aus wie winzige Vulkane. Wie bei den meisten Ortschaften der Inka war dieses Dorf in verschiedene *ayllu* aufgeteilt, ausgedehnte Familienclans oder -gruppen. Jeder *ayllu* hatte seine eigene Küche unter freiem Himmel. Bei den Inka wurden die Mahlzeiten stets im Freien eingenommen, sofern es das Wetter zuließ.

Als Sam die Spitze der Schlange erreichte, erhielt er eine Schüssel mit dampfendem Eintopf, auf den eine Kelle zerquetschter gerösteter Mais gegeben wurde. Darin steckte ein kleines Stück Dörrfleisch, *charqui*, in Streifen geschnittenes Lamasteak.

Sam roch gerade daran, als Denal aus dem Eingang nebenan stürzte und auf sie zu rannte. Sein jugenhaftes Gesicht war ernst und angespannt.

»Was ist los?«, fragte Maggie.

»Er verschwunden.« Denal schaute sich um. »Ich finden seine Decke und Stroh wild durcheinander.«

»Wild durcheinander?«, wiederholte Sam.

Denal schluckte heftig. Ganz offensichtlich war er besorgt

und verängstigt. »Als hätten gegen jemand gekämpft.«

Maggie warf Sam einen Blick zu. »Bevor wir in Panik geraten«, meinte sie, »fragen wir doch einfach.« Sam winkte Denal zu der schwangeren Frau, die den Eintopf austeilte. Der Junge unterbrach sie bei der Essensausgabe und fragte sie rasch etwas. Die Frau nickte und ein Lächeln erstrahlte auf ihrem Gesicht. Als Denal sich wieder an Sam wandte, teilte er das Lächeln nicht.

»Sie Norman bringen zum Tempel.«

Am späten Nachmittag hatte Joan es sich zusammen mit einem jungen Mönch in einem der vielen Laborräume tief im Herzen der Abtei gemütlich gemacht. Der Abt hatte sein Versprechen gehalten und die Anordnung hinterlassen, sie als Gast zu behandeln. Also wurde auch ihrer Bitte, die Wissenschaftler der Abtei bei der Arbeit beobachten zu dürfen, widerwillig entsprochen – obgleich ihr persönlicher Wachhund nie weit entfernt blieb. Selbst jetzt sah sie Carlos durch das Sichtfenster. Er ließ eine Hand auf der Pistole im Holster ruhen.

Der junge Mönch namens Anthony lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Natürlich haben wir alle unsere persönlichen Theorien«, meinte er nüchtern in fließendem Englisch. »Es ist nicht so, dass wir unsere Forschungen von unserem Glauben vernebeln lassen. Der Abt sagt immer, dass unser Glaube der Wissenschaft standhalten soll.«

Joan nickte und lehnte sich etwas enger an den Mann. Sie standen vor einer Reihe von Computern und Monitoren. Ein paar Räume weiter unten waren mehrere Techniker am Werk, die ebenso wie sie sterile weiße Laborkleidung trugen. Ansonsten waren sie jedoch unter sich.

Anthony loggte sich in einen der Computer ein. Neben ihm stand ein Tablett mit winzigen Proben des Inkametalls, Reihe um Reihe winzig kleiner goldener Tränen in Plastikbehältern. Da sie frisch aus dem Gefrierschrank kamen, haftete immer

noch ein leichter Nebel aus Trockeneis an dem Tablett. Wie Joan erfahren hatte, versuchte das Labor, die Natur des Metalls zu ergründen, damit die Abtei ihr Ziel, Christus zurück auf die Erde zu bringen, schneller erreichte. Die Forscher hatten bereits Methoden entwickelt, das Metall von Verunreinigungen zu befreien, wodurch sich die wunderbaren Eigenschaften der Substanz noch verstärkten.

Joan musterte die kleinen Proben. Zur Überprüfung ihrer eigenen Theorie benötigte sie eine dieser Goldperlen. Aber wie daran kommen? Die Proben standen nicht weit entfernt, aber bei den vielen Augen,, die auf Joan gerichtet waren, hätte das Tablett ebenso gut hinter Sicherheitsglas verschlossen sein können. Sie ballte ihre Fäuste fester, entschlossen, ihre Mission erfolgreich zum Abschluss zu bringen. Alles, was sie brauchte, war ein ablenkender Augenblick. Sie holte tief Luft und hielt sich bereit.

»Ich bin fast fertig«, sagte der junge Mönch und tippte etwas in den Computer.

Auch Joan war fast fertig.

Sie hielt ihren Blick auf das Tablett gerichtet und drückte dabei ihre linke Brust fester an die Schulter des Mönchs. Sie hatte sich Anthony als ihren Führer ausgesucht, weil er noch so jung war; er war glatt rasiert und dunkelhaarig und konnte kaum älter als zwanzig sein, weshalb er sicher noch leicht zu beeinflussen war. Doch das war nicht der einzige Grund für ihre Wahl. Kaum dass sie einen Schritt ins Labor gesetzt hatte – natürlich unter Carlos' Aufsicht –, war ihr aufgefallen, dass der junge Mann bei ihrem Anblick ganz große Augen bekommen hatte. Er hatte ihr auf den Busen gestarrt und dann eilig beiseite geschaut. An der Johns-Hopkins-Universität hatte sie genügend Vordiplomanden unterrichtet, um zu wissen, wann jemand größeres Interesse an ihr als an ihrem Unterricht zeigte. Normalerweise wies sie jeden Annäherungsversuch freundlich zurück, aber jetzt würde sie solche Gefühle für sich ausnutzen.

Da dieser junge Mann mit den anderen Mönchen hier im Kloster eingesperrt war, ging sie davon aus, dass er sich durch die Avancen einer Frau leicht nervös machen ließe – und nach seinen bisherigen Reaktionen zu urteilen, lag sie damit richtig.

Anthony schluckte heftig und seine Wangen röteten sich. Er wich ein wenig zurück.

Joan nutzte ihren Vorteil schamlos aus. Sie glitt auf den Hocker neben ihm und ließ eine Hand auf dem Knie des jungen Mannes ruhen. »Es würde mich sehr interessieren, Ihre eigenen Theorien zu hören, Anthony. Sie sind schon eine Weile hier. Was halten Sie von *el Sangre del Diablo*?« Sie drückte ihm leicht, ganz sachte, das Knie.

Anthony sah sich nach dem Beobachtungsfenster um, nach Carlos. Die Sicht auf Joans Hand war durch ihrer beider Körper versperrt. Diesmal wich der junge Mönch nicht zurück, aber sein Gesicht war jetzt fast feuerrot. Ganz steif saß er da, einer Statue gleich. Wenn sie mit ihrer Hand nur ein wenig weiter sein Bein hinaufgewandert wäre, hätte sie bestimmt entdeckt, wie steif der junge Mann tatsächlich geworden war.

Den ganzen Nachmittag über hatte sie ihn immer wieder gestreift, berührt oder ihm etwas ins Ohr geflüstert. Durch ihre sanfte Schmeichelei hatte sie ihn schließlich auch in dieses letzte Labor geführt, wo echte Proben des rätselhaften Metalls analysiert wurden. Jetzt begann der wirklich knifflige Teil.

Joan neigte den Kopf und widmete dem Mönch ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. »Sagen Sie mir also, Anthony, wofür halten Sie dieses Metall?«

Fast wären ihm die Worte im Hals stecken geblieben. »Viel leicht für ... für Nanobots.«

Jetzt war Joan die Überraschte. Ihre Hand rutschte von seinem Knie herab. »Wie bitte?«

Anthony nickte eifrig und entspannte sich leicht, da er sich wieder auf vertrautem Terrain befand. »Einige von uns ... die Jüngeren unter uns ... sind der Ansicht, dass dieses Metall

eigentlich eine besonders dichte Ansammlung von Nanobots ist.«

»Wie in der Nanotechnologie?«, fragte Joan. Sie hatte ein paar theoretische Artikel gelesen, in denen die Möglichkeit diskutiert wurde, Materie auf molekularer oder gar atomarer Ebene zu manipulieren. Ein kürzlich im *Scientific American* veröffentlichter Artikel beschrieb einen ersten Versuch von Wissenschaftlern am UCLA, solche mikroskopisch kleinen Roboter zu konstruieren. Im Geiste sah sie die Ergebnisse ihrer eigenen Tests am Elektronenmikroskop vor sich: die Matrix aus winzigen Partikeln, die von hakenförmigen Anhängseln zusammengehalten wurden. Aber Nanobots? Unmöglich. Der junge Mann hatte offenbar zu viel Science Fiction gelesen.

»Sehen Sie mal hier«, sagte Anthony. Er zeigte sich plötzlich aufgeregt darüber, dass er seinem Publikum etwas vorführen konnte. Mit einer stählernen Tiegelzange hob er einen der Behälter vom Tablett und setzte ihn in die Maschine vor sich. »Elektronen-Kristallografie«, erklärte er. »Haben wir selbst entwickelt. Sie kann eine Einheit der Kristallstruktur des Metalls isolieren und dreidimensionale Bilder herstellen. Schauen Sie nur!« Er tippte mit der Tiegelzange auf den Monitor.

Joan beugte sich näher heran, fischte ihre Brille heraus und vergaß für den Augenblick, dass sie den jungen Mönch verführen wollte. Als sie Anthony darum gebeten hatte, ihr das Metall zu zeigen, hatte sie einen so genauen Blick eigentlich nicht gemeint. Aber jetzt war die Wissenschaftlerin in ihr gepackt.

Ein rotierendes Bild erschien auf dem Schirm, das klar und deutlich jede Einzelheit zeigte. Joan erkannte es wieder. Es handelte sich um ein einzelnes, mikroskopisch kleines Teil des Metalls. Es war achteckig mit sechs fadenähnlichen Anhängseln: eines oben, eines unten und vier, die aus dem Mittelteil ragten. An der Spitze eines jeden befanden sich vier winzige Klauenhaken, wie die Krallen eines Spatzes.

Anthony zeigte mit der Spitze eines Kugelschreibers auf den

Bildschirm. »In Form und Aufbau hat es insgesamt gesehen eine deutliche Ähnlichkeit mit einem hypothetischen Nanobot, wie ihn Eric Drexler in seinem Buch *Engines of Creation* vorgeschlagen hat. Er hat eine zweiteilige molekulare Maschine postuliert: *Computer* und *Konstrukteur*. Sozusagen Gehirn und Muskel des Nanobots.« Der junge Mönch fuhr mit seinem Stift an den dünnen, klauenähnlichen Haken entlang. »Hier ist das, was Drexler seine molekularen Positionierer genannt hat.«

Joan runzelte die Stirn. »Und Sie meinen, dieses Ding kann tatsächlich die Materie auf molekularer Ebene manipulieren?«

»Warum nicht?«, erwiderte Anthony. »Wir haben in unserem Körper Enzyme, die wie natürliche, *organische* Nanobots arbeiten. Oder nehmen Sie die Mitochondrien in unseren Zellen ... diese Organellen sind nichts weiter als mikroskopisch kleine Kraftwerke. Sie manipulieren die Materie auf der atomaren Ebene dahingehend, dass sie ATP, oder Energie, für unsere Zellen produziert. Selbst die vielen Viren in der Natur sind so etwas wie molekulare Maschinen.« Er warf ihr einen Blick zu. »Wie Sie sehen, hat Mutter Natur also schon Erfolg gehabt. Nanobots existieren bereits.«

Joan nickte langsam und wandte sich wieder dem Bildschirm zu. »Dieses Ding sieht beinahe viral aus«, murmelte sie. Sie hatte vergrößerte Bilder von angreifenden Bakteriophagen gesehen. Unter dem Elektronenmikroskop wirkten sie wie kleine Mondfähren, die auf Zellmembranen landen, eher wie Maschinen als wie lebendige Organismen. Das Bild hier erinnerte sie an diese Virenproben.

»Wie bitte?«, fragte Anthony.

Joan presste die Lippen aufeinander. »Ich habe bloß laut gedacht. Aber Sie haben Recht. Sogar die Prionen, die den Rinderwahnsinn auslösen, könnte man als Nanobots betrachten. Sie alle manipulieren die DNA auf molekularer Ebene.«

»Ja, genau! *Organische* Nanobots«, meinte er, das Gesicht vor Aufregung gerötet. Er zeigte wieder auf den Monitor.

»Einige von uns halten diese Dinger für die ersten entdeckten *anorganischen* Nanobots.«

Joan runzelte die Stirn. Vielleicht war es tatsächlich so. *Aber zu welchem Zweck?*, überlegte sie. Ihr fiel die Warnung ein, die Bruder de Almagro in das Kruzifix geritzt hatte. Er hatte offenbar Angst vor einer Art Pestilenz gehabt, die in Zusammenhang mit diesem Metall stand. Falls der Mönch Recht gehabt hatte, war dies hier dann ein Hinweis? Viele der natürlichen »Nanobots«, die sie Anthony gegenüber erwähnt hatte – Viren, Prionen – waren Krankheitskeime. Sie spürte, dass sie das Geheimnis lüften könnte, wenn ihr etwas mehr Zeit zur Verfügung stünde. Insbesondere, wenn sie diese Einrichtung hier benutzen könnte, dachte sie und sah sich in dem riesigen Labor um.

Zunächst jedoch musste sie ein Experiment durchführen. Bevor man mit Krankheitserregern umging, tat man gut daran, sich eine Möglichkeit zu schaffen, sie zu sterilisieren. Und der tote Mönch hatte in seinem Kryptogramm eine Möglichkeit angedeutet: *Prometheus hält unsere Erlösung in Händen*.

Prometheus, der Träger des Feuers.

War hier die Antwort zu finden? Feuer war immer ein wirkungsvolles Sterilisierungsmittel gewesen. Joan fiel wieder ein, worauf Dale Kirkpatrick, der Metallurg, hingewiesen hatte: Substanz Z nutzte Energie mit perfekter Effizienz. Was aber, wenn das Metall zu viel Hitze abbekam, wie zum Beispiel von einer Flamme? Empfindlich, wie es war, konnte es vielleicht in einer so extremen Situation völlig außer Kontrolle geraten.

Joan war hierher gekommen, um ihre Theorie zu überprüfen und dazu eine Probe des Metalls zu stehlen, mit der sie experimentieren konnte. Sie riskierte einen raschen Blick zurück auf Bruder Carlos. Zweifellos langweilte sich ihr Wachhund. Er vertraute den Schutzmaßnahmen innerhalb der Abtei zu sehr, als dass er sich Sorgen wegen einer Frau gemacht hätte.

Beiläufig setzte Joan die Brille ab und beugte sich dann näher

zu Anthony hinüber, als er die Hand nach einem Stift ausstreckte. Bei dem plötzlichen Kontakt fuhr der junge Mann zusammen und riss den Arm zurück, wobei er ihr mit dem Ellbogen die Brille aus der Hand schlug. Sie achtete darauf, dass sie auch ja auf dem Tablett mit den kostbaren Proben landete. Wie verschüttete Murmeln tanzten und rollten kleine goldene Tröpfchen auf der Tischplatte umher.

Anthony sprang auf. »Tut mir Leid. Ich hätte besser aufpassen müssen.«

»Schon gut. Ist ja nichts passiert.« Joan sprang von ihrem Hocker und griff sich rasch zwei der umherrollenden Tröpfchen. Andere fielen zu Boden. Techniker eilten herbei, um Anthony dabei zu helfen, die verstreuten Kügelchen wieder einzusammeln. Joan wich zurück.

Plötzlich tauchte Carlos neben ihr auf, die Waffe im Anschlag. »Was ist passiert?«

Joan zeigte mit einer Hand auf die Bescherung und steckte mit der anderen schnell ihre entwendeten Proben weg. Sie nickte zu der emsigen Geschäftigkeit hinüber. »Anscheinend entrinnt selbst dieses gesegnete Labor nicht Murphys Gesetz.«

»Und das lautet?«

Joan wandte Carlos ein unschuldiges Gesicht zu. »Was schief gehen kann, geht schief.«

Mit finsterem Gesicht packte Carlos sie am Ellbogen. »Sie sind lange genug hier unten gewesen. Gehen wir!«

Sie leistete keinen Widerstand, denn sie hatte, weswegen sie hergekommen war – und noch mehr.

Anthony, der auf dem Laborfußboden kniete, hob einen Arm zum Abschiedsgruß. Sie dankte ihm mit einem Lächeln und winkte. Zumindest das hatte der junge Mann verdient.

Rasch führte Carlos sie durch das unterirdische Labyrinth zurück. Sie fand es passend, dass sich der Abschaum der spanischen Inquisition in einem Gegenstück zu einer Folterkammer der Inka verkroch, und fragte sich, ob der Ort bewusst

ausgesucht worden war: Ein Peiniger nach dem anderen setzte sich hier fest.

Bald fand sich Joan vor der Tür zu ihrer Zelle wieder.

Carlos nickte ihr zu, sie solle eintreten.

Doch sie zögerte und wandte sich an ihn. »Sie haben vermutlich keine Zigarette dabei?« Sie rauchte nicht, aber das brauchte er nicht zu wissen. Sie verzog das Gesicht und täuschte Unbehagen vor. »Es ist zwei Tage her und ich halte es nicht mehr aus.«

»Der Abt verbietet das Rauchen in der Abtei.«

Joan zog die Brauen zusammen. »Aber er ist nicht hier, oder?«

Ein echtes Lächeln umspielte seine Lippen. Er warf einen Blick den Korridor entlang, bevor eine Packung Zigaretten in seinen Händen auftauchte. Es ging doch nichts über das geteilte Geheimnis zweier heimlicher Raucher. Er schüttelte zwei heraus. »Hier.«

Sie steckte eine ein und schob sich die andere zwischen die Lippen. »Was dagegen?«, murmelte sie um den Filter herum und beugte sich vor, damit er ihr Feuer gab.

Der ewig finstere Gesichtsausdruck kehrte zurück, aber er griff in seine Kutte, holte ein Feuerzeug heraus und zündete ihr die Zigarette an.

»Danke sehr«, sagte sie.

Er nickte lediglich zu ihrer Zellentür hin.

»Diese Dinger werden Sie umbringen«, murmelte ihr Carlos nach. Dann schloss er die Tür und verriegelte sie.

Joan horchte auf seine davoneilenden Schritte und lehnte sich dann mit einem langen Seufzer gegen die Tür. Rauch quoll ihr über die Lippen. Sie unterdrückte einen Hustenanfall. Sie hatte es geschafft und gestattete sich ein paar Augenblicke, um ihren Sieg zu genießen, stieß sich dann von der Tür ab und machte sich ans Werk. Womöglich fiel jemandem auf, dass Proben fehlten.

Sie ging hinüber zu dem kleinen Tisch und setzte sich. Dann nahm sie die Zigarette aus dem Mund und legte sie sorgfältig auf den Rand. Aus einer plötzlichen Angst vor versteckten Kameras beugte sie sich dicht über ihren Tisch und holte die Artikel über Nanotechnologie heraus, die der junge Mönch ihr zugesteckt hatte. Als sie sie beiseite schob, sprang ihr ein markierter Satz auf einem vertraulichen Papier in die Augen: *Wir sind zu der Auffassung gelangt, dass jedes winzige Teilchen des Metalls eigentlich so etwas wie eine mikroskopisch kleine Fabrik darstellt, was jedoch zwei Fragen aufwirft: Zu welchem Zweck ist sie entworfen worden? Und wer hat sie programmiert?*

Joan richtete sich ein wenig auf und dachte über die beiden letzten Fragen nach. *Nanotechnologie?* Erneut stellte sie sich die Kristallstruktur des Nanobots mit den hakenförmigen Armen vor. Wenn der junge Wissenschaftler Recht hatte, was zum Teufel war dann der Zweck des seltsamen Metalls? Hatte Bruder de Almagro vor langer Zeit die Antwort gefunden? War er deswegen so entsetzt gewesen?

Joan beugte sich wieder über ihren Schreibtisch, um zu verbergen, was sie da tat, und holte die beiden goldenen Tröpfchen hervor. Wie die Antwort auch lauten mochte, eines wusste sie genau: Das Metall hatte den mumifizierten Mönch in Angst und Schrecken versetzt und er hatte möglicherweise einen Hinweis darauf gegeben, wie man es vernichten konnte.

Joan ließ die goldene Träne über den Eichentisch rollen. Jetzt, nachdem es sich aufgewärmt hatte, fühlte sich das Metall an wie ein Stück weicher Kitt. Ganz, ganz vorsichtig streifte sie ein winziges Stück auf die Spitze ihres Kugelschreibers und wischte es auf dem Tisch ab. Sie musste sparsam sein. Die Testprobe hatte etwa die Größe einer Ameise.

Anschließend nahm sie ihre Zigarette, klopfte die Asche ab und senkte die glühende Spitze auf das Metall. »Na gut, Bruder de Almagro. Dann sehen wir mal, ob Prometheus unsere Erlö-

sung bedeutet.«

Sie leckte sich vor Konzentration die Lippen und berührte vorsichtig das Gold.

Die Reaktion war nicht laut, kaum mehr als ein kräftiges Husten, aber ihr Resultat war heftig: Joans Arm wurde zurückgerissen, dass ihr die Zigarette aus den Fingern flog, und von der hölzernen Tischplatte wirbelte Rauch auf. Ihr eigener überraschter Aufschrei war lauter als die Explosion. Sie wedelte den Rauch beiseite. In der Eichenplatte war ein Loch entstanden.

»Mein Gott«, sagte sie und dankte ihrer Vorsehung, dass sie nicht das gesamte Metalltröpfchen benutzt hatte. Bestimmt wäre der ganze Tisch, wenn nicht sogar noch die Mauer dahinter weggepustet worden.

Sie sah sich um, horchte auf Schritte. Niemand hatte etwas gehört.

Grimmig erhob sie sich und ging zur Tür. Sie berührte das Schloss, während sich in ihrem Kopf ein Plan formte. Sie befingerte die restlichen goldenen Proben, um sie zu wiegen und Berechnungen anzustellen. Sie musste es weitersagen – insbesondere Henry.

Aber besaß sie genügend von dem flüchtigen Metall, um sich den Weg in die Freiheit zu sprengen? Vielleicht nicht ... Sie trat von der Tür weg. Sie würde sich in Geduld üben müssen, bis der rechte Augenblick gekommen wäre.

Sie musste warten, ebenso geduldig wie Bruder de Almagro. Er hatte fünfhundert Jahre gebraucht, um seine Botschaft weiterzugeben. Joan starrte das glimmende Loch im Schreibtisch an – aber am Ende hatte ihn jemand gehört.

Die Sonne ging gerade unter, als Henry darauf wartete, dass der große Helikopter auf einem vom Regenwald umgebenen behelfsmäßigen Landeplatz aufgetankt wurde. Die Sechsmanncrew des Abts war dabei, die letzten Vorräte in den Frachtraum

zu laden. Henry stand ein wenig abseits am Rand der verfallenen Landebahn. Die Rotoren wirbelten leere Ölkannister und Müll über den glatten Streifen Erde. Ganz in der Nähe stand Abt Ruiz im Schatten einer Holzbaracke. Er hatte seine Kutte gegen lockere Safari-Kleidung getauscht und verhandelte gerade mit dem spitzgesichtigen chilenischen Mechaniker. Anscheinend war der Preis für den Brennstoff Gegenstand der hitzigen Debatte.

Henry kehrte ihnen den Rücken zu. Links standen zwei bewaffnete Jünger des Abts Wache, damit er, ein sechzigjähriger Professor, nicht in den Regenwald floh. Aber selbst wenn er sie entwaffnen und davonlaufen könnte, würde er keine zehn Schritte in diesem Dschungel überleben, das wusste er.

Tiefer im Wald hatte Henry flüchtig Sonnenlicht auf Metallblitzen sehen – Guerillas, die sich und ihre Kapitalanlagen versteckten. Dieser Landeplatz, der auf keiner Karte verzeichnet war und von Wildwuchs verschlungen wurde, war eindeutig ein Umschlagplatz für Drogen- und Waffenschmuggler. Henry bemerkte auch die Kisten mit russischem Wodka neben der Hütte. *Ein Hauptumschlagplatz für den schwarzen Markt*, dachte er.

Er ergab sich seinem Schicksal. Sie waren den ganzen Nachmittag über von Cusco bis zu diesem Landeplatz geflogen. Von hier aus war es seiner Schätzung nach ein vierstündiger Flug bis zu einem weiteren geheimen Stopp in der Nähe von Macchu Picchu. Dort würde erneut aufgetankt werden, dann noch einmal drei oder vier Stunden bis zu den Ruinen. Sie würden wohl ziemlich genau bei Sonnenaufgang dort eintreffen.

Bis dahin musste er sich etwas ausgedacht haben, wie er der Gruppe des Abts einen Strich durch die Rechnung machen konnte.

Henry rief sich sein kurzes Gespräch mit Philip Sykes ins Gedächtnis zurück. Der Student hatte zwar erleichtert geklun-

gen, aber in seiner Stimme hatte auch eine Spur von Furcht gelegen. Henry verfluchte sich, weil er nicht nur seinen Neffen in diesen Schlamassel gebracht hatte, sondern auch alle anderen Studenten. Er musste eine Möglichkeit finden, sie zu schützen. Aber wie?

Vom Helikopter her ertönte eine Stimme. Die Tanks waren gefüllt und bereit für die nächste Etappe der Reise.

»Fertig aufladen!«, schrie Ruiz über das Knattern der Rotoren hinweg. Der Abt reichte dem schmallippigen Chilenen eine Hand voll Scheine. Man hatte sich offenbar über den Preis geeinigt.

Neben dem Hubschrauber warteten die letzten Kisten mit Ausrüstung für die Grabung und den Abriss immer noch darauf, an Bord gebracht zu werden. Henrys Blick fiel auf vier von ihnen, in deren Holz eine kyrillische Aufschrift gebrannt war. Russische Schmuggelware: Granaten, AK-47 Sturmgewehre, Plastiksprengstoff. *'ne Menge Bewaffnung für ein Team von Archäologen*, dachte Henry grimmig.

Der Abt winkte seinen Wächtern, sie sollten ihn zu den beiden Helikoptern zurücktreiben. Henry gab sich keinen Illusionen hin. Auch er war nur ein Teil der Ausrüstung, ein weiteres Werkzeug, das benutzt und dann weggeworfen wurde. Er hatte den Verdacht, dass er wie Dr. Kirkpatrick an der Johns Hopkins enden würde, mit dem Gesicht nach unten und einer Kugel im Rücken – ebenso Joan, Sam und die anderen Studenten.

Als er zum Helikopter zurückgeführt wurde, leistete er keinerlei Widerstand. Solange Joan gefangen war, musste er abwarten und aufmerksam auf jede sich eventuell bietende Gelegenheit achten. Während er die provisorische Landebahn überquerte, rief er sich ihren letzten gemeinsamen Augenblick ins Gedächtnis zurück. Er erinnerte sich an den Duft ihres Haars, an das Gefühl, als ihre Haut über die seine gestreift war, als sie ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte, an die Wärme ihres Atems auf seinem Hals. Beim Gedanken an die Gefahr, der sie

sich gegenüber sah, bekam er feuchte Hände. Ihr durfte nichts zustoßen. Weder jetzt noch später. Er würde einen Weg finden, sie zu befreien.

Als er den wartenden Helikopter erreichte, strahlte Abt Ruiz über das ganze Gesicht. »Wir fliegen los, Professor Conklin«, dröhnte er und bestieg die Kabine. »Zu Ihren Ruinen.«

Henry quittierte das joviale Gehabe des Mannes mit einem Stirnrunzeln, bevor er sich auf Anweisung des Wächters neben ihn setzte und sich anschnallte.

Ruiz beugte seine massige Gestalt vor und sprach mit dem Piloten. Sie mussten die Köpfe eng zusammenstecken, um einander verstehen zu können. Der Pilot zeigte auf seinen Sprechfunk. Als sich der Abt wieder an Henry wandte, war das Lächeln verschwunden. »Anscheinend gibt's da oben weitere Probleme«, meinte er.

Henry schlug das Herz heftiger in der Brust. »Wovon sprechen Sie?«

»Ihr Neffe hatte kurz Kontakt mit dem Studenten an den Ruinen. Der Fotograf vom *National Geographic* ist anscheinend in Schwierigkeiten geraten.«

Henry erinnerte sich an Philips Beschreibung von Normans Verletzung. Er hatte nicht lange genug reden dürfen, um Einzelheiten in Erfahrung zu bringen, und wusste nur so viel, dass der Fotograf medizinische Betreuung benötigte. »Was ist los?«

Der Abt stieg wieder aus dem Helikopter. »Wir ändern unsere Pläne«, verkündete er mit finsterner Miene. »Ich muss noch mal verhandeln. Wir brauchen noch mehr Treibstoff, genug, dass wir direkt zu den Ruinen fliegen können. Keine weiteren Stopps mehr.«

Henry fasste Ruiz am Arm. »Was ist passiert?«

Einer der Wächter schlug seine Hand weg. Aber Ruiz gab Antwort. »Ihr Neffe ist offenbar der Ansicht, dass die Inka den Fotografen opfern wollen.«

Henry wirkte bestürzt.

Abt Ruiz tätschelte ihm das Knie. »Machen Sie sich keine Sorgen, Professor Conklin. Vielleicht können wir den Fotografen nicht retten. Aber wir sind da oben, bevor die anderen umgebracht werden.« Dann duckte sich der große Mann unter die Rotoren und hielt dabei seinen Safarihut fest.

Henry lehnte sich in seinen Sitz zurück und ballte die Hände zu Fäusten. Blutrituale. Daran hatte er überhaupt nicht gedacht, und das, obwohl er die religiösen Zeremonien der Inka kannte! Sam und die anderen saßen jetzt zwischen zwei blutrünstigen Feinden in der Falle – den Schülern der spanischen Inquisition und einem verschollenen Stamm von Inkakriegern.

Durch das Fenster sah er, wie der Abt dem Piloten ein Zeichen gab, als Handlanger der Guerillas zwei weitere Ersatztanks auf den wartenden Helikopter zurollten.

Henry kniff die Augen zusammen. Er hatte den Verdacht, dass es nicht Altruismus war, was den Abt zur Änderung seiner Pläne bewogen hatte. Es ging nicht darum, den anderen Studenten das Leben zu retten, sondern Ruiz' Anteil an dem zu schützen, was da oben liegen mochte. Wenn Sam und die anderen getötet würden, wäre der Platz der *Sangre*-Hauptader möglicherweise verloren, vielleicht wieder für Jahrhunderte. Dieses Risiko wollte Abt Ruiz nicht in Kauf nehmen. Zwei weitere Packen Geldscheine wurden dem jetzt lächelnden Chilenen übergeben.

Henry hörte ein Kratzen und Knallen, als die Ersatztanks unter dem Landegestell festgemacht wurden. Der Abt kehrte eilig zum Helikopter zurück.

Henry legte den Kopf in den Nacken und stöhnte leise.

Die Zeit lief ihnen davon – ihnen allen.

Maggie sah zu, wie Sam in dem steinernen Raum hin und her lief wie ein aufgestachelter Bulle vor dem Kampf. Er hielt seinen Stetson so fest, dass die Fingerknöchel schon weiß waren, und schlug mit ihm zum wiederholten Mal auf seinen Ober-

schenkel. Er trug wieder Jeans und Weste, die gereinigt und getrocknet worden waren. Maggie hatte den Verdacht, dass der Kleiderwechsel seinen Ärger und seine Enttäuschung über die Inka zum Ausdruck brachte.

Obwohl sie seine Haltung verstand, trugen sie und Denal nach wie vor die lockere Kleidung der Inka, da sie ihre Gastgeber nicht beleidigen wollten.

Sam hatte den ganzen Nachmittag lang versucht, den Schamanen dazu zu bringen, dass er ihnen den Zutritt zum Tempel erlaubte oder Norman zurückbrachte. Kamapaks Antwort war stets die gleiche geblieben; Sam konnte sie mittlerweile selbst übersetzen: »Es ist verboten.« Und da er nicht in Erfahrung bringen konnte, wo dieser heilige Tempel verborgen lag, konnten sie auch keinen Rettungsplan austüfteln. Das bewaldete Tal erstreckte sich gut und gern über mehrere tausend Quadratmeter. Sie waren der Gnade der Inka ausgeliefert.

»Ich habe Philip angerufen und ihn von der Lage in Kenntnis gesetzt«, sagte Sam atemlos. »Aber er ist keine große Hilfe!«

Maggie berührte ihn am Arm und Sam blieb stehen. »Beruhige dich, Sam.«

Seine Augen schimmerten feucht vor Schuldgefühlen und Verzweiflung. »Es ist meine Schuld. Ich hätte ihn nie allein lassen dürfen. Wo habe ich bloß meinen Kopf gehabt?«

»Sie haben uns herzlich und als Teil ihres Stammes aufgenommen. Das mit Norman hättest du unmöglich vorhersehen können.«

Sam schüttelte den Kopf. »Ich hätte trotzdem Vorsichtsmaßnahmen treffen sollen. Zuerst Ralph ... jetzt Norman. Wenn ich bloß ... wenn ich bloß ...«

»Was?«, fragte Maggie. Sie hielt seinen Arm jetzt eisern im Griff und würde dafür sorgen, dass er ihr zuhörte. Dass er so wütete und sich an die Brust schlug, half niemandem. »Was hättest du tun sollen, Sam? Nehmen wir an, du wärst dagewesen, als die Inka gekommen sind – wie hättest du sie daran

gehindert, Norman mitzunehmen? Jeglicher Widerstand hätte möglicherweise bloß dazu geführt, dass wir alle umgebracht worden wären.«

Sam erschauerte unter ihrem Griff und sein Blick klärte sich. »Was also sollen wir tun? Warten, während sie sich einen nach dem anderen holen?«

»Wir gebrauchen unsere Köpfe, das tun wir. Wir müssen klar denken.« Maggie ließ ihn los. Jetzt würde er ihr bestimmt zuhören. »Zunächst einmal glaube ich nicht, dass sie sich uns holen. Norman war verwundet, deshalb ist er zum Tempel gebracht worden. Wir nicht.«

»Vielleicht ...« Sam sah zu Denal hinüber, der an der Matte vor dem Eingang stand und hinausspähte. Er senkte die Stimme. »Aber was ist mit ihm? Sie bringen die Kinder auch dort hin.«

»Denal hat die Pubertät hinter sich. Für die Inka gilt er als Erwachsener. Ich glaube nicht, dass für ihn ein Risiko besteht.«

»Aber hast du gesehen, wie sie ihn anstarren, wenn er an ihnen vorbeigeht? Als wären sie neugierig und leicht verwirrt.«

Maggie nickte. *Und ängstlich*, fügte sie schweigend hinzu. Aber sie wollte Sam nicht wieder in Fahrt bringen.

Vom Eingang her sagte Denal: »Leute kommen.«

Maggie hörte sie ebenfalls. Diejenigen, die da kamen, taten nicht geheimnisvoll. Draußen vor der Hütte ertönte das Gepolper vieler aufgeregter Stimmen. Einige sangen sogar lautstark.

Sam ging zu Denal hinüber. »Was ist da los?«

Der Junge zuckte mit den Schultern, doch Maggie sah seine Hände leicht zittern, während er die Matte aufhielt. Sam legte ihm schützend eine Hand auf die Schulter und hob mit der anderen die Winchester hoch. So bewaffnet zog er die Matte zurück. Gerade und aufrecht trat der Texaner hinaus, bereit zur Konfrontation.

Maggie eilte mit nach draußen. Sie wollte nicht, dass Sam

etwas Übereiltes tat.

Während sie über Normans Notlage gesprochen hatten, war die Sonne gänzlich untergegangen und Nacht hatte das terrassenförmig angelegte Dorf eingehüllt. Zwischen den Hütten flammten überall Fackeln auf, hell wie Sterne in der Dunkelheit, ansonsten sorgte nur der volle Mond am Himmel für Beleuchtung.

Der Dorfplatz in der Nähe füllte sich zunehmend mit Inka. Einige trugen Fackeln, während andere Stücke von Feuerstein gegeneinander schlugen und Funken erzeugten, die wie Glühwürmchen durch die Dunkelheit flogen. Auf der anderen Seite animierte rhythmischer Trommelschlag eine Hand voll Inkafrauen zum Tanzen, wobei ihnen die Gewänder um die Beine schlugen. In der Mitte des Dorfplatzes loderte plötzlich ein Feuer auf.

»Wieder ein Fest«, meinte Maggie.

Einer der Männer mit den Feuersteinen kam näher. Er zeigte ihnen lächelnd die Zähne und schlug im Rhythmus der Trommel die Steine aneinander. Flöten und Blasinstrumente fielen ein.

»Hier geht's zu wie am verdammten Unabhängigkeitstag«, brummte Sam.

»Ganz eindeutig eine Feier«, stimmte Maggie zu. »Aber was feiern sie?« Beim Anblick von Sams betroffenem Gesichtsausdruck wünschte sie sich, sie hätte den Mund gehalten. Sie trat näher an ihn heran. Sie wusste, woran er dachte. Auch Maggie hatte sich mit der Inkakultur beschäftigt. Nach einem Blutritual wurde stets gefeiert. Eine Opferung war eine fröhliche Angelegenheit. »Wir wissen nicht, ob das was mit Norman zu tun hat«, sagte sie.

»Aber das Gegenteil wissen wir auch nicht«, knurrte Sam.

Denal, der in der Nähe des Eingangs herumgelungert hatte, stürmte plötzlich vor. »Seht mal!«, sagte er und zeigte mit dem Finger auf etwas.

Auf der anderen Seite des Platzes teilte sich die Menge. Eine einsame Gestalt wanderte hindurch, die in ein dunkelbraunes Gewand und eine schwarze, über der Schulter verknötete *ya-colla*-Schärpe gekleidet war. Sie wirkte benommen und ging leicht schwankend, wie ein Betrunkener.

Sams Stimme war nicht weniger benommen und schwankend. »Norman?«

Maggie fasste ihn am Ellbogen. »Heilige Maria, er ist es!«

Die beiden sahen einander an, bevor sie auf Norman zuliefen. Ringsumher war die Feier in vollem Gang. Die Musik wurde ebenso lauter wie der Gesang. Sie hatten Norman noch nicht erreicht, da tauchte Kamapak in der Menge auf und versperrte ihnen den Weg. Die Tätowierungen des Schamanen sahen im Feuerschein aus wie spinnwebartige Spuren auf Wangen und Hals: abstrakte Symbole der Macht, dazu seltsame, gefiederte Drachen.

Sam wollte sein Gewehr heben, doch Maggie drückte den Lauf nach unten. »Hör doch erst mal, was er zu sagen hat!«

Der Schamane redete, als hielte er eine Ansprache. Denal übersetzte: »Euer Freund ist von den Göttern des *janan pacha* als würdig anerkannt worden. Er ist jetzt ein *ayllu*, ein Familienmitglied des Sapa Inka.«

»Des Sapa Inka?«, wiederholte Maggie, die noch immer den Lauf von Sams Gewehr festhielt. »Wer?«

Aber der Schamane wandte sich bereits ab und lud sie ein, an Normans Seite zu treten. Der Fotograf entdeckte sie schließlich. Er winkte schwach mit einem Arm und kam stolpernd auf sie zu. Sein Gesicht zeigte immer noch eine Blässe – aber nicht die aschfahle Färbung des Fiebers oder der Krankheit, sondern eher die Blässe des Schocks. Sam eilte zu ihm, Maggie und Denal blieben neben dem Schamanen stehen.

Kamapak sah der Wiedervereinigung mit erkennbarem Behagen zu. Mit Denals Hilfe wiederholte Maggie ihre Frage: »Ich verstehe das nicht. Wieso Sapa Inka?« Sie hatte nie ange-

nommen, dass dieses kleine Dorf einen echten Anführer hatte, geschweige denn einen der verehrten Gottkönige der Inka. »Wer ist euer Sapa Inka?«

Der Schamane runzelte die Stirn, nachdem Denal ihre Worte übersetzt hatte, und gab dann Antwort. Der Junge wandte sich an Maggie. »Er sagen, er haben Ihnen den Namen von Sapa Inka vorher schon gesagt. Es sein Inkarri. Er leben im Sonnentempel.«

»Inkarri ...?« Maggie erinnerte sich daran, dass der Schamane den geköpften Kriegerkönig schon in der Nacht erwähnt hatte. Sie zog die Brauen zusammen.

Jede weitere Befragung wurde unterbrochen, als Sam mit Norman zu ihr kam. »Du wirst es nicht glauben«, sagte Sam zur Einleitung und nickte zu Norman hinüber. »Zeig's ihr.«

Norman fasste sein Gewand und teilte es so weit, dass sich das bloße Knie zeigte. Maggie runzelte die Stirn und beugte sich ein wenig vor, konnte jedoch nichts Außergewöhnliches entdecken. »Ich sehe nichts ...« Dann traf es sie wie nach einem Sprung in einen eiskalten See an einem heißen Tag. »Jesus, Maria und Joseph!«

Normans Knie war verheilt. Nein, nicht verheilt. Es gab nicht mehr das geringste Anzeichen für eine Schussverletzung. Keine Wunde, keine Narbe. Es war, als wäre Norman nie getroffen worden.

»Aber nicht das ist das Erstaunlichste«, meinte Norman und lenkte mit diesen Worten Maggies und Sams Aufmerksamkeit auf sich.

»Was dann?«, fragte der Texaner.

Norman hob die Hand ans Gesicht. »Meine Augen.«

»Was ist damit?« Ihnen fiel auf, dass der Fotograf seine dicke Brille nicht auf hatte.

Er ließ seinen Blick über den Dorfplatz schweifen und in seiner Stimme lag Ehrfurcht. »Ich kann sehen. Alles ist deutlich und vollkommen scharf.«

Ehe einer der beiden Studenten hätte reagieren können, hob Kamapak die Arme und sagte etwas. Seine Stimme schallte über den Platz und wurde von den Steinwänden zurückgeworfen. Seine Worte waren nicht nur für sie, sondern für den ganzen hier versammelten Inkastamm bestimmt.

»Was sagt er?«, fragte Sam Denal und schulterte sein Gewehr.

Bevor der Junge hätte Antwort geben können, erwiderte Norman träge: »Er sagt, dass in dieser Nacht, wenn der Mond seinen Zenit erreicht hat, der Sapa Inka kommen wird. Nach vielen Jahrhunderten wird er von seinem goldenen Thron herabsteigen und unter seinem Volk wandeln.«

Kamapak zeigte auf die Gruppe der Studenten.

Mit einem Ausdruck der Überraschung auf dem Gesicht beendete Norman: »Hier steht die Zukunft unseres Stammes. Sie werden Inkarri zur *cay pacha* zurückbringen, zur mittleren Welt. Die Inka werden wieder die Herrschaft übernehmen.«

Gewaltiger Jubel erhob sich unter den versammelten Inka.

Nur ihre Gruppe blieb still. Sam starrte mit offenem Mund vor sich hin. Maggie fand ebenfalls keine Worte, so eingeschüchtert war sie. *Woher wusste Norman, was der Schamane gesagt hatte?* Denal rückte näher an Maggie heran und hielt den Blick voller Furcht auf Norman gerichtet.

Schulterzuckend sagte er: »He, fragt mich nicht nach einer Erklärung, Leute. Ich bin schon im Grundkurs Spanisch durchgefallen.«

Während die Feierlichkeiten ihren Fortgang nahmen, setzte sich Sam mit Norman auf die Stufen am Dorfplatz. Er wollte Antworten. »Erzähl uns, was geschehen ist! Was ist dieser Sonnentempel?«

Norman schüttelte den Kopf und strich mit einem Finger über sein Knie. »Ich weiß es nicht.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Maggie. Sie saß ihm

gegenüber, Denal auf einer tiefer gelegenen Stufe. Der Junge hielt den Blick auf die Feier gerichtet und rauchte eine der letzten seiner kostbaren Zigaretten. Jedes Mal, wenn er einen tiefen Zug nahm, flammte die Spitze wie eine Fackel auf. Nach den Schrecken des Tages konnte Sam ihm diese eine Untugend unmöglich missgönnen. »Wie hat der Tempel ausgesehen?«, beharrte Maggie.

Norman drehte sich ihr zu und in seinem Blick zeigte sich sowohl Sorge als auch Ärger. »Das ist es eben ... *Ich weiß es nicht.*«

»Was weißt du dann?«, fragte Sam.

Norman wandte sich ab. Feuerschein erhellte sein Gesicht. »Ich erinnere mich daran, dass mich jemand aus meinem Bett geholt hat. Ich hab versucht, mich zu wehren, war aber zu schwach, um meinen Entführern mehr als ein paar Tritte zu verpassen. Also wurde ich bald von zwei Kriegern über einen südlich verlaufenden Pfad geschleppt, nicht allzu sanft, möchte ich hinzufügen. Nach etwa einer Dreiviertelstunde erreichten wir die Südwand des Kegels. Der andere große schwarze Vulkan überragte uns. Es folgte ein steiler Anstieg und dann sah ich plötzlich einen dunklen Einschnitt im Fels. Die Öffnung eines Tunnels, der durch die Wand des Vulkans verlief.«

»Wohin führt er?«, fragte Sam und lenkte damit Normans Blick auf sich.

»Ich weiß es nicht. Aber am Tunnelende habe ich Tageslicht gesehen. Da bin ich mir sicher.«

»Vielleicht stellt er eine Verbindung zum anderen Vulkan dar«, meinte Maggie. »Einen Weg zum *janan pacha* der Inka.«

»Was noch?«, fragte Sam den Fotografen.

Norman schüttelte langsam den Kopf. »Ich erinnere mich daran, eine gute Strecke den Schacht hinabgetragen worden zu sein, bis vor uns eine Nebenhöhle auftauchte, aus der Fackelschein drang. Beim Näherkommen trat jemand heraus und begrüßte meine Entführer mit einem erhobenen Stab.« Der Foto-

graf schaute stirnrunzelnd zur Seite.

»Und?«

»Und ab da herrscht in meinem Kopf gähnende Leere. Das Nächste, an das ich mich erinnere, ist, wie ich durch den Tunnel zurückgeführt wurde und wie mich dabei die letzten Strahlen der untergehenden Sonne geblendet haben.« Norman zupfte an seinem Gewand herum. »Und dass ich plötzlich das hier anhatte.«

Maggie lehnte sich in ihren steinernen Sitz zurück und sann über Normans Geschichte nach. »Und du hast plötzlich die Inkasprache verstanden ...« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht ein hypnotischer Lernprozess. Das könnte den Gedächtnisverlust erklären. Aber der Grad der Heilung – das Knie, die Augen –, der geht weit über alles hinaus, was die westliche Medizin tun könnte. Es ist ... es ist fast ein Wunder.«

Sam runzelte die Stirn. »Ich glaube nicht an Wunder. Es muss eine andere Erklärung geben. Und die liegt in dem Tempel.« Er sah Norman in die Augen. »Würdest du den Weg dahin wieder finden?«

Einen Moment lang spitzte Norman die Lippen, dann erwiderte er: »Ich glaube schon. Der Weg war deutlich erkennbar und dann gab es etwa alle hundert Meter diese steinernen Wegmarkierungen. Da sind die Krieger stehen geblieben, haben kurz ein paar Worte gemurmelt und sind weitergegangen.«

»Gebetstotems«, erklärte Sam. Inzwischen war er zuversichtlich, dass er, falls nötig, diesen Sonnentempel finden könnte. Damit müsste er sich für den Augenblick zufrieden geben. Morgen würde Onkel Hank eintreffen und dann konnte er das seltsame Rätsel dessen Fachkenntnis überlassen. So sorgenvoll und nervenaufreibend der Tag auch gewesen war – Sam war schlicht erleichtert darüber, dass Norman wieder wohlauf war, da zählte das Wie oder Warum nicht.

Das Getrommel auf dem Platz erstarb und die Tänzer wurden langsamer und hielten inne. Eine Inkafrau erstieg einen Stein-

sockel und sang leise ein Lied; eine einsame Stimme in der heißen Nacht. Bald fiel die Menge in den feierlichen Gesang ein und ihre Stimmen stiegen wie Dampf in den mitternächtlichen Himmel. Denal tat es ihnen gleich. Obwohl die Worte nicht übersetzt wurden, spürte Sam Freude, gemischt mit Verehrung, fast wie bei einem christlichen Choral.

Maggies Worte gingen ihm durch den Sinn. *Wunder*. Waren die Inka über eine wundersame Heilquelle gestolpert? Über etwas Ähnliches wie den mystischen Jungbrunnen des Ponce de Leon? Beim Gedanken an eine solche Entdeckung bekam Sam einen trockenen Mund.

Während er dem leisen Gesang der Menge lauschte, blickte er über den Platz hinweg; erneut verblüffte es ihn, dass es keine Kinder gab, keine Babys in den Armen oder Kleinkinder, die am Rockzipfel der Mutter hingen. Auch hatten sich keine älteren Leute unter diese jüngeren Männer und Frauen gemischt. Alle Gesichter, die dem vollen Mond am Himmel zugekehrt waren und ihm zusangen, waren zu gleichartig, fast gleichaltig.

Wer waren diese Leute? Was hatten sie entdeckt? Sam durchfuhr ein Schauer, der nichts mit der zunehmenden Kühle im Tal zu tun hatte.

Schließlich lief Stille wie eine Welle über den Platz. Sams Blick wurde zur Südseite gezogen, als die Feiernden allesamt auf die Knie fielen. Die kleine Frau, die den Gesang geleitet hatte, stieg von ihrem Sockel und kniete ebenfalls nieder. Bald blieb nur noch eine Gestalt übrig, die auf der anderen Seite stand. Reglos. Groß für einen Inka, mindestens zwei Meter. Sie trug einen Stab mit einer in alle Richtungen strahlenden Sonne an der Spitze.

Maggie drängte ihre Leute, gleichfalls niederzuknien. »Es muss der Sapa Inka sein«, flüsterte sie.

Sam gehorchte, da er diesen Anführer nicht beleidigen wollte. Jede weitere Zusammenarbeit würde vom guten Willen dieses

Burschen abhängen.

Langsam schritt der Mann durch die Menge und während er vorüberging, neigten Männer und Frauen ihre Köpfe und legten ihre Stirn gegen den Steinboden. Niemand sprach ein Wort. Zwar wurde der Mann nicht wie für die Sapa Inka üblich auf einer Sänfte getragen, war aber in die Gewänder der Könige gekleidet: angefangen von der *llautu*-Krone aus geflochtenen Zöpfen, darin Papageienfedern und rote Troddeln aus Vikunjawolle, bis hinab zu einem langen Gewand aus kostbarem *cumbi*-Tuch, das mit Gold- und Silberverzierungen besetzt war. Selbst seine Sandalen waren aus Alpakaleder gefertigt und mit Rubinen geschmückt. Der Stab in seiner rechten Hand war so lang wie der Mann selbst und das Symbol der strahlenden Sonne etwa handtellergroß.

»Der Stab«, murmelte Norman. »An den erinnere ich mich. Aus dem Tunnelschacht.«

Als Sam dem Fotografen einen Blick zuwarf, konnte er sehen, wie nervös und ängstlich er war. Er berührte Norman an der Schulter, eine Geste, die ihm Zuversicht verleihen sollte.

Als der König näher kam, musterte Sam sein Gesicht. Es zeigte Züge, wie sie für einen Inka typisch waren: mokkafarbene Haut, breite Wangenknochen, volle, starke Lippen, dunkle, durchdringende Augen. Beide Ohrläppchen waren durchstochen und trugen jeweils eine goldene Scheibe, in die die gleiche Sonne eingeprägt war, die seinen Stab zierte.

Der Sapa Inka trat bis auf drei Schritte an die drei Knienden heran. Sam neigte respektvoll den Kopf. Es geziemte sich nicht, einem Inkaherrscher ins Gesicht zu starren. Inkaherrscher waren die Kinder der Sonne und wie bei dieser musste man die Augen vor der strahlenden Helligkeit abwenden. Dennoch weigerte sich Sam, mit dem Kopf die Steine des Dorfplatzes zu berühren.

Anscheinend fühlte sich der Inkakönig dadurch nicht beleidigt. Sein Blick war durchdringend, jedoch nicht feindselig.

Mit dem Ausdruck brennender Neugier trat er einen weiteren Schritt auf sie zu. Das zuvor von Schatten bedeckte Gesicht erglühte jetzt im hellen Schein einer nahen Fackel, das seine rötlichen Züge kupfergolden färbte.

Maggie schnappte nach Luft.

Auf ihre Reaktion hin zog Sam die Brauen zusammen und wagte jetzt, den Mann offener anzusehen – dann traf es ihn ebenfalls wie ein Schlag. »Mein Gott ...«, murmelte er verblüfft. Aus dieser Nähe war die Ähnlichkeit unverkennbar, vor allem, da die Fackel das Gesicht des Königs auch noch in goldenes Licht getaucht hatte. Sie alle hatten diesen Mann schon zuvor gesehen. Er ähnelte frappierend der goldenen Gestalt in den Höhlen, sowohl der, die den Raum mit den Fallen bewachte, als auch der riesigen Statue im Zentrum der Totenstadt.

Der Sapa Inka trat noch einen Schritt näher. Nun war der Fackelschein aus seinem Gesicht verschwunden und er wurde wieder zu einem Mann. Mehrere schweigende Augenblicke lang musterte er sie. Auf dem Platz herrschte Grabesstille. Schließlich hob er seinen Stab und begrüßte sie. »Ich bin Inka Inkarri«, sagte er mit heiserer, gutturaler Stimme auf Englisch. »Willkommen! Möge Inti euch in seinem Licht beschützen.«

Sam blieb weiter auf den Knien. Er war zu benommen, als dass er sich hätte rühren können.

Der König schlug zweimal mit seinem Stab auf den Boden und hob ihn dann hoch in die Luft. Auf dieses Zeichen hin stieg ein gewaltiger Jubel aus hundert Kehlen. Männer und Frauen sprangen auf, die Trommeln dröhnten und Flöten und Tambourine steuerten ihren strahlenden Klang bei.

Der Sapa Inka schenkte dem Tumult keinerlei Beachtung. Er senkte den Stab.

Wie ein Geist tauchte Kamapak aus der tanzenden Menge auf. Auf dem Gesicht des Schamanen strahlte Ehrfurcht und seine Tätowierungen glänzten fast auf der geröteten Haut. »*Qoylluppaj Inkan, Inti Yayanchis*«, intonierte er, beugte sich

leicht aus der Hüfte vor und setzte seine Ansprache fort. Selbst ohne Übersetzung wurde klar, dass Kamapak etwas von diesem König erbat.

Nachdem der Schamane geendet hatte, knurrte der Sapa Inka eine knappe Antwort und winkte Kamapak beiseite. Das Lächeln des Schamanen wurde breiter. Er hatte zweifellos eine geneigte Antwort erhalten und trat zurück. Der König nickte Sams Gruppe ernst zu. Sein Blick blieb einen Moment lang auf Denal hängen; dann fuhr er herum und folgte dem Schamanen durch die dicht gedrängte Menge der Feiernden.

»Vermutlich haben wir die Musterung bestanden«, meinte Sam, der endlich wieder atmen konnte.

»Und durften allesamt abtreten«, fügte Maggie hinzu.

Sam wandte sich an Norman. »Was haben sie gesagt?«

Der Fotograf setzte sich auf die Fersen und kniff die Augen zusammen. »Kamapak wollte allein mit dem König sprechen ...«, Norman sah Sam an, »... über uns.«

Sam runzelte die Stirn. »Worüber denn?«

»Über unsere Zukunft hier.«

Das hörte sich in seinen Ohren nicht gut an. Er sah den Schamanen und den König über den Platz auf ein großes, zweistöckiges Bauwerk links zugehen. »Was hältst du von diesem Sapa Inka?«

»Er hat offensichtlich eine gewisse Verbindung zur Außenwelt. Schließlich kann er ein bisschen Englisch. Ist dir sein Gesicht aufgefallen? Er muss ein direkter Nachkomme dieses alten Königs der Statuen sein.«

Sam nickte. »Die Ähnlichkeit überrascht mich nicht. Das ist ein geschlossener Genpool. Keine Außenseiter verwässern das Inkablut.«

»Soll heißen, bis zu unserer Ankunft«, meinte Norman.

Sam achtete nicht auf die Worte des Fotografen. »Aber was ist mit seiner Behauptung, er sei der mythische Inkari?«

Maggie schüttelte den Kopf.

»Wer ist dieser Inkarri?«, fragte Norman.

Maggie erläuterte kurz die Geschichte des enthaupteten Königs, der, einer Prophezeiung zufolge, auferstehen und den Ruhm der Inka wiederherstellen sollte.

»Die Wiederkunft, sozusagen«, meinte Norman.

»Genau«, entgegnete Maggie und legte die Stirn in Falten. »Schon wieder ein untragbares Zeichen für christlichen Einfluss. Der nächste Beweis für westliche Eindringlinge.«

Sam zeigte sich weniger überzeugt. »Aber warum verstecken sie sich hier, wenn sie das Tal schon mal verlassen haben?«

Maggie winkte mit einer Hand zu Norman hinüber. »Offenbar haben sie etwas entdeckt. Etwas, das heilt. Eine Quelle vulkanischen Ursprungs oder so was in der Art. Vielleicht wollen sie die geheim halten.«

Sam sah zu Norman hinüber, dann wieder zum Inkakönig, der zusammen mit Kamapak im Gebäude verschwand. Anscheinend begannen und endeten alle Geheimnisse hier am Tempel. Wenn sich Norman nur genau daran erinnern könnte, was dort geschehen war ...

»Ich würde bei ihrem Gespräch gern Mäuschen spielen«, flüsterte Maggie und blickte über den Platz.

Norman nickte.

Sam richtete sich auf. »Warum eigentlich nicht?«

»Was?«, fragte Maggie und drehte sich zu ihm um.

»Warum nicht horchen? Sie haben keine Fensterscheiben. Norman versteht ihre Sprache. Was soll uns daran hindern?«

»Keine Ahnung«, meinte Norman säuerlich. »Vielleicht eine Horde von Männern mit Speeren.«

Maggie stimmte zu. »Wir sollten nichts unternehmen, das sie misstrauisch machen könnte.«

Sam erwärmte sich jedoch weiter für seine Idee. Nachdem er einen Tag damit verbracht hatte, die Hände über Normans Schicksal zu ringen, war er es leid, im Dunkeln zu tappen. Er rückte seine Winchester auf der Schulter zurecht und stand auf.

»Wenn der Schamane und der König über unser Schicksal sprechen, möchte ich wissen, was dabei herauskommt.«

Auch Maggie stand auf und streckte die Hand nach ihm aus.
»Lass uns darüber reden!«

Sam entzog sich ihrem Griff. »Wie sieht's aus, Norman? Oder möchtest du lieber morgen früh vor den Altar gezerzt werden? Und ich meine nicht, zum Heiraten.«

Norman fasste sich an den dünnen Hals und erhob sich. »Na ja, wenn du es so ausdrückst ...«

Mit wütendem Gesicht sagte Maggie: »So sollten wir nicht damit umgehen. Das ist dumm und wir riskieren alle unser Leben.«

Sam röteten sich die Wangen. »Immer noch besser, als sich in einem Loch zu verkriechen und darum zu flehen, dass man nicht getötet wird«, konterte er zornig.

Schockiert blinzelnd wich Maggie zurück. Sie wirkte verletzt. »Du Schwein ...«

Erst da merkte Sam, dass sie dachte, er spiele auf den Vorfall in Irland an und benutze ihr Trauma, um ihre Argumente abzutun. »So ... so habe ich das nicht gemeint«, versuchte er zu erklären.

Maggie zog Denal zu sich und kehrte Sam den Rücken. Wegwerfend sagte sie zu Norman: »Lass dich nicht umbringen!« und stolzierte dann auf die Reihe von Hütten zu.

Norman starrte ihr nach. »Sam, du musst wirklich besser aufpassen, was du sagst. Kein Wunder, dass ihr beide, du und dein Onkel, Junggesellen seid.«

»Ich wollte nicht ...«

»Ja, ich weiß ... aber trotzdem ... das nächste Mal denkst du nach, bevor du den Mund aufmachst.« Norman ging los, am Rand des Dorfplatzes entlang. »Komm schon, James Bond, bringen wir die Sache hinter uns.«

Sam sah Maggie in ihrem Raum verschwinden; dann wandte er sich um und folgte Norman. Sein Herz, das vor kurzem noch

lichterloh entflammt war, fühlte sich jetzt an wie ein verkohltes Stück Zunder in seiner Brust. »Was bin ich für ein Esel!«

Norman hörte ihn. »Da möchte ich nicht widersprechen.«

Finster dreinblickend zupfte Sam an der Krempe seines Stetson herum und ging ärgerlich an Norman vorüber. »Also los.«

Während ringsumher weiterhin wild und ausgelassen gefeiert wurde, erreichten sie den rechteckigen, zweistöckigen Bau. Es war zweifellos der Wohnsitz eines *kapak*, eines Edelmannes der Inka. Die Rahmen um Fenster und Türen bestanden aus gehämmertem Silber. Aus dem Innern drangen der Schein eines Feuers sowie gedämpfte Stimmen.

Sam sah sich suchend um, ob auch niemand zusah, und zog dann Norman in die schmale Gasse neben dem Gebäude. Sie war so eng, dass die beiden nur hintereinander gehen konnten. Sam kroch voran. Vor sich sah er ein flackerndes Licht, das aus einem Innenhof kam, der von einer schulterhohen Mauer umschlossen war. Beim Näherkommen entdeckte Sam kleine stern- und halbmondförmige Löcher, die wohl der Zierde dienten. Perfekt zum Spionieren.

Sam winkte Norman weiter, schlich zu einem der Löcher und spähte hindurch. Dahinter befand sich ein als Garten gestalteter Innenhof mit einer Überfülle an Orchideen und Kletterpflanzen. Papageien hockten auf Stangen und hatten die Köpfe zum Schlafen unter die Flügel gesteckt. Inmitten des üppigen Bewuchses brannte in einer Grube ein Feuer.

Zwei Gestalten standen vor den Flammen: Kamapak und Inkari.

Der Schamane berührte mit der Fingerspitze eine seiner Tätowierungen, murmelte ein Gebet, öffnete dann seinen *chuspa*-Beutel und warf eine Fingerspitze eines Pulvers ins Feuer. Blaue Flammen schleuderten Funken höher in den Himmel. Kamapak umschritt das Feuer, warf weiteres Pulver hinein und sprach dabei mit dem König.

Norman, der hinter einem benachbarten Loch stand, über-

setzte. Er hielt die Lippen nahe an Sams Ohr und seine Worte waren bloß ein Hauch.

Der Schamane meinte gerade: »Wie ich dir gesagt habe, sind sie keine *mallaqui*, Geister des *uca pacha*, obwohl sie bleichhäutig sind und von unten kommen. Sie sind echte Menschen.«

Mit einem Nicken starrte der König nachdenklich in die Flammen. »Ja, und der Tempel hat einen von ihnen geheilt. Inti akzeptiert sie.« Inkarri erwiderte Kamapaks Blick. »Dennoch, es sind keine Inka.«

Kamapak beendete sein Ritual, ging zu einer der Schilfgrasmatten auf dem Boden hinüber und ließ sich geschmeidig im Schneidersitz nieder. »Nein, aber sie sind auch nicht mit Mord im Herzen gekommen ... wie die anderen vor langer Zeit.«

Der König setzte sich neben den Schamanen auf eine der geflochtenen Matten. Seine Stimme klang müde. »Wie lange ist das her, Kamapak?«

Der Schamane griff in einen Beutel, holte eine lange, verknotete Schnur hervor und legte sie auf den Steinen des Hofes aus. Sam erkannte in ihr eine *quipu*, ein Zählwerkzeug der Inka. Kamapak zeigte auf einen der Knoten. »Hier haben wir die Moche in diesem Tal entdeckt, als deine Armeen vor fünfhundertdreißig Jahren zum ersten Mal hergekommen sind.« Er ließ die Finger mehrere Stricke hinabgleiten. »Und hier bist du gestorben.«

Sam wich zurück und starrte Norman merkwürdig an. *Gestorben?* Der Fotograf zuckte mit den Schultern. »Das hat er gesagt«, formte er mit dem Mund.

Stirnrunzelnd wollte Sam weiter lauschen, als ihn ein lauter Ruf aufschreckte. Zu beiden Enden der Gasse flammten Fackeln auf. Sam und Norman erstarrten, auf frischer Tat ertappt. Schrille Befehle wurden ihnen zugeschrien.

»W... wir sollen rauskommen«, sagte Norman.

Sam berührte den Gewehrlauf, überlegte es sich dann aber anders. Zunächst wollte er abwarten, worauf das Ganze hinaus-

lief. »Komm!«

Er schob sich an Norman vorbei und glitt die Gasse zu den wartenden Wächtern hinab. Wütende Gesichter empfingen sie auf dem Dorfplatz. Ein Kreis von Männern, einige davon mit Fackeln, aber alle mit Speeren, umgab sie. Die Musik hatte aufgehört. Hunderte schwitzender Körper starrten in ihre Richtung.

Der Schamane und der König erschienen in der Tür. Zwischen den Wächtern und dem Schamanen fand ein hastiger Wortwechsel statt, während der König unbewegt im Eingang stand.

Schließlich hob der Sapa Inka seinen Stab und Stille legte sich über den Platz. An Sam gewandt sagte er mühsam auf Englisch: »Im Tempel hat mir Inti deine Sprache ins Ohr geflüstert, sodass ich mit dir reden kann. Komm her! Erfahre, was du in dunklen Ecken zu erfahren suchtest.« Er drehte sich um und betrat wieder die königliche Wohnstatt.

Kamapak runzelte die Stirn. Er war eindeutig von ihnen enttäuscht und winkte sie in eben jenen Innenhof, vor dem sie gerade gelauscht hatten.

Der Sapa Inka deutete auf die geflochtenen Matten.

Sam und Norman setzten sich.

Der König schritt zum Feuer. »Was sucht ihr?«, fragte er in die Flammen hinein.

Sam richtete sich auf. »Antworten. Wie zum Beispiel, wer du in Wirklichkeit bist.«

Der Sapa Inka seufzte und nickte langsam. »Einige nennen mich jetzt Inkarri. Aber ich werde euch meinen wahren Namen nennen, meinen ursprünglichen Namen, meinen ältesten Namen, damit ihr wisst, wer ich bin. Mein Geburtsname lautet Pachacutec. Inka Pachacutec.«

Sam zog die Brauen zusammen. Der Name Pachacutec war ihm vertraut. Das war der uralte Gründer des Inkareichs. Hatten die Inka zunächst lediglich eine Stadt bewohnt, Cusco, so

hatte dieser Herrscher das Reich auf ein Gebiet vergrößert, das sämtliche Länder zwischen den Bergen und der Küste umfasste. »Du bist ein Nachkomme des Erdenerschütterers?«, fragte Sam und gebrauchte den Beinamen, den die Inka ihrem Gründer verliehen hatten.

Der König machte ein finsternes Gesicht. »Nein, ich *bin* der Erdenerschütterer. Ich *bin* Pachacutec.«

Sam runzelte die Stirn. Unmöglich. Dieser Mann unterlag eindeutig der Illusion aller Könige – dass sie die Verkörperung ihrer Vorfahren darstellten, die wiedergeborenen Toten.

Lebhaft gestikulierend sagte Kamapak etwas in seiner Muttersprache. Er hob das verknotete Seil auf, das *quipu*, und schüttelte es ihnen entgegen.

Norman übersetzte. »Kamapak behauptet, dass alle hier im Tal über vierhundert Jahre alt sind. Sogar der König.«

»Also hält sich dieser Sapa Inka für den *echten* Pachacutec.«

Norman nickte. »Pachacutec – das Original.«

Mit einem Kopfschütteln tat Sam den ganzen Inka-Mystizismus ab. Aber in einer kleinen Ecke seines Bewusstseins sann er über Normans Heilung und seine neu erworbenen Fähigkeiten nach. Ja, hier ging etwas Wundersames vor sich, doch konnte dieser Stamm so lange überlebt haben? Ihm fielen seine eigenen Überlegungen bezüglich eines Jungbrunnens ein. War so etwas möglich?

Sam stellte die Frage, die seit seiner Ankunft an ihm genagt hatte: »Kannst du uns etwas von diesem Sonnentempel erzählen?«

Pachacutec schaute auf das Symbol der Sonne oben auf seinem Stab, dann auf das Feuer. Plötzlich wirkten seine Augen so müde, dass Sam ihm das Alter von fünfhundert Jahren fast abnahm. »Damit ihr das versteht, muss ich Geschichten erzählen, die ich aus anderem Mund vernommen habe«, flüsterte er. »Von den Moche, die als Erste an diesen geheiligten Ort gekommen sind.«

Sam krampfte sich das Herz zusammen. Also waren die Moche tatsächlich als Erste hier gewesen! Onkel Hank hatte Recht gehabt.

Der Sapa Inka nickte zum Schamanen hinüber. »Kamapak, berichte ihnen von der Nacht der Flammenden Himmel!«

Der Schamane neigte zustimmend den Kopf und trat ans Feuer. Seine Stimme klang düster. Norman übersetzte. »Sechzig Jahre, bevor die Armeen des Inka Pachacutec dieses Tal eroberten, gab es eine Nacht, da strichen über den Himmel hunderte feuriger Spuren, Teile flammender Sonnen, die einander über den schwarzen Himmel jagten. Sie fielen aus dem *janan pacha* und stürzten in diese geheiligten Berge. Der König der Moche befahl seinen Jägern, diese Teile der Sonne einzusammeln, die überall in rauchenden Nestern in den Bergen zu finden waren.«

Sam merkte, dass er nickte. Eindeutig die Beschreibung eines Meteoritenschauers.

»Die eingesammelten Schätze«, fuhr Kamapak fort, »wurden dem König der Moche gebracht. Er nannte sie ›das Gold der Sonne‹ und versteckte sie in einer Höhle hier in diesem geheimen Tal.«

»Aber dann komme ich mit meiner Armee«, unterbrach Pachacutec. »Ich töte den König und mache die Moche zu meinen Sklaven. Ich zwingen sie, mich zu diesem Schatz zu bringen. Ich muss viele töten, bevor sich der Weg für mich auftut. Hier finde ich eine Höhle voller Sonnenlicht, das man berühren und festhalten kann. Ich falle auf die Knie. Ich weiß, es ist Inti persönlich. Der Sonnengott!« Die Augen des Königs spiegelten vergangenen Ruhm und vergangene Wunder wider. Die Erinnerung schien ihn zu beleben.

Der Schamane setzte die Geschichte fort und Norman übersetzte wieder. »Zu Ehren Intis und als Strafe für die Moche, dass sie unseren Gott eingesperrt hatten, opferte Pachacutec jeden Moche in diesem Tal sowie im Dorf darunter. Anschlie-

ßend betete Pachacutec sieben Tage und sieben Nächte lang um ein Zeichen von Inti. Und er wurde erhört!«

Der Schamane öffnete seine Tasche und warf mit einem gemurmelten Gebet ein wenig purpurfarbenen Staub aufs Feuer; einen Herzschlag lang schossen blaue Flammen in die Höhe. Dann fuhr er fort: »Als Belohnung für seine Treue wuchs ein wunderbarer Tempel in der Höhle, ein *huaca*, erbaut aus dem angehäuften Sonnengold der Moche. In diesem heiligen Tempel heilte Inti die Kranken und hielt den Tod von denjenigen fern, die den Sonnengott verehrten.«

Sam musste sich zum Atmen regelrecht zwingen. Hatten diese uralten Indianer wahrhaftig eine außerweltliche Quelle der Jugend entdeckt? Er musste lediglich Norman ansehen, der geheilt war und übersetzte, um allmählich daran zu glauben.

»Pachacutec übergab die Krone an seinen Sohn und zog sich in dieses Tal zurück. Er überließ die Regierung des Inkareichs seinen Nachkommen. Er und seine auserwählte Gefolgschaft blieben hier, verehrten Inti und sind nicht gestorben. Bald wurden sogar die im Tal geborenen Kinder durch die Macht des Tempels zu Göttern und dem *janan pacha* als Geschenk überreicht.«

Bei diesen Worten richtete sich der Blick des Königs nach Süden, wo die benachbarten Vulkane drohend in die Höhe ragten. In seinen Augen zeigte sich immer deutlicher ein grüblerischer Ausdruck.

Sam musste zugeben, dass die Geschichte eine gewisse, wenn auch perverse innere Logik hatte. Wenn diese Bewohner des Tals tatsächlich nie starben, wäre die Opferung der Kinder eine gute Methode, die Bevölkerungszahl in Grenzen zu halten. Die Ressourcen dieser vulkanischen Caldera waren nicht unbegrenzt und fortwährende Geburten hätten sie rasch erschöpft. Auch erklärte diese Erzählung stimmig, weshalb ältere Bewohner fehlten. Niemand alterte hier.

»Aber die Zeit des Friedens endete«, unterbrach Pachacutec

bitter. »Einhundert Jahreszeiten verstrichen und Männer in großen Schiffen kamen mit seltsamen Tieren und noch seltsamerer Sprache.«

»Die Spanier«, murmelte Sam in sich hinein.

»Sie töten mein Volk, vertreiben es aus seiner Heimat. Vor ihren Zähnen gibt es ebenso wenig ein Entrinnen wie vor denen des Jaguar. Sie kommen sogar hierher. Ich spreche mit ihnen. Erzähle ihnen von Inti. Ich zeige ihnen den Tempel und wie er uns beschützt. Ihre Augen werden immer hungriger. Sie töten mich und wollen Inti stehlen.«

»Sie haben dich getötet?«, platzte Sam heraus, bevor er die Zunge hätte im Zaum halten können.

Pachacutec rieb sich den Nacken, als wollte er einen hartnäckigen Schmerz herauskneten. Mit der anderen Hand bedeutete er Kamapak, fortzufahren.

Die Worte des Schamanen wurden immer härter und Norman übersetzte weiter. »Die Spanier kamen mit Gier im Herzen. Und wie Pachacutec den König der Moche geschlagen hatte, so schlugen die Fremden unseren König. Pachacutec wurde in die Mitte des Dorfs gebracht.« Der Schamane winkte zum Dorfplatz hinüber. »Und ihm wurde der Kopf vom Körper abgetrennt.«

Sams Aufregung über die Entdeckung des Jungbrunnens erstarb augenblicklich. Dieser letzte Teil der Erzählung war eindeutig Aberglaube. Also entsprachen vermutlich auch die anderen Teile nicht der Wahrheit. Fabeln, die man sich am Lagerfeuer erzählt, nichts weiter. Was Norman auch geheilt hatte, es hatte nichts mit diesen Geschichten zu tun. Dennoch wollte Sam unbedingt noch das Ende erfahren. »Aber du lebst jetzt. Wie kommt das?«

Der Schamane sah fast schuldbewusst zu Boden, als er Antwort gab. »In der Nacht, da der Sapa Inka getötet wurde, hörte ich die Spanier davon sprechen, dass sie seinen Leichnam verbrennen wollten. Eine solche Grausamkeit ist für unser

Volk schlimmer als der Tod. Also bin ich heimlich hinausgeschlichen und habe den Kopf meines Königs gestohlen. Mit den Spaniern auf den Fersen habe ich meinen König zum Tempel gebracht und zu Inti gebetet. Erneut erhörte mich der Gott und bewies dadurch seine Liebe.« Der Schamane warf ein wenig Staub auf das Feuer und huldigte damit nochmals seinem Gott.

Pachacutec schaltete sich wieder ein und erzählte den letzten Teil der Geschichte. »Der Tempel holte mich von den Toten zurück. Ich öffnete die Augen, als mein Kopf auf dem Altar lag. Mit blutigem Mund warnte ich die Fremden vor Intis Zorn. Dieses Zeichen von Intis Stärke verwandelte die Krieger in Weiber. Sie kreischten, jammerten, rauten sich die Haare und liefen davon. Die Hunde versperrten den unteren Eingang, aber die Nachricht von meinem Tod hatte sich bereits herumgesprochen. Die Mörder wurden gefangen genommen und ihr Schamane geopfert.«

Sam runzelte die Stirn. Ihm fiel nur eine Möglichkeit ein, den Wahrheitsgehalt dieser Geschichte zu überprüfen. »Wie hieß dieser Schamane der Spanier?«

Kamapak ballte die Hände zu Fäusten und seine Stimme verriet einen uralten Hass, als er erwiderte: »Francisco de Almagro.«

Als dieser Name fiel, schnitt Pachacutec ein finsternes Gesicht und spuckte ins Feuer. »Wir hatten diesen Schamanenhund wegen seiner Gotteslästerungen gefangen gehalten. Aber er floh wie ein Feigling und besudelte einen geheiligten Ort mit seinem eigenen Blut. Nach seinem Tod bohrten wir ihm Löcher in den Schädel und trieben seinen Gott mit unserem aus.«

Schockiert saß Sam da. Ihm fiel ein, dass sein Onkel ihm von einer goldenen Substanz erzählt hatte, die aus dem Schädel der Mumie explodiert war. Die uralte und die moderne Geschichte schienen zueinander zu passen. Aber was sie beschrieben – Unsterblichkeit –: Wie konnte das wahr sein?

Während Sams Gedanken umherwirbelten, kam der Schamane zum Ende seiner Geschichte und Norman übersetzte weiter aus der uralten Sprache der Inka. »Nach der Flucht der Fremden ließ der Tempel Pachacutec langsam einen neuen Körper wachsen. Inti warnte unseren König, dass diese seltsamen Männer aus Übersee zu stark und zu zahlreich seien. Inti musste geschützt werden. Also wurde der Pfad hierher versiegelt. Wir ließen zu, dass man uns vergaß. Aber Inti hatte Pachacutec versprochen, dass der Tag käme, da sich der Pfad wieder öffnen würde, dass eine Zeit käme, da die Dynastie der Inka wieder aufleben würde. An diesem Tag, so wurde unserem Volk versprochen, bekämen wir um unserer Treue willen nicht nur die eigenen Länder zurück, sondern erhielten darüber hinaus auch den Rest der Welt.«

In Pachacutecs Augen blitzte das Feuer des Ruhms. »Wir werden über alle herrschen!«

Sam nickte. »Der in seiner geheimen Höhle wiedergeborene Inkari.«

Pachacutec kehrte dem Feuer den Rücken zu und sah ihnen ins Gesicht. »So hat mich mein Volk nach meiner Wiedergeburt benannt. Inkari, Kind der Sonne.«

»Wann wird sich dieser Pfad zur unteren Welt wieder öffnen?«

»Wenn die Götter des *janan pacha* bereit sind, zu gehen«, gab Pachacutec zur Antwort und winkte mit einem Arm in Richtung Süden. »Bis dahin müssen wir so leben, wie es uns der Tempel heißt. Alle, die Inti bedrohen, müssen geopfert werden.«

Jetzt drehte sich auch der Schamane zu ihnen um. Norman übersetzte ruhig, während ihm das Blut aus dem Gesicht wich. »Ihr habt heute Nacht eure Hinterlist gezeigt und eure Schande im Gewand der Dunkelheit verborgen.« Seine letzten Worte kamen voller Schmerz heraus. »Zur Dämmerung, wenn die Sonne aufsteigt und Inti unsere Treue erkennen kann, werdet

ihr unserem Gott geopfert. Euer Blut wird den Dorfplatz beflecken.«

Der Schamane gab ein Zeichen mit der rechten Hand.

Sam schoss in die Höhe, doch es war zu spät. Aus dem benachbarten Raum schwärmten Inkakrieger herein und überwältigten sie. Sam wehrte sich, aber erfolglos. Das Gewehr wurde ihm aus der Hand geschlagen und fiel auf den Steinboden. Aufgeschreckte Papageien kreischten in den Bäumen.

»Nein!«, schrie Sam, doch weder der Schamane noch der König wollte ihnen ins Gesicht sehen, als er und Norman davongeschleift wurden.

Maggie, wieder in der eigenen Khakihose und -bluse, hatte sich in den Schatten der Hofmauer gekauert. Mit angehaltenem Atem beobachtete sie, wie Sam und Norman weggeschleppt wurden, und wagte nicht, sich zu rühren. *Mein Gott, was soll ich jetzt tun?* Schweigend verfluchte sie den starrsinnigen Texaner. Er hatte sich ja unbedingt blindlings in Gefahr stürzen müssen. Sie drehte sich um und lehnte sich an die Mauer. Während sie hier in ihrem Versteck mucksmäuschenstill gewesen war, war ihr kaum ein Teil der Geschichte von Pachacutec und Inkarri entgangen. Deshalb wusste sie auch, dass sie keine Chance hatte, Sam und Norman durch Reden aus der Klemme zu befreien.

Wenigstens hatte sie Denal in Sicherheit gebracht, bevor sie hergekommen war.

Zuvor war die Musik auf dem Platz abrupt abgebrochen. Maggie hatte hinausgelugt und gesehen, wie Sam und Norman ins Gebäude geführt wurden. Zwar hatte ihr Instinkt sie gedrängt, zusammen mit Denal so weit wie möglich zu fliehen, aber sie hatte dagegen angekämpft. Die anderen beiden waren ihre Freunde und sie konnte sie nicht einfach so im Stich lassen, ohne zumindest den Versuch zu unternehmen, ihnen zu helfen. Also hatte sie Denal in den Regenwald gescheucht und

ihm gesagt, er solle sich ja nicht blicken lassen. Dann war sie hierher geschlichen, um in Erfahrung zu bringen, welches Schicksal ihren Freunden bevorstünde.

Jetzt wusste sie es. Maggie spähte durch ein halbmondförmiges Loch in der Mauer. Der Innenhof war leer. Sogar der König und der Schamane waren verschwunden. Maggie starrte konzentriert auf Sams Winchester, den einzigen Grund, weswegen sie hier blieb. Das Gewehr lag auf dem Granitpflaster. Wenn sie die beiden erfolgreich retten wollte, würde sie dazu diese Waffe benötigen.

Sie horchte auf Stimmen und musterte die umliegenden Räume, ob sich dort etwas regte. Anscheinend war niemand dort. Ihr zitterten die Hände. Das war die Angst vor dem, was sie vorhatte. Sie biss sich auf die Lippe und kämpfte weiter gegen ihre zunehmende Panik an. Sam und Norman waren auf sie angewiesen. Sie holte ein letztes Mal tief Luft, packte den oberen Mauerrand, zog sich hoch und schwang ein Bein über die Kante. Eine Weile mühte sie sich vergeblich ab, aber schließlich gelang es ihr, sich auf die andere Seite zu schieben.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie sich in den Hof fallen ließ. Ein blaugoldener Ara beobachtete sie mit gesträubtem Gefieder, noch immer angespannt von dem Tumult vor wenigen Augenblicken. Maggie wollte den Vogel mit ihrem Willen dazu bringen, ruhig zu bleiben, und kroch unter das überhängende Laubwerk. Das Gewehr lag etwa zehn Meter entfernt. Sie musste bloß über den Hof sprinten, es sich schnappen und dann wieder über die Mauer verschwinden.

Eigentlich ganz einfach, doch da setzte ein Zittern in Maggies Beinen ein. Wenn sie nicht sofort handelte, würde die Panik sie überwältigen. Sie ballte die Hände zu Fäusten und rannte aus dem Schatten der Bäume über das Pflaster. Als sie gerade die Hände auf den Lauf der Waffe legte, ertönten hinter ihr Stimmen. Da kehrte jemand zurück! Sie erstarrte wie ein Reh im Autoscheinwerferlicht, völlig gelähmt vor Angst. Sie

konnte sich nicht rühren, konnte nicht nachdenken.

Plötzlich knackte ein Scheit im Feuer, ein Geräusch wie ein Startschuss.

Das hatte sie gebraucht. Ein angsterfülltes Keuchen entrang ihrer Kehle, aber sie schnappte sich das Gewehr und rannte los und es war ihr gleichgültig, ob jemand sie hörte. Die Angst verlieh ihr Flügel. In Sekundenschnelle flog sie förmlich durch die Bäume und setzte über die Mauer.

Dankbar sank sie in die Schatten, das Gewehr fest an die Brust gedrückt.

Die Stimmen hinter ihr wurden lauter. So leise atmend wie möglich wandte sie sich um und spähte in den Hof. Es waren Kamapak und Pachacutec, die zurückkehrten. Der tätowierte Schamane überquerte den Hof und warf eine Hand voll Pulver in das Feuer. Himmelblaue Flammen tanzten bis zu den Dächern hinauf und fielen dann wieder in sich zusammen.

Die beiden Männer unterhielten sich in ihrer Muttersprache. Das einzige für sie verständliche Wort war der Name *Inkarri*. Dem König widerstrebte anscheinend die Absicht des Schamanen, aber dann ließ er die Schultern hängen und nickte.

Pachacutec richtete sich auf und trat zum Feuer, wo er an seine Schulter griff und die goldene *tupu*-Nadel herauszog, die sein Gewand zusammenhielt. Fließend wie Wasser fiel ihm das feine Tuch den Körper hinab und bildete eine Lache ihm zu Füßen. Der Sapa Inka trat aus seinem Gewand. Er war jetzt nackt, von seinem *llautu*-Kopfschmuck und dem Stab einmal abgesehen.

Eine Hand flog zu Maggies Lippen hinauf und dämpfte ihren überraschten Aufschrei. Aber es musste etwas zu hören gewesen sein. Der König schaute für einen langen Atemzug zur Hofmauer hinüber und wandte sich dann wieder ab.

Maggie verspürte ein heftiges Brennen in der Magengegend, doch sie rührte sich lieber nicht vom Fleck. Wenn sie an den Steinen entlangstreifte, würde das entstehende Rascheln wo-

möglich die beiden im Hof auf ihre Anwesenheit aufmerksam machte. Sie starrte hinüber.

Vom Hals an aufwärts zeigte die Haut des Königs das vertraute Mokka Braun der Anden-Indianer, weiter abwärts jedoch war sie so bleich wie etwas, das lange kein Sonnenlicht mehr gesehen hatte. Die Färbung erinnerte Maggie an die bestienhaften Fleischfresser, von denen sie unten in den Höhlen gejagt worden waren. Aber Pachacutecs Haut war sogar noch bleicher, fast durchscheinend. Man konnte sogar die Adern darunter erkennen, die schwärzliches Blut transportierten; die Knochen wirkten wie vergrabene Schatten. Brust und Bauch des Mannes waren flach und haarlos. Nicht einmal Brustwarzen oder ein Nabel störten die glatte Oberfläche. Darüber hinaus war er geschlechtslos. Jedenfalls fehlten ihm äußere Geschlechtsorgane.

Geschlechtslos und unnatürlich glatt. Maggie kam nur ein Wort in den Sinn, als sie diese seltsame Erscheinung anstarrte: *unfertig*. Es war, als wäre der Körper des Königs eine unbehaute Steinplatte, die darauf wartete, zu etwas geformt zu werden, wie bleicher Ton.

O mein Gott. Langsam dämmerte ihr die Erkenntnis.

Die Geschichte von Inkarri entsprach der Wahrheit!

DRITTER TAG
Die Schlangen von Eden

*Samstag, 25. August, 4.48 Uhr
In den Anden, Peru*

Henry starrte aus dem Fenster, als sich der Helikopter über den vom Dschungel befreiten Ruinen in die Kurve legte. Er hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Sorgen und Ängste hatten ihn wach gehalten, während ihr Vogel den mitternächtlichen Regenwald überflogen hatte. Noch war ihm kein Plan eingefallen, wie er seine Kidnapper austricksen könnte. Und ohne den zusätzlichen Zwischenstopp zum Auftanken war ihr Flug vom Landeplatz der Guerilla erheblich kürzer geworden. Ihm lief die Zeit davon.

Im Lager unten war es immer noch dunkel. Der Sonnenaufgang stand noch bevor. Lediglich einige Arbeitsleuchten an der Basis der vergrabenen Pyramide erhellten die Grabungsstätte. Offenbar wurde trotz der Nachricht vom Entkommen der Studenten weiter daran gearbeitet, den Tempel zu öffnen. Die Leute des Abts suchten nach jedem winzigen Teilchen ihres kostbaren *Sangre del Diablo*.

Der Abt, der sich ein Headset aufgesetzt hatte, rief über das Dröhnen der Rotoren hinweg: »Wir sind da, Professor Conklin! Vermutlich muss ich Sie nicht daran erinnern, was geschieht, wenn Sie Ihre Mitarbeit verweigern.«

Henry schüttelte den Kopf. *Joan*. Sie wurde nach wie vor in der Abtei als Geisel gehalten. Würde er einen Fehler begehen, müsste sie die Konsequenzen tragen. Er räusperte sich und zeigte auf den Sprechfunk des Abts. »Vor unserer Landung würde ich gern mit Dr. Engel sprechen. Um sicherzugehen, dass sie wohlauf ist.«

Der Abt runzelte die Stirn. Nicht aus Verärgerung, sondern aus Enttäuschung. »Ich stehe zu meinem Wort, Professor

Conklin. Wenn ich sage, ihr wird nichts zustoßen, dann können Sie sich darauf verlassen.«

Aber nur, bis du hast, was du willst, dachte Henry mürrisch und kniff die Augen zusammen. »Tut mir Leid, wenn ich Zweifel an Ihrer Gastfreundschaft hege. Aber ich würde trotzdem gern mit ihr sprechen.«

Abt Ruiz seufzte und zuckte mit den mächtigen Schultern. Er streifte das Gerät ab und reichte es Henry. »Beeilen Sie sich! Wir landen.« Der Abt nickte zu einem gesäuberten Rechteck unweit der Zelte für die Studenten hinüber.

Der Helikopter kam aus der Schräglage und senkte sich hinab auf das flache Steinplateau. Henry entdeckte Männer, die mit Taschenlampen am Rand des Landeplatzes standen und den Hubschrauber nach unten geleiteten. Ihm entgingen nicht ihre braunen Kutten. Noch mehr Mönche des Abts.

Henry streifte sich das Headset über und richtete das Mikrofon.

Der Abt beugte sich vor und sprach mit dem Piloten, wobei er auf den Sprechfunk zeigte. Nach einer Minute atmosphärischer Störungen ertönte eine kratzige Stimme in seinem Ohrhörer. »Henry?«

Es war Joan! Er hielt das Mikrofon stabil. »Ich bin's, Joan. Bei dir alles in Ordnung?«

Erneute Störungen, dann drangen Worte hindurch. »... gut. Hast du das Lager erreicht?«

»Wir sind im Anflug. Behandeln sie dich gut?«

»Hier ist's wie im Hyatt. Nur der Zimmerservice ist ein bisschen lahmarschig.«

Trotz ihrer scherzhaften Worte hörte Henry die unterdrückte Anspannung in ihrer Stimme heraus. Er stellte sich diese winzigen Krähenfüße um ihre Augen vor, wenn sie besorgt war, und musste heftig schlucken, damit er weitersprechen konnten. Er würde nicht zulassen, dass ihr etwas zustieß. »Lahmarschiger Zimmerservice? Ich sehe mal, ob ich von hier aus was daran

ändern kann«, erwiderte er. »Vielleicht kann ich der Hotelleitung Feuer unterm Arsch machen.«

»Apropos Feuer, Henry, erinnerst du dich an das Seminar über klassische Mythologie, das wir damals auf dem College gemeinsam belegt hatten? Ich bin heute in der Bibliothek der Abtei gewesen. Sie haben das Buch des Professors hier. Hättest du das gedacht? Inklusive dieses Kapitel über Prometheus, bei dem ich ihm geholfen habe.«

Henry zog die Brauen zusammen. »Die Welt ist klein, nicht wahr?«, antwortete er gleichmütig und spielte ihr Versteckspiel mit. Damals an der Rice-Universität hatten sie *niemals* ein solches Seminar belegt. Zweifellos versuchte Joan, ihm eine Nachricht zu übermitteln. Etwas über den Mythos von Prometheus, eine klare Anspielung auf Bruder de Almagros eingeritzte Warnung.

Er hörte, dass ihre Anspannung noch stärker wurde. »Erinnerst du dich daran, was für Schwierigkeiten wir bei der Übertragung des Satzes hatten: *Prometheus hält unsere Erlösung in Händen?*«

Henry kicherte in vorgetäuschter Heiterkeit. »Wie könnte ich das vergessen?« Er verschränkte die Hände im Schoß. Worauf spielte Joan an? Auf *Feuer*. Aber worauf genau? Was hat das Feuer mit der Erlösung zu tun? Die Zeit wurde knapp. Der Helikopter landete.

Joan musste seine Verwirrung gespürt haben, denn sie platzte jetzt förmlich mit den nächsten Worten heraus. »Na ja, ich habe den Abschnitt auch noch einmal gelesen, in dem Prometheus die große Schlange tötet. Erinnerst du dich daran? Wo das Feuer schließlich die Lösung war?«

Plötzlich spannte er sich an, denn ihm ging auf, wovon sie da redete. *Die große Schlange. Die Schlange von Eden*. Allmählich kapierte er. Sie verriet ihm eine Möglichkeit, wie man *el Sangre del Diablo* vernichten konnte. »Natürlich. Ich bin allerdings damals der Ansicht gewesen, dass dieses Ereignis dem

Herkules zugeschrieben worden war. Bist du dir sicher, dass deine Interpretation zutrifft?«

»Ganz sicher. Prometheus führt eine scharfe Klinge. Du hättest die Abbildung im Buch sehen sollen. Stell dir die Wirkung von Plastiksprengstoff vor.«

»Ah ... ja.«

Plötzlich bebte der Helikopter heftig. Überrascht sprang Henry auf. Die Landekufen des Hubschraubers stießen draußen auf den Granitfelsen und kamen dann zur Ruhe.

Das Gesicht des Abts tauchte vor Henry auf. Damit er über die langsamer werdenden Rotoren verständlich blieb, schrie er: »Sie haben lange genug geredet. Wir sind gelandet!« An den Piloten gewandt fuhr er sich mit der Handkante den Hals entlang, was ›Abschneiden‹ hieß.

Henry sollte der Saft abgedreht werden. »Joan!«

»Ja, Henry!«

Er hielt das Mikrofon fest umklammert und kämpfte mit den Worten, die er nie einer anderen Frau gegenüber aussprechen würde. »Ich wollte dir bloß sagen, dass ... dass ich ...« In seinen Ohren ertönte ein Rauschen, dann brach der Funkkontakt plötzlich ab.

Henry fuhr zusammen und starrte auf das Mikrofon. Was hatte er Joan sagen wollen? Dass er sich in sie verliebt hatte? Wie konnte er sich bloß einbilden, dass sie ihm gegenüber tiefere Gefühle hegte als bloße Freundschaft?

Jemand nahm ihm das Headset ab.

So oder so, die Chance war vertan.

Zwei Inka standen Wache. Sam kämpfte mit den geflochtenen Grasstricken, mit denen seine Hände hinter dem Rücken gefesselt waren, wodurch sie sich aber nur noch fester zusammenzogen.

Neben ihm auf den Steinen des Dorfplatzes saß Norman und zitterte leicht. Der Fotograf hatte längst den Versuch aufgege-

ben, sich zu befreien, fest entschlossen, dem unausweichlichen Tod ins Auge zu sehen.

Im Osten war der Himmel nicht mehr ganz so dunkel und kündigte die nahende Dämmerung an, aber über dem Dorf lagen nach wie vor graue und schwarze Schatten. Sobald die Sonne vollständig aufgegangen wäre und die Straßen in goldenes Licht getaucht hätte, würden die beiden dem Sonnengott Inti geopfert werden.

Aber wenigstens *nur* sie beide.

Maggie und Denal war die Flucht gelungen. Die ganze Nacht über hatten Männer das Dorf und den umgebenden Regenwald nach ihnen abgesucht, jedoch erfolglos. Maggie musste den Tumult bei Sams Gefangennahme gehört haben und mit dem Jungen in die Dunkelheit verschwunden sein. Aber wie lange konnten sich die beiden im Wald verborgen halten, wenn die Sonne am Himmel stand? Sam betete darum, dass sich Denal und Maggie der Gefangennahme entziehen konnten, bis sein Onkel mit Hilfe einträfe. Aber wann würde das sein? Er hatte keine Ahnung. Das Funkgerät steckte zwar immer noch in seiner Weste, aber da er die Arme hinter dem Rücken gefesselt hatte, konnte er nichts damit anfangen.

Er riss an den Fesseln. Wenn er bloß eine Hand frei bekäme

...

Plötzlich dröhnte ein Gewehrschuss durch die Stille der Dämmerung. Der Knall schallte über das Tal hinweg, kam jedoch eindeutig von Osten. *Maggie!* Sie mussten sie entdeckt haben.

Beide Wächter drehten sich in die Richtung, aus der der Schuss ertönt war, und sprachen hastig miteinander. Da strömten, angeführt von Kamapak, weitere Männer auf den Platz. Unter viel Geschnatter machte sich die Schar barfußiger Jäger zum Saum des Regenwalds auf. Der tätowierte Schamane winkte sogar den beiden Wächtern, sie sollten sich der Suche anschließen.

Gefesselt, wie sie waren, stellten Sam und Norman keine Bedrohung dar.

Nachdem der Platz wieder leer war, kam Kamapak zu ihnen herüber. Auf seinem Gesicht lag ein besorgter Ausdruck.

Sam hatte den Verdacht, dass der Schamane den Zorn seines Gottes fürchtete, wenn nicht *alle* diese Fremden bei der Morgendämmerung getötet würden.

In den Händen hielt Kamapak kleine Schüsselchen mit Farbe. Er kniete neben Norman nieder und sprach mit dem Fotografen, wobei er die Farbe absetzte. Dann zog er ein langes schmales Feuersteinmesser aus dem Gürtel.

Während der Mann sprach, starrte Sam begierig den geschärften Stein an. Wie gern hätte er sich diese Waffe geschnappt!

Nachdem der Schamane seine Erklärungen beendet hatte, stöhnte Norman auf.

»Was ist?«, fragte Sam.

»Der Schamane ist offenbar hergekommen, um uns für die Opferung vorzubereiten«, antwortete Norman und deutete mit dem Kopf auf die Farben. »Uns werden Zeichen der Macht auf den Körper geschrieben.«

Der Schamane tunkte einen Finger in die rote Farbe, intonierte laut ein Gebet und hob dann die Klinge aus Feuerstein.

Norman folgte mit dem Blick dem Messer und wurde blass. Ohne Kamapak aus den Augen zu lassen, warf er Sam einen Seitenblick zu.

»Was noch?«, fragte Sam, der spürte, dass etwas Unausgesprochenes in der Luft lag.

»Er will uns außerdem noch vor Sonnenaufgang die Zunge ausschneiden damit unser Geschrei Inti nicht beleidigt.«

»Na, großartig ...«, kommentierte Sam bitter.

Kamapak hielt sein Messer dem heller werdenden Himmel entgegen. Während er weiter sein Gebet herunterleierte, stieg der Rand der Sonnenscheibe über die östliche Kante des Vul-

kankegels. Wie ein erwachendes Auge, dachte Sam. Einen Moment lang verstand er, weshalb die Inka der Sonne so viel Verehrung zuteil werden ließen. Es war, als würde ein gewaltiger Gott auf ihre niedere Welt hinabspähen. Kamapak ritzte sich den Daumen mit dem Messer und begrüßte die Sonne mit dem eigenen Blut.

Obwohl Sams Leben bedroht war, beobachtete ein kleiner Teil seiner selbst fasziniert das Ritual. Ein echter Opferritus der Inka, eine längst gestorbene Tradition wurde wieder lebendig! Er musterte die winzigen Schälchen mit Naturfarben: Rot aus der Krapppflanze, Blau aus Indigo, Purpur aus zerquetschten Schnecken.

Während Kamapak weiter betete, versteifte sich Norman plötzlich. Sam sah von den Farben auf und entdeckte eine Gestalt, die aus einem Eingang in der Nähe kam. Fast hätte er aufgestöhnt, als er sie erkannte: *Es war Maggie.*

Hinter dem Rücken des Schamanen rannte sie über die Steine, barfuß wie die Jäger – aber auch ebenso *bewaffnet*. In der rechten Hand hielt sie einen langen Holzknüppel.

Kamapak musste die Gefahr gespürt haben. Er wollte sich gerade umwenden, als Maggie bereits hinter ihm stand. Sie schwang das gehärtete Holz und schlug dem Schamanen damit heftig über die Schläfe. Es gab ein dumpfes Geräusch, Kamapak fiel auf die Hände, dann aufs Gesicht und regte sich nicht mehr. Blut quoll aus den dunklen Haaren des Mannes.

Zu verdattert, um reagieren zu können, starrte Sam einige Sekunden lang nur vor sich hin. Schließlich wandte er sich Maggie zu, die selbst völlig verblüfft über die eigene Tat zu sein schien. Der Knüppel glitt ihr aus den tauben Fingern und fiel klappernd auf das Granitpflaster.

»Das Messer«, sagte Sam. Seine Worte lenkten ihren Blick von der schlaffen Gestalt des Schamanen ab. Er nickte zu dem Feuerstein hinüber und drehte sich so, dass sie seine gefesselten Handgelenke sehen konnte.

»Ich habe selbst eins«, erwiderte Maggie, die plötzlich wieder hellwach war. Sie warf einen Blick über den Platz, zog den goldenen Dolch aus dem Gürtel und zerschnitt rasch Sams Fesseln.

Er sprang auf und rieb sich die Gelenke. Anschließend trat er zu Kamapak, um ihn zu untersuchen. Der Schamane lag reglos da, doch seine Brust hob und senkte sich. Sam stieß erleichtert die Luft aus. Der Mann war nur bewusstlos.

Maggie reichte Sam den goldenen Dolch, nachdem sie Norman befreit hatte, und half dem Fotografen auf die Beine. »Könnt ihr beide laufen?«

Norman nickte schwach. »Wenn's sein muss ...«

Stimmen ertönten in der Nähe. Irgendwo hob sich die erschrockene Stimme einer Frau. »Ich fürchte, es muss sein«, meinte Maggie.

Sie wandten sich gleichzeitig um und wollten losrennen, doch es war bereits zu spät.

Von allen Seiten des Platzes traten bewaffnete Männer und Frauen aus Straßen und Gassen. Sam und die anderen beiden wurden in die Mitte des Dorfplatzes getrieben und umzingelt.

Sam bemerkte, dass Norman den Feuerstein des Schamanen mit einer Faust umklammerte. Der Fotograf hob ihn hoch. »Wenn sie mir die Zunge rausschneiden wollen, werden sie mit mir darum kämpfen müssen.«

»Wo ist Denal?«, flüsterte Sam.

»Ich habe ihn mit dem Gewehr zurückgelassen«, erwiderte Maggie. »Er sollte die anderen weglocken, damit ich versuchen konnte, euch zu befreien. Wir wollten uns im Regenwald treffen.«

»Glaube kaum, dass aus diesem Plan was wird«, meinte Norman und zeigte mit seinem Feuersteinmesser nach vorn. »Seht mal!«

Auf der anderen Seite des Platzes hielt einer der Jäger Sams Winchester in Händen. Er hielt die Waffe vorsichtig wie eine

giftige Schlange und schnüffelte naserümpfend an der Mündung.

»Denal ...«, murmelte Maggie.

Von dem Jungen war keine Spur zu sehen. Hinter ihnen ertönte eine barsche Stimme und sie drehten sich um.

In vollem Ornat, angefangen von der gefiederten Krone bis hinab zu dem fantastischen Gewand, schob sich Pachacutec durch die Menge. Er hob den Stab und die goldene Sonne an seiner Spitze glitzerte hell in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

Der König sprach langsam in der Inkasprache, während Norman übersetzte. »Wir haben die Fremden in unserer Mitte gefangen genommen. Inti erhebt sich und fordert sein Opfer. Bringt Kamapak wieder zu Sinnen, auf dass die Götter geehrt werden können.«

Etwas abseits beschäftigten sich drei Frauen mit Kamapak. Singend badeten sie ihm das Gesicht in kaltem Wasser und rieben ihm die Gliedmaßen. Langsam bewegte der Schamane die Arme. Dann öffneten sich flatternd seine Lider. Einen Moment lang schien er blind zu sein, bis die Erinnerung an den Angriff zurückkehrte. Ärger funkelte aus seinem Blick. Obwohl noch geschwächt, schob er die Frauen beiseite und stand mühsam auf. Er war noch ein wenig wackelig auf den Beinen, aber einer der Jäger stützte ihn.

Zitternd ging Kamapak langsam auf seinen König zu.

Erneut ergriff Pachacutec das Wort, diesmal jedoch auf Englisch, was die Blicke der Studenten auf ihn lenkte. »Es sein eine Ehre, Inti Blut zu schenken. Ihr entwürdigt unseren Gott durch eure Gegenwehr.«

Inzwischen war die Sonne hoch genug gestiegen, dass sie den Platz in ihr Licht tauchte. Sam zeigte seinen Dolch, der hell im morgendlichen Glanz schimmerte. Entwürdigung oder nicht, er würde sein Blut nicht hergeben, ohne etwas von seinen Angreifern genommen zu haben. Er hob die Klinge noch höher und

wünschte sich eine Waffe, die mehr Furcht einflößen und Entsetzen verbreiten würde.

Bei diesem Gedanken erwärmte sich der Griff des Dolchs und die goldene Klinge schimmerte und wand sich, wurde breiter und krümmte sich, bis die Gestalt einer angreifenden Schlange aus dem Griff wuchs. Sam erstarrte. Er wagte nicht, sich zu rühren, und wusste nicht so recht, was gerade geschehen war.

Er sah den verwandelten Dolch mit großen Augen an. Goldene Fänge in einem Maul, das sich der Sonne geöffnet hatte und die Menge bedrohte.

Pachacutec war zurückgewichen, als die Verwandlung eingesetzt hatte. Jetzt trat er einen Schritt heran, die Augen vor Ehrfurcht weit geöffnet.

Sam wusste nicht, wie die Verwandlung vor sich gegangen war, aber zweifellos hatten auch die Inka das Wunder des Dolchs nie zuvor erlebt. Er hob die goldene Natter hoch in die Luft.

In einer Nachahmung von Sams Geste hob Pachacutec seinerseits seinen Stab. Wie im Gebet senkte er ein wenig die Lider. Plötzlich zerfloss die goldene Sonne auf seinem Stab und verwandelte sich in ein Ebenbild von Sams Schlange, sodass die beiden Schlangen sich gegenseitig mit ihren Blicken durchbohrten.

Jetzt war es Sam, der zurückwich. Pachacutec sah dem Texaner ins Gesicht und Sam erkannte keinen Zorn mehr in den Augen des Mannes, sondern Tränen.

Kamapak fiel neben dem König auf die Knie und neigte vor Sam den Kopf, sogleich gefolgt von der versammelten Menge. Alle pressten die Stirn auf die Steine.

Pachacutec senkte seinen Stab und trat mit weit geöffneten Armen auf sie zu. »Inti hat dich gesegnet. Der Sonnengott der Moche hat deine Träume erhört. Du bist einer der Auserwählten Intis!« Der König blieb vor Sam stehen und bot ihm die

Hand. »Dir wird es wohl in unserem Hause ergehen. Euch allen!«

Sam war zu verwirrt, um zu reagieren. Der plötzliche Stimmungsumschwung der Inka war schwer zu verkraften. Aber er durfte der Sache wohl nicht so ganz trauen, zumal er keine Ahnung hatte, was da mit dem Dolch geschehen war ...

Maggie schob sich neben Sam. »Was ist mit Denal?«

Pachacutec hörte sie. »Der Junge. Er sein keine vierzehn Jahre. Zu jung für *huarachicoy*.« Er lächelte, als würde das alles erklären.

Sam runzelte die Stirn. *Huarachicoy* war die feierliche Zeremonie, bei der ein Junge als Mann in einen Stamm aufgenommen und ihm sein erstes *Huara* überreicht wurde, das Lendentuch des erwachsenen Stammesmitglieds. »Was willst du damit sagen, »zu jung«?«

Kamapak hob das Gesicht und ergriff das Wort, während Norman übersetzte. »Es wurde entschieden, den Jungen, wie alle Kinder des Stammes, zum Tempel zu bringen und dort den Göttern als Geschenk zu übergeben.«

Maggie wandte sich an Sam. »Geopfert«, sagte sie voller Furcht.

»Wann?«, fragte Sam. »Wann soll das geschehen?«

Pachacutec warf einen Blick zur aufgehenden Sonne. Die strahlende Scheibe hatte sich inzwischen vollständig über den Rand des Vulkans gehoben. »Es sein bereits geschehen. Der Junge sein bei den Göttern.«

Sam taumelte zurück. »Nein ...«

Die Reaktion des Texaners verwirrte den König. Das breite Lächeln des Sapa Inka fiel in sich zusammen. »Sein dies nicht Intis Wunsch?«

»Nein!«, erwiderte Sam heftiger.

Maggie fasste ihn beim Ellbogen. »Wir müssen zu diesem Tempel. Vielleicht lebt Denal noch. Wir wissen nicht sicher, dass er tot ist.«

Sam nickte. Eine Chance hatten sie noch. Er wandte sich an Kamapak und Pachacutec. »Bringt uns zum Tempel!«

Der König neigte den Kopf. Einem der Auserwählten widersprach er nicht, sondern winkte stattdessen, worauf der Schamane sich erhob. »Kamapak wird dich führen.«

»Ich komme mit«, sagte Maggie.

»Ich auch«, fügte Norman hinzu, der ein wenig schwankend auf den Beinen stand. Die Veränderungen und die lange, aufreibende Nacht hatten eindeutig ihren Tribut von ihm gefordert.

Sam schüttelte den Kopf. »Norman, du musst hier bleiben. Du sprichst die hiesige Sprache. Bring die Inka dazu, auf dem höchsten Kamm ein Signalf Feuer zu entzünden, damit uns der Helikopter auch findet.« Er griff in seine Westentasche und zog sein Funkgerät heraus. »Hier. Nimm Kontakt zu Sykes auf und lass dir den neuesten Stand der Dinge übermitteln. Und noch wichtiger ... hol Onkel Hank so bald wie möglich hier rauf!«

Norman schien die ihm aufgebürdete Verantwortung Sorgen zu bereiten, doch er nickte und nahm das Funkgerät entgegen. »Ich tue, was ich kann.«

Sam schlug den Fotografen auf die Schulter. Dann eilten er und Maggie davon. Sie blieben nur kurz stehen, um die Winchester aufzusammeln.

»Seid vorsichtig!«, rief ihnen Norman nach. »Da oben geht irgendwas Seltsames vor!«

Diese Warnung wäre nicht nötig gewesen. Sam musste lediglich einen Blick auf die goldene Viper am Griff des Dolchs in seiner Hand werfen.

Hell glitzerte das Sonnenlicht auf den spitzen Fängen.

Er zitterte. Die uralte Warnung dröhnte ihm durch den Kopf: *Hüte dich vor der Schlange von Eden!*

Mühsam schleppte sich Henry zum eingestürzten unterirdischen Tempel. Selbst von hier aus erkannte er, wie die Kuppe

des Hügels in sich zusammengefallen war. Natriumlampen erhellten die Grabung auf der windabgewandten Seite, wo sich Arbeiter nach wie vor damit abrackerten, einen Rettungsschacht in die vergrabenen Ruinen zu treiben.

Während Henry dahinschritt, spulte Philip neben ihm seine monotone Litanei über die Ereignisse der vergangenen Tage ab: »... und dann ist der Tempel implodiert. Ich hätte nichts dagegen tun können ...« Der Professor war kaum unter den Rotoren des Helikopters hervorgekommen, als Philip Sykes schon zu ihm gerannt kam, im Gesicht ein Lächeln, in dem sich panikartige Erleichterung und Scham mischten. Der Student hatte gewirkt wie ein Hund mit eingekniffenem Schwanz. Henry achtete nicht auf seine endlosen Erklärungen. Von Anbeginn an war der Tenor klar gewesen: *Mich trifft keine Schuld!*

Schließlich berührte Henry Philips Schulter. »Sie haben hier großartige Arbeit geleistet, Mr. Sykes, vor allem wenn man die Umstände und das hier herrschende Durcheinander berücksichtigt.«

Philip nickte eifrig mit dem Kopf. »Allerdings, nicht wahr?« Wie mit einem großem Löffel schaufelte er das Lob in sich hinein ... und verstummte dann, Gott sei Dank, zufrieden damit, dass ihn jemand von der Verantwortung für alles erlöst hatte, was mit der Tragödie zusammenhing. Henry wusste jedoch genau, dass der Student mehr verheimlichte, als er berichtete. Im Vorübergehen hatte er die geflüsterten abschätzigen Bemerkungen einiger der Quecha-Arbeiter aufgeschnappt. Er verstand genügend von ihrer Sprache, um sagen zu können, dass die Arbeiter stinkwütend auf Philip waren, und er hatte den Verdacht, dass bei einer Befragung der Arbeiter die Ereignisse der vergangenen Tage in ein ganz anderes Licht getaucht würden ... und dass Philip nicht so makellos rein aus der Sache herauskäme.

Im Augenblick hatte Henry jedoch dringendere Sorgen.

Er beäugte die beiden Wächter neben sich. Sie stellten ihre

Waffen nicht mehr zur Schau, hielten aber nach wie vor eine Hand am Holster. Heftig durch Nase und Mund atmend marschierte Abt Ruiz voran. Die Höhe und der Anstieg durch die Ruinen machten dem schweren Mann deutlich zu schaffen.

Als sie schließlich den Platz erreichten, an dem sich ein schwarzer Tunnel in die Seite des verschütteten Tempels bohrte, trat ein Mann in brauner Kutte auf sie zu und verneigte sich. Er war dunkelhäutig, sah gut aus und hatte kalte Augen, die alles mit scharfem Blick in sich aufzunehmen schienen.

Abt Ruiz starrte die Tunnelöffnung begierig an. »Bruder Otera, wie weit seid ihr hier oben?«

Der Mönch verneigte sich weiterhin. »Wir sollten gegen Mittag die Tempelruinen erreichen, Eure Eminenz.«

»Gut. Sehr gut. Du hast brillante Arbeit geleistet.« Ohne den Mann eines weiteren Blickes zu würdigen, schritt der Abt an ihm vorüber.

Henry bemerkte den Zorn in den Augen des Mönchs, als er sich aufrichtete. Doch schon im nächsten Moment zeigte das Gesicht des Mannes wieder passives Desinteresse. Aber Henry ließ sich nicht täuschen. Einige flüchtige Worte des Lobes würden diesen Mann, anders als Philip, nicht zufriedenstellen. Jetzt, aus der Nähe, fiel ihm auf, dass der Mönch nicht nur spanische, sondern auch indianische Züge aufwies: eine tiefere Färbung der Haut, eine etwas breitere Nase sowie Augen von einem so dunklen Braun, dass sie fast schwarz wirkten. Bruder Otera war eindeutig ein *Mestizo*, ein Halbblut, ein Mischling aus spanischer und indianischer Abstammung. Solche Männer hatten hier in Südamerika einen schweren Stand, war ihr Mischblut doch oftmals Grund für Spott und Erniedrigung.

Henry folgte dem Abt, achtete jedoch weiterhin auf die Bewegungen des Mönchs. Er würde genau auf ihn aufpassen müssen. Dieser Mann hatte gefährliche Seiten an sich, die nichts mit den Plänen des Abts zu tun hatten. Henry fiel auf, dass auch Philip einen weiten Bogen um den Mann schlug, als

er die lockere Erde zum Tunneleingang hinaufstieg.

Bruder Otera blieb einen Schritt hinter Henry.

Sie erreichten den freigelegten Tunnel, als die Sonne vollständig aufgegangen war. Der klare, blaue Himmel versprach einen heißen Tag.

Plötzlich lenkte ein Knistern und Rauschen sämtliche Blicke auf Philip. Der Student zog ein Funkgerät aus seinem Sakko. »Das muss Sam sein«, meinte er. »Er ist früh dran.«

Henry trat näher. Sein Neffe hatte gesagt, er würde gegen zehn Uhr mit der Basis Kontakt aufnehmen. Der Anruf kam ein paar Stunden zu früh.

»Hier Basis«, sagte Philip, die Lippen an den Empfänger gepresst. »Schieß los, Sam!«

Wenige Sekunden lang ertönte ein Jaulen, durchsetzt von atmosphärischen Störungen und Interferenzen, dann ... »Philip? Hier ist nicht Sam. Hier ist *Norman*.«

Mit gehobenen Brauen sah Philip über das Gerät hinweg zu den anderen hinüber. Henry wusste, weshalb der Harvardstudent so verblüfft war. Sams letzten Funkspruch zufolge sollte Norman in der vergangenen Nacht geopfert werden. Gott sei Dank war er noch am Leben!

Norman sprach eilig weiter. »Wann erwartest du die Helikopter? Wir brauchen sie jetzt hier oben!« In seinen Worten lag Panik.

»Sie sind hier!«, schrie Philip zurück. »Natürlich ist Professor Conklin bei mir.« Er hielt Henry das Gerät hin, der es entgegennahm. Allerdings war ihm nicht entgangen, dass Abt Ruiz die Augen zusammenkniff, eine Warnung vor einem möglichen Versprecher. Henry hob das Gerät an die Lippen. »Norman, Henry hier. Was geht da oben vor?«

»Denal ist in Gefahr! Sam und Maggie sind los, um ihn zu retten. Aber wir brauchen so bald wie möglich Hilfe. Innerhalb der nächsten Stunde sollten mehrere Leuchtf Feuer nahe des westlichen Vulkanrands brennen, die auch durch den Dunst

erkennbar sein müssten. Beeilt euch!«

Henry sah zum Abt hinüber, der bereits einige seiner Männer zum Helikopter zurückwinkte. Sie hatten angenommen, dass ihnen bis zu Sams Anruf noch einige Stunden blieben, aber Abt Ruiz war zweifellos froh, die Sache beschleunigen zu können, insbesondere nach Normans nächsten Worten.

»Hier oben geht irgendwas Seltsames vor ... grenzt ans Wunderbare, Professor. Müssen sehen, dass ...« Die atmosphärischen Störungen wurden schlimmer und fraßen die Worte auf.

Der Abt wechselte einen Blick mit Henry und aus seinen Augen strahlte hell seine fromme Hoffnung. Ruiz nickte ihm zu, er solle den Fotografen weiter befragen.

»Hat es was mit einer seltsamen Art von Gold zu tun?«, fragte Henry.

Norman hatte ihn anscheinend nicht verstanden. Seine Worte kamen und gingen. »... ein Tempel. Ich weiß nicht, wie ... heilt ... obwohl, keine Kinder ...«

Die bruchstückhafte Übertragung vereitelte jeden Versuch, dem Gehörten einen klaren Sinn zu entnehmen. Henry drückte das Funkgerät näher an die Lippen. Wenn er Sam und die anderen warnen wollte, dann jetzt. »Norman, halt dich fest! Wir kommen! Aber sag Sam, er soll nichts Übereiltes unternehmen! Er weiß, dass ich *kein* Vertrauen in ihn habe, wenn er auf eigene Faust handelt.«

Bei seinen letzten Worten fuhr Philip neben ihm überrascht hoch. Henry betete darum, dass Norman ebenso schockiert über diese Äußerung wäre. Das ganze Team wusste, dass Henry seinem Neffen allerhöchste Wertschätzung entgegenbrachte und Sam oder einen anderen nie derart herabsetzen würde. Doch Abt Ruiz wusste es nicht. Henry drückte erneut auf den Knopf. »Ich meine es ernst. Unternehmt nichts. Ich vertraue Sams Urteil *nicht*.«

»Professor?« Norman klang völlig verwirrt. Atmosphärische

Störungen übertönten jedes weitere Wort.

Henry hantierte noch eine Weile an dem Funkgerät herum, hörte aber nur weiteres Rauschen und schaltete ab. »Die Batterien sind wohl erschöpft«, sagte er mürrisch. Er betete, dass Norman seine verschleierte Warnung verstanden hatte. Wenn nicht, hatte sie wenigstens nicht geschadet. Abt Ruiz hatte seinen Versuch, eine geheime Botschaft zu übermitteln, offenbar nicht weiter beachtet. Henry gab dem Studenten das Gerät zurück.

Philip schob es wieder in seine Tasche und öffnete dann den Mund. »Was wollten Sie damit sagen, Sie vertrauen Sam nicht, Professor?«

Henry wich einen Schritt zurück und bedeutete dem Harvardstudenten, er solle den Mund halten.

Aber Abt Ruiz war bereits aufmerksam geworden und fuhr zu ihnen herum. »Was soll das?«, fragte er und verzog argwöhnisch das Gesicht.

»Nichts«, antwortete Henry eilig. »Mr. Sykes hier und mein Neffe pflegen eine ständige kleine Auseinandersetzung. Er denkt immer, ich würde Sam ihm gegenüber bevorzugen.«

»Das habe ich nie gedacht, Professor!«, sagte Philip laut. »Sie haben uns allen vertraut!«

»Was Sie nicht sagen«, meinte Ruiz und kam heranstolz. »Anscheinend verlieren wir im Augenblick alle unser Vertrauen.«

Der Abt winkte mit einer Hand und Bruder Otera tauchte mit blank gezogener Klinge hinter Philip auf.

»Nein!«, schrie Henry.

Der dünne Mann griff in den Haarschopf des Studenten und riss Philips Kopf nach hinten, sodass seine Kehle entblößt war.

Philip quietschte, verstummte jedoch beim Anblick der Klinge. Er versteifte sich, als das Messer seine Kehle berührte.

»Ist schon wieder eine Lektion nötig?«, fragte der Abt.

»Lassen Sie den Jungen in Ruhe«, flehte Henry. »Er weiß

nicht, was er sagt.«

Der Abt trat zu Philip, doch seine Worte waren an Henry gerichtet. »Haben Sie versucht, denen da oben eine Warnung zukommen zu lassen? Vielleicht ein geheimes Zeichen?«

Henry sah Ruiz direkt ins Gesicht. »Nein. Philip hat sich nur versprochen.«

Ruiz wandte sich dem entsetzten Studenten zu. »Ist das so?«

Philip schloss bloß stöhnend die Augen.

Der Abt beugte sich vor und sagte ihm ins Ohr: »Wenn du überleben willst, erwarte ich die Wahrheit.«

Mit brechender Stimme sagte der Student: »Ich ... ich weiß nicht, was Sie wissen wollen.«

»Eine einfache Frage: Vertraut Professor Conklin seinem Neffen?«

Philips Blick flackerte zu Henry hinüber, dann schaute er wieder weg. »Vermutlich ... vermutlich ja.«

Das Gesicht des Abts wurde grimmig. Ohne Frage war ihm die Antwort nicht deutlich genug. »Philip!«, sagte er drohend.

Der Student krümmte sich. »Ja!«, keuchte er heraus. »Professor Conklin vertraut Sam mehr als uns allen zusammen. Das hat er immer getan!«

Der Abt nickte und Ortega nahm das Messer von der Kehle des Studenten. »Vielen Dank, dass du so offen warst.« Ruiz wandte sich an Henry. »Anscheinend ist doch eine weitere Lektion nötig, um Sie vom Wert uneingeschränkter Kooperation zu überzeugen.«

Henry erstarrte das Blut in den Adern.

»Weil Sie vom Weg des Herrn abgewichen sind, ist eine ernsthafte Bestrafung angebracht. Aber wer soll sie erleiden?« Einen Augenblick lang schien der Abt über diese Frage nachzusinnen, dann sagte er: »Ich denke, das überlasse ich Ihnen, Professor Conklin.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie haben die Wahl, wer die Last Ihrer Sünden tragen soll:

Philip oder Dr. Engel?»

»Wenn Sie unbedingt jemanden bestrafen müssen«, sagte Henry, »dann mich.«

»Das können wir nicht, Professor Conklin. Wir brauchen Sie lebendig. Und ich könnte mir vorstellen, dass es Bestrafung genug ist, diese Wahl zu treffen.«

Henry erbleichte. Seine Knie wurden schwach.

»Wir brauchen keine zwei Geiseln. Welche Geisel Sie auch wählen – Philip oder Dr. Engel –, sie wird getötet. Es liegt an Ihnen.«

Henry bemerkte Philips Blick, der auf ihn gerichtet war und um sein Leben bettelte. Was sollte er tun?

»Treffen Sie Ihre Entscheidung innerhalb der nächsten zehn Sekunden. Ansonsten werden *beide* sterben.«

Henry schloss die Augen. Er stellte sich Joan vor, wie sie während des Abendessens in Baltimore gelächelt und gelacht hatte und wie der Kerzenschein auf ihrem Gesicht gegläntzt hatte. Er liebte sie. Er konnte es nicht länger abstreiten, aber seine Verantwortung hier konnte er ebenso wenig abtun. Obwohl Philip häufig ein gedankenloser Esel war, war er immer noch einer seiner Studenten und er war für ihn verantwortlich. Henry biss sich auf die Lippen und ihm traten Tränen in die Augen. Er erinnerte sich an Joans Lippen an seinem Ohr, ihren Atem auf seinem Hals, an den Duft ihres Haars.

»Professor?»

Henry öffnete die Augen und starrte den Abt wütend an. »Sie Schweinehund ...«

»Wählen Sie! Oder ich gebe den Befehl, beide zu töten.« Der Abt hob eine Hand, bereit, dem Mönch das Zeichen zu geben. »Wer wird für Ihre Sünden sterben?«

Henry erstickte fast an seinen Worten: »Dr. ... Dr. Engel.« Er sackte in sich zusammen, nachdem er Joans Todesurteil ausgesprochen hatte. Aber wäre ihm eine andere Wahl geblieben? Obwohl so viele Jahre seit ihrer gemeinsamen Zeit in

Rice verstrichen waren, hatte sich Joan nicht verändert. Henry kannte sie. Sie würde ihm nie vergeben, wenn er ihr Leben auf Kosten des Studenten gerettet hätte. Dennoch schnitt ihm seine Entscheidung wie ein riesiger, gezackter Dolch durch die Brust. Er vermochte kaum zu atmen.

»So soll es sein«, stellte Abt Ruiz milde fest und wandte sich ab. »So soll es geschehen.«

Sam folgte dem Schamanen aus dem Regenwald in den hellen Morgen hinaus. Nach dem Dämmerlicht des Dschungels blendete die strahlende Sonne trotz des bestehenden Dunstes.

Er schirmte die Augen ab, stolperte und blieb stehen. Maggie trat neben ihn. Beide waren nach dem raschen Trab in dieser Höhe völlig außer Atem. Mit schmerzendem Kopf blickte Sam auf die Landschaft vor ihm.

In hundert Metern Entfernung stieg eine Wand aus nacktem vulkanischen Gestein nahezu senkrecht in die Höhe, ein Steilhang mit messerscharfen Zinnen und so rot wie frisches Blut. Der schwarze Kegel des benachbarten Vulkans überragte ihn, ein Gebirge von beeindruckender Höhe.

Ein schmaler Pfad wand sich im Zickzack zu einer Tunnelöffnung etwa siebenzig Meter oberhalb des Talgrunds hinauf. Es sah nach einem schweren Anstieg aus. Zwei Männer, auf deren Speeren das Sonnenlicht blitzte, arbeiteten sich gerade mühsam ihren Weg herab. Denal war nicht bei ihnen.

»Los!«, sagte Sam und zeigte mit seinem verwandelten Dolch auf die Männer.

Maggie nickte. Zum Sprechen fehlte ihr die Luft. Sie rückte Sams Gewehr auf der Schulter zurecht, schob es höher und folgte.

Kamapak ging durch ein kleines Feld mit wildem Quinoa, einer Sorte Hochlandweizen, das sich am Saum des Regenwalds entlangzog. Auf der anderen Seite der grünen Felder, am Fuß der Felswand, lag ein weites Gebiet, das mit Büschen und

übereinander gestürztem Vulkangestein durchsetzt war. Aus einigen Fumarolen in der Nähe, die Kragen aus gelbem Schwefel hatten, dampfte es. Die Luft war feucht und warm, wie in einer nach faulen Eiern riechenden Sauna.

An der Stelle, wo der Pfad nach oben zum Tunnel abzweigte, stießen sie auf die beiden anderen Inka. Während Kamapak mit den Wächtern sprach, musterte Sam die Speere der Männer. Die Klingen waren, wie bei seinem Dolch, aus Gold. Wichtiger war jedoch, dass sie nicht mit Blut verschmiert waren. Er versuchte, etwas vom Gespräch mitzubekommen, allerdings vergebens. Schließlich winkte der Schamane den beiden Männern, sie sollten ins Dorf zurückkehren, und machte sich an den steilen Aufstieg. Sam und Maggie folgten.

Sam berührte Kamapak an der Schulter und brachte ihn dadurch zum Stehen. »Denal?«, fragte er.

Der Schamane schüttelte lediglich den Kopf, zeigte nach oben und setzte den Anstieg fort.

»Was meinst du?«, fragte Maggie.

»Keine Ahnung. Aber die Antwort liegt offenbar da oben.«

Maggie warf einen besorgten Blick zu der hoch liegenden Öffnung hinauf. »Im Tempel?«

Sam nickte grimmig und die beiden folgten Kamapak. Kehre um Kehre ging es die Wand hinauf. Ein Gespräch war unmöglich, da sie sich bloß noch aufs Atmen konzentrieren konnten. Sam bekam schweißnasse Hände. Er hörte Maggie hinter sich keuchen und allmählich protestierten die Beinmuskeln wegen der Strapaze.

Nur Kamapak schien ungerührt. Der Schamane war an die Höhe und die feuchte Hitze gewöhnt, daher machte ihm der Anstieg nichts weiter aus. Er erreichte die Öffnung und wartete auf sie. Als sie herantraten, sagte er etwas. Das einzige Wort, das Sam verstand, war *Inti*, Sonnengott.

Er schaute zurück und ließ den Blick suchend über das Tal gleiten. Das halb im Regenwald verborgene Dorf unten war

kaum zu erkennen. Dann leuchteten plötzlich links auf der Felswand nacheinander einige Feuer auf, die bald den Rand des Vulkankegels erreichten. Die Signalfeuer. »Gut gemacht, Norman«, keuchte er leise.

Maggie stellte sich neben ihn. »Hoffen wir, dass dein Onkel bald kommt«, meinte sie beim Anblick der Feuer. Dann stieß sie Sam zum Tunnel hin. »Gehen wir weiter!«

Kamapak entzündete eine Fackel und ging voraus. Der Tunnel war breit genug, dass vier Männer nebeneinander gehen konnten, und erstreckte sich anscheinend schnurgerade in den Berg hinein. Keine Kurven oder Kehren. Die Wände bestanden aus glattem Vulkangestein.

»Eine Lavaröhre«, bemerkte Maggie, als sie den Stein berührte.

Sam nickte und zeigte nach vorn. Zunächst hatte die Dunkelheit in dem Schacht undurchdringlich gewirkt. Aber nachdem sich seine Augen an sie gewöhnt hatten, bemerkte er in weiter Ferne einen schwachen Lichtschein. Sonnenlicht. »Norman hat Recht gehabt«, meinte er. »Der Tunnel muss entweder zu einem weiteren Tal oder einer Höhle führen, die nach oben offen ist.«

Bevor Maggie etwas hätte erwidern können, blieb Kamapak stehen. Der Schamane entzündete zwei Fackeln, die in der Wand rechts steckten und eine kleine Höhle einrahmten, die weder Sam noch Maggie in der Dunkelheit bemerkt hatten. Kamapak kniete vor dem Eingang nieder.

Aus der Seitenkammer drang ein Glanz, der das Licht der Fackeln zurück in die Haupthöhle warf. Wie Motten wurden Sam und Maggie davon angezogen.

Sam erreichte den Eingang als Erster. Er kam stolpernd zum Stehen, als er sah, was da vor ihm lag. Dann trat Maggie neben ihn, spannte sich an und fasste den Texaner am Oberarm, wobei sich ihre Finger fest in seine Haut gruben.

»Der Tempel!«, flüsterte sie.

Die Nachbarhöhle bot einen Anblick, bei dem jeder Mensch

Demut empfinden musste. Sie war so groß wie eine Doppelgarage, aber von allen Seiten mit Gold verkleidet – Boden, Decke, Wände. Eine goldene Höhle! Und ob es nun eine optische Täuschung war oder eine seltsame Materialeigenschaft – jedenfalls sahen die goldenen Flächen aus wie ein Fluss mit Wirbeln und Strudeln, der über das Vulkangestein hinwegströmte, ohne es darunter zum Vorschein kommen zu lassen. Mitten in der kleinen Höhle lag eine feste Goldplatte, ein Altar oder ein Bett, deren Oberfläche einer menschlichen Gestalt angepasst war. Darüber hing wie ein prächtiger Kandelaber eine fantastische Kugel aus filigran verarbeitetem Gold. Stränge und Filamente waren zu einem dichten Netz verwoben, das Sam an den Eierbeutel einer Spinne erinnerte und eher organisch als metallisch wirkte. Sogar bei dieser Kugel setzte sich die Illusion des fließenden Goldes fort, das Gewirr aus Fäden schien sich im flackernden Schein der Fackeln gemächlich zu winden.

»Wo ist Denal?«, fragte Maggie.

Noch immer sprachlos schüttelte Sam den Kopf und zeigte mit seinem schlangenförmigen Messer auf den Altar in der Mitte. »Kein Blut.«

»Gott sei Dank. Dann lass uns ...« Maggie sprang einen Schritt zurück.

Ein kleines spiralförmiges Goldfädchen löste sich aus der Kugel über dem Altar und schlängelte sich auf Sam zu. »Nicht rühren!«, murmelte er und erstarrte.

Wie ein suchendes Tentakel schwang der Goldfaden durch die Luft. Anscheinend wurde er von Sams ausgestrecktem Dolch angezogen. Schließlich streifte der Faden die goldene Schlange und berührte einen der Fänge. Sofort schmolz die goldene Skulptur, die schlangenhaften Züge lösten sich auf und flossen dahin wie warmes Wachs. Der Griff in Sams Hand erkaltete; offenbar wurde ihm die Hitze entzogen. Dann formte sich das Gold erneut, streckte und spitzte sich zu und wurde

wieder zum ursprünglichen Dolch.

Als würde jemand eine Angelleine einholen, zog sich das suchende Filament in die Kugel zurück.

Verwirrt besah sich Sam den Dolch. »Was ist denn da gerade passiert, zum Teufel?«

Maggie hatte die Sprache wieder gefunden. Sie trat in Sams Schatten, sorgte dafür, dass seine breiten Schultern zwischen ihr und der goldenen Höhle waren, dem Tempel. »Es ist kein Gold. Es kann keines sein. Ganz gleich, aus was deine Klinge besteht, es ist dasselbe Material, aus dem auch der Tempel besteht. Die Moche haben es *Sonnengold* genannt. Ein Metall, das Meteore abgestoßen haben.«

»Aber es wirkt fast lebendig«, meinte Sam und wich ebenso wie sie zurück.

Kamapak erhob sich. Sein Blick ruhte voller Ehrfurcht auf Sam. Er murmelte ihm etwas zu und senkte daraufhin den Kopf.

»Ich glaube, wir sollten nicht damit herumspielen, Sam. Sehen wir lieber nach, was Denal zugestoßen ist, und überlassen das hier erfahreneren Wissenschaftlern.«

Sam nickte düster. »Das war es, was Bruder de Almagro gesehen hat, und es muss dem Mann einen solchen Schrecken eingejagt haben, dass er diese Caldera versiegelt hat. Die Schlange von Eden.«

»Das und das Haupt des Pachacutec«, murmelte Maggie.

Sam wandte sich zu ihr um. Auf dem Weg zum Tempel hatte ihm Maggie berichtet, dass sie Normans und Sams Gespräch am Feuer und vor allem die vorgetragene Inkarri-Geschichte mitgehört hatte. »Du kaufst ihnen doch diesen Unsinn über den enthaupteten König nicht ab, oder?«

Maggie senkte den Blick. »Da ist etwas, das ich dir noch nicht erzählt habe, Sam.«

»Was?«

»Ich wollte eigentlich erst länger darüber nachdenken, bevor

ich mit dir darüber rede.« Sie sah zu ihm auf. »Nachdem ihr, du und Norman, weggeholt worden seid, habe ich mich in den Innenhof geschlichen und Pachacutec ohne sein Gewand gesehen. Mit seinem Körper ... stimmte was nicht.«

»Was willst du damit sagen?«

»Er war wie ...«

Plötzlich ertönte aus dem Gang weiter unten ein Schrei und unterbrach das Gespräch. Sam und Maggie erstarrten.

»Denal!«, keuchte Maggie, als der Ruf verhallte. »Er lebt!«

Sam ging weiter den Schacht entlang auf die Stelle zu, von wo der schwache Schimmer Sonnenlicht kam. »Fragt sich, wie lange noch? Gehen wir!«

Kamapak hob den Arm, um sie am Weitergehen zu hindern, schüttelte wild den Kopf und plapperte wohl eine Warnung. Die einzig verständlichen Worte waren *janan pacha*. Der Himmel der Inka. Sam fiel ein, dass die Kinder der Dörfler angeblich den Göttern des *janan pacha* zum Geschenk gemacht wurden. Dorthin mussten sie Denal gebracht haben! Kamapak startete Sam trotzig an und versperrte weiter den Durchgang.

»Scheiß drauf!«, murmelte Sam wütend und zeigte Kamapak seinen Dolch. »Wir gehen auf jeden Fall weiter, Kumpel. Entweder gehst du schleunigst aus dem Weg oder ich schneide eine Tür in dich hinein.«

Sein Tonfall musste die Sprachbarriere durchbrochen haben. Kamapak, in dessen Augen deutlich die Furcht vor dem Dolch zu lesen war, trat zur Seite. Sam wartete nicht darauf, dass der Schamane es sich womöglich anders überlegte, und ging raschen Schritts los. Kamapak blieb zurück und murmelte unterdrückt Gebete.

Bald hatten sie den Tunnelausgang erreicht. Er öffnete sich in eine weitere vulkanische Caldera. Der Dunst war jedoch dichter, das Sonnenlicht zu einem dämmrigen Glanz gefiltert. Der Regenwald vor ihnen war von schweren Nebelschleiern bedeckt und es stank so heftig nach Schwefel, dass es in den Augen

brannte, zudem herrschte eine erstickende Hitze. Ein Pfad führte eindeutig in den Dschungel.

»Wir müssen in der benachbarten Caldera sein«, flüsterte Maggie.

Sam nickte und ging weiter ins Tal hinein. Maggie folgte und nach einem Augenblick des Zögerns schloss sich auch Kamapak an. Der Schamane ging leicht geduckt und sein Blick ruhte auf dem fremdartigen Himmel, als hätte er Angst davor, dass etwas die Hand nach ihm ausstreckte. Ganz offensichtlich war er noch nie hier gewesen. Ein starkes Tabu musste ihn daran gehindert haben.

»Nicht so ganz meine Vorstellung vom Himmel, so viel steht fest«, meinte Sam, während er den Regenwald betrat und sich den Schweiß von der Stirn wischte. Unter dem Blätterbaldachin wurde die Dämmerung zur Nacht.

Ringsumher herrschte völlige Stille. Kein Vogel rief, kein Tier raschelte. In der Dunkelheit entdeckte Sam einige Affen, die sich in den Blättern über ihnen verborgen hielten, aber sie rührten sich nicht und gaben keinen Laut von sich. Nur mit dem Blick verfolgten sie die Fremden in ihrer Mitte.

Maggie hatte bereits das Gewehr von der Schulter genommen und Sam hoffte, dass sie als Schütze so erfahren war, wie sie behauptet hatte. Insbesondere, da ihre einzige andere Waffe Sams Dolch war.

Sie wagten nicht einmal zu flüstern, als sie dem Pfad zu der Stelle folgten, an der sich der Regenwald öffnete. Schließlich erreichten sie den helleren Schein. Sam duckte sich und hob eine Hand, worauf auch die beiden anderen stehen blieben. Jetzt war ein Plan vonnöten. Er warf Maggie einen Blick zu, die ihre Augen vor Furcht und Sorge weit aufgerissen hatte. Kamapak kauerte wachsam hinter ihr.

Plötzlich ertönte unmittelbar vor ihnen ein weiterer Schrei, der den Regenwald wie ein Pfeil durchschnitt. »Hilfe!« Das Entsetzen in der Stimme des Jungen war nicht zu überhören.

»Zum Teufel mit der Vorsicht!«, platzte Sam heraus und stand auf. »Kommt!« Er rannte das letzte Stück des Pfads hinab, Maggie ihm auf den Fersen.

Sie stürmten aus dem Regenwald zum Rand einer weiteren Inkasiedlung hinüber. Auch hier lagen steinerne Häuser terrassenförmig angeordnet auf den sanften Hängen und waren zur Hälfte vom Dschungel überwuchert. Aber damit endete die Ähnlichkeit auch schon. Der Regenwald hatte den Ort förmlich verschlungen. Überall wuchsen Gräser und Bäume zwischen den Granitblöcken, als würden sie den Steinen entsprossen. Aus einem zerborstenen Dach in der Nähe wuchs ein Baum, dessen weit ausgebreitete Äste das Haus völlig einhüllten.

Doch so ungepflegt die Siedlung auch war, der Gestank war weitaus schlimmer.

Auf den Straßen türmten sich Schutt und Abfall. Alte Tierknochen lagen wie zersplittertes Glas in den Gassen verstreut und an vielen klebte noch Haut oder Fell. Unter den Füßen knirschte zerbrochene Töpferware.

»Mein Gott«, sagte Maggie und legte die Hand auf den Mund. »Das ist die dritte Stadt.«

»Was?«, flüsterte Sam.

»Denk mal an die Feier der ersten Nacht! Da hast du vermutet, dass die Totenstadt als *uca pacha* erbaut wurde, als untere Welt, während der andere Ort *cay pacha* war, die mittlere Welt. Na ja, und hier haben wir die dritte Stadt, eine der oberen Welt, *janan pacha*.«

Angeekelt warf Sam einen Blick auf die fauligen und verfallenen Straßen. Das war keine himmlische Stadt. Aber er wagte nicht, stehen zu bleiben und über das Geheimnis nachzugröbeln. Er winkte, sie sollten weiter, und führte sie die Gasse hinab.

Beim Laufen starrte Kamapak die Ruinenstadt voller Entsetzen und Unglauben an.

Offensichtlich ist das auch nicht seine Vorstellung vom Him-

mel, dachte Sam.

Vor sich vernahmen sie Geräusche: Grunzen sowie leises, wütendes Jaulen. Aber ein Laut, der durch den Lärm zu vernehmen war, zog sie weiter: Schluchzen. Das musste Denal sein.

Sam verlangsamte seinen Schritt, als sich die Gasse zum Dorfplatz hin öffnete. Er spähte um die Ecke und schreckte augenblicklich zurück. »Verdammt ...«

»Was ist?«, flüsterte Maggie, kroch zur Ecke und sah selbst nach.

Sam merkte, dass sie die Schultern zusammenzog. Er kämpfte gegen seinen ersten Schock an und ging zu ihr. Nackt wie ein Neugeborenes stand Denal mitten auf dem Platz, benommen und völlig verängstigt.

Und voller Entsetzen, und das aus gutem Grund.

Auf dem Platz wimmelte es nämlich von bleichen Kreaturen. Einige waren groß wie Ochsen, andere wie muskulöse Kälber. Sam erkannte die grausigen Gestalten wieder. Es waren die gleichen Bestien, vor denen sie unten in der Nekropolis geflohen waren. Sie umkreisten den Jungen, schnüffelten an seinen Fersen. Hin und wieder gab es eine Rauferei. Unter Zischen und Gekreische wurden mit rasiermesserscharfen Klauen Hiebe ausgeteilt. Offenbar mussten sie sich noch einigen, was sie mit dem Jungen anstellen sollten.

Aber eines war deutlich. Sie waren hungrig. Fast alle sabberten. Sie wirkten wie kurz vor dem Hungertod, bestanden bloß noch aus Haut und Knochen.

Eine der Kreaturen ganz in der Nähe fuhr plötzlich zu ihnen herum. Sie gehörte zu den Bestien mit den spindeldürren Beinen, den Spähern. Sam und Maggie konnten sich gerade noch rechtzeitig in ihr Versteck zurückziehen.

Sam stieß Maggie an. Zurück!

Der tätowierte Schamane wirkte ebenso verwirrt und entsetzt wie sie. Offensichtlich hätte er niemals für möglich gehalten,

was sich in Wahrheit hinter seinem *janan pacha* verbarg. Bevor ihn Sam daran hindern konnte, war er mit erhobenen Armen um die Ecke getreten. Mit Tränen in den Augen stimmte der Schamane einen Gesang voller religiösem Eifer an und schritt auf das Rudel der Kreaturen zu.

Die Bestien auf dem Platz verstummten.

Sam zog Maggie weiter zurück und flüsterte ihr ins Ohr: »Wir müssen auf die andere Seite. Die Ablenkung durch den Schamanen ausnutzen. Sehen, ob wir Denal befreien können.«

Sie nickte und die beiden rannten los. Sie tauchten in eine Querstraße, die parallel zum Platz verlief. Währenddessen ertönte unermüdlich Kamapaks Gesang. Sam versuchte, so leise wie möglich zu laufen und Knochen und Tonscherben zu meiden.

»Hier entlang!«, zischte Maggie und stürmte in eine Gasse zwischen zwei Häusern.

Sam folgte ihr und fand sich bald vor dem Platz wieder. Er duckte sich und sah Denal diesmal unmittelbar vor ihnen stehen. Der Junge hatte sie nicht bemerkt; er war auf die Knie gefallen und hielt die Augen auf die Stelle gerichtet, an der der Schamane stand.

Der Gesang hatte auch die Aufmerksamkeit dieser gewaltigen Menge an Bestien auf sich gezogen. Sie hatten sich von dem entsetzten Jungen abgewandt und drängten jetzt zu der neuen Merkwürdigkeit hinüber. Sam und Maggie hatten freie Bahn.

Wenn sie Denal retten wollten, dann jetzt.

Sam holte tief Luft und kroch hinaus. Maggie folgte, das Gewehr im Anschlag.

Auf der anderen Seite des Platzes war der Schamane, mittlerweile umringt von den Bestien. Ein paar der zwergenhaften Mitglieder der Bande, die geschlechtslosen Drohnen, zupften an Kamapaks Gewand. Andere, die größeren, muskulöseren Jäger, hielten sich vorsichtig im Hintergrund. Sie hatten die Hälse gereckt und musterten den Neuankömmling, horchten

auf den Gesang. Doch wie lange würde das Lied die Ungeheuer in Schach halten? Auf der Stelle erhielt Sam Antwort auf diese Frage. Einer der Jäger lief zu dem Schamanen und schlug ihn mit einem Knüppel nieder, sodass er auf die Steine stürzte. Sam trat einen Schritt zu Kamapak hin, doch Maggie packte ihn beim Ellbogen und hielt ihn zurück.

Langsam stützte sich Kamapak auf die Arme und berührte mit einer Hand die blutige Stirn. Die Horde starrte den rot gefärbten Finger des Schamanen an. Dann witterten die Bestien den Blutgeruch und vergaßen alles andere. Die bleichen Gestalten wogten heran, sprangen vor und überschwemmten den Schamanen, dass er erneut zu Boden sank. Vor Entsetzen und Schmerz schrie Kamapak laut auf. Gekreisch und Geheul begleiteten den Angriff. Noch von dort, wo er stand, hörte Sam das Krachen von Knochen und das Reißen von Fleisch.

Als Denal sich von dem entsetzlichen Anblick abwandte, entdeckte er schließlich Sam. Mühsam stand er auf und lief auf wackeligen Beinen zu den beiden hin. Die Augen des Jungen waren geschwollen, das Gesicht bleich vor Entsetzen. Er öffnete den Mund zum Sprechen, doch Sam hob einen Finger an die Lippen. Denal presste den Mund fest zusammen, dennoch entfloß ihm ein kleines Wimmern.

Bald waren Sam und Maggie an seiner Seite. Als Sam den Jungen zu sich zog, erstarb allmählich das entfernte Knurren und Zischen. Kamapaks Schreie waren schon lange verstummt.

»Wir müssen von hier verschwinden!«, flüsterte Maggie.

Auf der anderen Seite des Platzes hatten sich etliche der Bestien mit ihrem Mahl auf den Steinen niedergelassen. Überall lagen Fetzen des zerrissenen Gewands verstreut. Kamapak selbst war verschwunden, in Stücke gerissen von den Klauen und Zähnen der Kreaturen. Lediglich ein paar blutige Brocken waren noch von ihm übrig, an denen genagt oder um die gekämpft wurde.

Unglücklicherweise gab der dürre Schamane jedoch nicht

genug für alle her. Mehrere der Bestien schnüffelten nach einer weiteren Futterquelle. Ihr gieriger Blick fiel auf den Jungen. Die Gruppe war entdeckt.

»Verdammt«, brummte Sam.

Erneut stimmten die Kreaturen ein wildes Gekreische an. Sogar diejenigen, die schon frisches Fleisch ergattert hatten, hoben die blutigen Schnauzen, um nachzusehen, was es sonst noch geben mochte.

»Denal, wie bist du hier reingekommen?«, fragte Sam und wich über den Platz zurück. Es bestand keinerlei Veranlassung mehr, lieber den Mund zu halten. »Gibt es einen anderen Weg nach draußen?«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Die Wächter mich bringen zum Tempel. Ich müssen mich auf den Altar legen. Dann ich sein aufgewacht ... ich hier, benommen, ohne Kleider.« Denals Stimme brach. »D... dann diese Dinger kommen!«

»Was sind sie, zum Teufel?«

»Ihre ... ihre Götter«, stammelte Denal.

Eine der Bestien, die sich ihnen genähert hatte, sprang auf sie zu. Maggie zielte mit dem Gewehr und drückte ab. Die Kreatur flog zurück. Der Schuss hatte ihr den halben Schädel weggerissen. »Na ja, diese verfluchten Götter bluten.«

Mehrere ihrer Genossen stürzten sich auf die tote Bestie. Weiteres Fleisch für den Festschmaus. Was die übrigen jedoch nicht aufhielt; Blutdurst und Hunger hatten sie fast zur Raserei getrieben.

Sam, Denal und Maggie wichen weiter zurück, bis hinter ihnen neues Knurren ertönte. Sam fuhr herum. Noch mehr Kreaturen watschelten und krochen auf den Platz zu. Späte Gäste der Party, angelockt von dem frischen Blut und den Schreien. Von allen Dächern ringsumher erklang hungriges Heulen.

»Ich glaube, es hat gerade zum Essen geläutet«, meinte Sam mürrisch.

Joan arbeitete in ihrer Zelle. Sie hatte den ganzen Morgen über verschiedenen Zeitungsartikeln, Zusammenfassungen und getippten Notizen gebrütet, mit denen der ernste junge Mönch sie versorgt hatte. Besonders fasziniert hatte sie das Papier über die Theorie biomimetischer Systeme. Ihnen lag die Idee zugrunde, mikroskopisch kleine Maschinen zu konstruieren, indem man bereits existente biologische Modelle nachahmte, wie zum Beispiel Mitochondrien und Viren. Ein gewisser Dr. Eric Drexler schlug vor, Proteine und Nukleinsäuren als Bausteine einer Mikromaschine – eines Nanobots – zu benutzen. In seinem Artikel erläuterte er, wie die gegenwärtige Biologie die Generation »synthetischer, nicht-biologischer Strukturen« anregen konnte.

Joan lehnte sich zurück und stellte sich im Geiste die mikroskopisch kleinen oktagonalen Einheiten vor, aus denen die Substanz Z bestand. Deren Form war ihr irgendwie bekannt vorgekommen. Sie hatten fast wie Nachahmungen von Bakteriophagen ausgesehen. Waren diese Einheiten tatsächlich Beispiele biomimetischer Strukturen?

Sie durchsuchte die Papiere auf dem Tisch, bis sie auf einen Ausdruck der mikroskopischen Analyse der Probe stieß. Dabei war die seltsame Einheit in ihre Bestandteile zerlegt worden.

Probe 134B12

Rastersondenmikroskopieanalyse: Unter Anwendung von Phasenkontrast, Kraftmodulation und gepulster Kraftmikroskopie (Resultate überprüft anhand massenspektrometrischer Analyse #134B8)

Erste Befunde

Struktur der Hülle: Makromoleküle, bestehend aus Si (Silizium) und H (Wasserstoff), insbesondere Kubosiloxane ($\text{H}_6\text{Si}_{18}\text{O}_{12}$), dazu Tectosilikate

Arme: Si (Silizium), über Nanoröhren verbunden mit Au (Gold)

Kern: Analyse nicht möglich

Joan tippte mit dem Finger auf das Blatt Papier. Also enthielten die Arme der Nanopartikel Gold, daher die Färbung der Substanz Z. Was sie jedoch mehr faszinierte, war die Zusammensetzung der Hülle. Sie bestand größtenteils aus Silizium. In der Natur basierten fast alle biologischen Bausteine auf Kohlenstoffverbindungen – auf Molekülen aus Wasserstoff, Sauerstoff und *Kohlenstoff*. Hier hatte sie jedoch eine Struktur vor sich, die Kohlenstoff durch *Silizium* ersetzte.

Sie gab dieser neuen Klasse von Molekülen einen Namen: »Hydrosilizium«, murmelte sie. Obwohl Kohlenstoffverbindungen den größten Teil der Biologie ausmachten, war in der *Geologie* Silizium das vorherrschende Element der Erdkruste. Konnte diese Struktur ein Verbindungsglied zwischen Biologie und Geologie darstellen? Oder war sie, entsprechend der These des jungen Mönchs, der erste entdeckte *anorganische* Nanobot?

Schließlich blieb ihr Blick an der untersten Zeile des Berichts hängen. Die Zusammensetzung des Kerns. *Analyse nicht möglich*. Das war die Crux der Sache, das Rätsel. Das Äußere war bekannt und quantifizierbar, doch die inneren Funktionen blieben nach wie vor ein Geheimnis. Das lenkte ihre Gedanken auf die beiden entscheidenden Fragen zurück, die der junge Mönch in seinen privaten Aufzeichnungen aufgeworfen hatte: *Worin besteht der Zweck dieser mikroskopisch kleinen Maschine? Und wer hatte sie programmiert?*

Bevor Joan tiefer in die Geheimnisse hätte eindringen können, hörte sie unten im Korridor Absätze über den Stein kratzen. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und runzelte die Stirn. Für das Essen war es viel zu früh. Sie biss sich auf die Unter-

lippe. Wer da auch kommen mochte, er hatte wahrscheinlich nichts mit ihr zu schaffen, aber sie konnte kein Risiko eingehen.

Rasch räumte sie ihren Schreibtisch auf. Die Papiere mit den Forschungsergebnissen schob sie zu einem ordentlichen Stapel zusammen, faltete dann das abgenutzte Blatt mit Bruder de Almagros Code und stopfte es in die Tasche. Anschließend legte sie das einzige Buch, das man ihr hier im Raum erlaubte – eine King-James-Bibel – über das ausgefranzte Loch in der Eichenplatte des Tisches. Dadurch verbarg sie das Ergebnis ihres Experiments von vergangener Nacht.

Schließlich rollte sie die Zigarette, die sie Bruder Carlos abgeschnorrt hatte, vom Tisch und steckte sie sich in die Brusttasche. Sie warf einen letzten Blick auf ihr Werk und war zufrieden. Es waren keinerlei Hinweise auf ihr heimliches Experiment mit der Substanz zu entdecken.

Und sie konnte von Glück sagen, dass sie diese Vorsorge getroffen hatte. Die Schritte draußen blieben unmittelbar vor ihrer Tür stehen. Joan spannte sich an. Ein Schlüssel wurde ins Schloss gesteckt und gedreht.

Dann wurde die Tür aufgerissen und sie fuhr herum. Es war Bruder Carlos mit seiner 9-mm-Glock. Joan hob fragend die Brauen und stand auf. »Was ist?«

»Raus!«, erwiderte er barsch und winkte mit seiner Pistole. »Mitkommen!«

Joan zögerte; vor Furcht, ertappt worden zu sein, stockte ihr das Blut in den Adern.

»Auf der Stelle!«, brüllte Carlos.

Joan nickte und trat durch die Tür. Mit einer Hand betastete sie den Kragen ihrer Bluse. Auf der Unterseite der Plastikstreifen, die ihn verstärkten, befanden sich die beiden tränengroßen Perlen der Substanz Z. Sie konnte das Risiko nicht eingehen, die Proben in der Zelle zurückzulassen. Vielleicht wurde der Raum durchsucht oder man wies ihr eine neue Zelle zu. Also

hatte sie sich diese Methode ausgedacht, um die goldenen Tropfen zu verstecken und gleichzeitig in ihrem Besitz zu halten.

Carlos nickte ihr zu, sie solle losgehen, und sie folgte seiner Anweisung in der Erwartung, dass er sie nach unten in die Labors führte. Stattdessen scheuchte er sie in einen anderen Teil der Abtei. Stirnrunzelnd musterte sie die fremde Umgebung. »Wohin gehen wir?«

»Wirst du sehen, wenn wir dort sind.«

Der Mönch, der ihr ohnehin nicht herzlich zugetan war, gab sich heute noch wortkarger als sonst. Seine Anspannung verstärkte ihre Nervosität. Was ging hier vor? Dieser Flügel der Abtei war spartanisch eingerichtet. Einfache Steinböden mit einer Reihe nackter Glühbirnen an der Decke, die den Weg beleuchteten. Joan sah den langen Korridor hinauf und hinab. Seitdem sie diesen Flügel betreten hatten, waren sie keinem einzigen Bewohner der Abtei begegnet.

»Stimmt ... stimmt etwas nicht?«, fragte sie, außerstande, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken.

Bruder Carlos gab keine Antwort. Er führte sie einfach zu einem kleinen Treppenhaus am Ende des Korridors. Es waren lediglich sechs Stufen, die zu einer dicken Eichentür mit Eisenbeschlägen führten. Ein kleines silbernes Kreuz mit einem Paar gekreuzter Schwerter darüber kennzeichnete die Tür.

Joan fiel Henrys Bemerkung ein, dass ein solches Symbol auf Bruder de Almagros Siegelring zu finden gewesen war, und sie erinnerte sich an dessen Bedeutung: Es war das Zeichen der Inquisition.

Ihre Nervosität verwandelte sich in Angst, als Carlos sie mit vorgehaltener Waffe beiseite schob und an die Tür klopfte, und zwar eindeutig einen Code. Von innen wurde ein Riegel zurückgeschoben. Das Knirschen des Eisens tönte laut in dem leeren, kahlen Korridor.

Als die Tür aufschwang, trat Carlos zurück. Joan spürte die Hitze des angrenzenden Raums wie den Atem eines Drachens, doch sie konnte nicht zurückweichen. Die 9-mm-Glock drückte sich ihr fest in die Seite.

Eine massige Gestalt, auf deren nackter Brust der Schweiß glänzte, stand auf der Schwelle. Ein Mann, der sich die Mönchskutte von den Schultern gestreift hatte und sie vom Gürtel herabhängen ließ. Er fuhr sich mit einer Hand über den kahlen Schädel, der ebenfalls glänzte, und sagte etwas in abgehacktem Spanisch. Carlos gab Antwort. Der große Mönch nickte und winkte sie hinein.

»Los!«, befahl Carlos.

Da ihr keine andere Wahl blieb, gehorchte Joan. Der angrenzende Raum erinnerte sie an alte Horrorfilme. Links befand sich eine Reihe von Zellen mit Eisengittern. Auf dem Boden lag Stroh, Betten waren nicht vorhanden. Rechts an der Wand waren Ketten ordentlich aufgerollt. Mehrere Lederpeitschen hingen an Ständern. In der Mitte des Raums steckten drei lange Eisenpfähle in glühenden Kohlen.

Brenneisen.

Joan schaute sich um. Sie befand sich im Modell eines mittelalterlichen Kerkers. *Nein*, korrigierte sie sich, als sie einen vertrauten Geruch in die Nase bekam, den sie von ihren Tagen in der Notaufnahme her gut kannte. *Blut und Angst*. Das war kein Modell, keine Nachbildung in einem Wachsfigurenkabinett. Es war echt.

»Warum ... warum bin ich hier?«, fragte sie laut, aber im Herzen kannte sie bereits die Antwort. Henry hatte einen Fehler begangen. So erschreckend ihre Umgebung auch war, es war vor allem die Sorge um Henry, die ihr jetzt einen Stich versetzte. Was war ihm zugestoßen? Sie sah Carlos an. »Soll ich bestraft werden?«

»Nein«, erwiderte der Bruder, dessen Tonfall ebenso beiläufig war, als würde er übers Wetter sprechen. »Du sollst getötet

werden.«

Joan merkte, wie ihr die Knie weich wurden. Auf einmal verursachte ihr die Hitze im Raum Übelkeit. Sie konnte kaum atmen. »Ich ... ich verstehe nicht.«

»Das brauchst du auch nicht«, gab Carlos zur Antwort. Er nickte zu dem großen Mönch hinüber.

Mit Hilfe von Lederhandschuhen zog der dicke Mann die Eisen aus den Kohlen und beäugte die glühenden Spitzen. Zufrieden schürzte er die Lippen und sagte dann etwas auf Spanisch.

Carlos hob die Pistole. »Geh zur Wand da drüben!«

Die Beine wollten unter Joan nachgeben. Sie blickte wild umher, dann sah sie wieder Carlos an. »Warum? Warum so?« Sie zeigte schwach auf seine Waffe. »Sie hätten mich in der Zelle töten können.«

Carlos presste die Lippen noch fester aufeinander. Er musterte die Folterwerkzeuge, die Werkzeuge der Inquisition, und erwiderte: »Wir dürfen nicht aus der Übung kommen.«

Maggie zielte und drückte ab. Das bleiche Gesicht flog zurück und der Mund war bloß noch eine blutige Masse. Sie fuhr herum und richtete den Lauf auf ihr nächstes Ziel. Die Schüsse hatten sie mittlerweile taub gegenüber dem Gekreisch und Geheul gemacht. Sie handelte instinktiv, schoss erneut und warf einen der bleichen Späher zurück, der ihr zu nah gekommen war. Sein schrilles Kreischen, als seine Genossen über ihn herfielen, drang schließlich doch an ihre Ohren.

Etwas berührte sie an der Schulter und sofort richtete sie das Gewehr darauf.

»He!«, schrie ihr Sam ins Ohr. »Vorsicht! Ich bin's!« Er packte sie fester.

Maggie leckte sich leicht zitternd die trockenen Lippen. »Was jetzt?«, wimmerte sie. Die Bestien hatten sie in die Mitte des Platzes getrieben und wichen nicht zurück. Sie hatte in

ihrem Bemühen, ihnen einen Weg in die Freiheit zu schießen, keinerlei Fortschritte gemacht. Für jede Kreatur, die sie niederstreckte, sprangen weitere heran und füllten die Lücke.

Sam lockerte seinen Griff. »Ich habe mitgezählt. Du hast bloß noch eine Patrone übrig.«

Maggie starrte auf das Gewehr. »Mein Gott!« Sie hob die Waffe. Ihr letzter Schuss sollte besser sitzen. Gewaltsam unterdrückte sie das Zittern ihrer Hände.

Sam schob ihr Gewehr nach unten. »Lass mich mal versuchen.«

»Womit?«, zischte sie ihn an.

Er hob den goldenen Dolch. »Erinnerst du dich an die Kreaturen in der Nekropolis?«

»Sam, dazu musst du sie verdammt nahe herankommen lassen«, sagte sie und entwand ihm das Gewehr.

»Vielleicht auch nicht.« Sam stellte sich vor sie, nahm seinen Stetson ab, hob den goldenen Dolch hoch in die Luft und schwenkte mit der anderen Hand seinen Hut. Dazu ließ er einen wütenden, herausfordernden Schrei ertönen.

Hunderte von Augenpaaren hoben sich von ihren Mahlzeiten und die Kreaturen knurrten Sam an.

Der Texaner stülpte den Hut wieder über und hielt nur noch den goldenen Dolch in die Höhe. Während die Blicke zu der Waffe hinüberschnellten, erstarb das vielstimmige Knurren. Von einer Seite ertönte ein Wimmern. Sam hatte es offenbar auch gehört und fuhr herum. Dort also lag der Schwachpunkt in der Menge. Mit langen, weit ausholenden Bewegungen schwenkte er seinen Dolch und wiederholte seinen Schrei des Zorns.

Die Mauer aus bleichen Gestalten wich vor ihm zurück und bröckelte auseinander.

»Haltet euch dicht hinter mir!«, flüsterte Sam Maggie und Denal zu.

Maggie winkte dem nackten Jungen, er solle vorangehen,

und deckte dann ihren Rücken mit der Winchester. *Eine Kugel!*, ermahnte sie sich immer wieder.

Langsam ging Sam auf die Menge zu. Er schwang drohend den Dolch, stach auf sie ein, knurrte.

Laut meckernd galoppierten einige der Bestien beiseite. Ihre Reihen lichteten sich. Mehr und mehr der Kreaturen flohen und nahmen dabei die blutigen Brocken mit, die sie sich erkämpft hatten.

»Ich glaube, es funktioniert«, meinte Sam.

Plötzlich sprang ihn etwas an. Rudimentäre Flügel schlugen auf seinen Rücken ein. Also einer der Jäger. Sam wich zurück, stolperte dabei über Denal und stürzte.

Maggie konnte sich auf den Beinen halten. Sie tänzelte davon und schwang das Gewehr herum.

Aber sie war zu langsam.

Sam war auf den Jungen gefallen und Denal schrie vor Entsetzen. Da streckte der Texaner seine einzige Waffe in die Luft – *den Dolch!* Die kreischende Bestie pfahlte sich selbst. Im Vergleich zu den hakenförmigen Klauen und den Reißzähnen schien der Dolch eine dürftige Waffe zu sein, aber das Ergebnis war alles andere als dürftig.

Plötzlich sah es so aus, als würden die winzigen Flügel der Bestie funktionieren. Die Kreatur flog durch die Luft und quiekte dabei so laut, dass sogar Maggie zurückschreckte. Wieder zu Boden gestürzt, wälzte sich die Bestie auf den Steinen des Platzes hin und her und lag schließlich mit dem Bauch nach oben da. Zwischen den Klauen, mit denen sie den verwundeten Unterleib umklammerte, schossen kleine Flammen hervor.

Die bleiche Menge ringsumher erstarrte in Schweigen und bekam große Augen.

Wie ein Buschfeuer in trockenem Gras breiteten sich die Flammen vom Bauch der Bestie über den ganzen Körper aus. Die Kreatur krümmte und wand sich; das Maul hatte sie zu

einem lautlosen Schrei der Qual aufgerissen. Feuer drang ihr aus der Kehle und die Flammen verzehrten schließlich ihren Kopf. Die Kreatur fiel in sich zusammen, während weiter Flammen über die schwärzliche Gestalt tanzten – ein Übelkeit erregender Scheiterhaufen.

Sam und Denal waren bereits wieder auf den Beinen. »Los!«, rief Sam.

Erneut hob der Texaner drohend seinen Dolch, doch dieses Mal forderte ihn niemand mehr heraus. Die verbliebenen Bestien wichen zurück und gaben den Weg frei. Dicht aneinander gedrängt und mit angehaltenem Atem gingen die drei zum Ausgang hinüber.

Maggie starrte die kokelnde Gestalt des Angreifers an. *Spontane Verbrennung*, dachte sie und versuchte, dieses Teilchen dem immer größer werdenden Puzzle hinzuzufügen, schüttelte dann aber den Kopf. Dafür war jetzt keine Zeit.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit nach vorn.

Sam bedrohte weiterhin die wenigen Bestien, die nach wie vor am Rand des Platzes herumlungerten. Ein besonders großes Ungeheuer, das nur aus Muskeln und Knochen bestand, fixierte sie nach wie vor mit seinem Blick, die Augen schmal vor Argwohn und Hass. Nur diese eine einzige Kreatur wirkte wirklich gut genährt. Sie stützte sich auf einen Fingerknöchel wie ein Gorilla, war jedoch im Gegensatz zu dem Menschenaffen nackt und bleich. Maggie erkannte in ihr einen der wenigen »Anführer« des Rudels. Sie bemerkte, dass ihr jegliche äußere Geschlechtsmerkmale fehlten. *Wie Pachacutecs Körper*, fiel ihr ein.

Eines ihrer Augen fing an zu zucken, als ihr eine entsetzliche Erkenntnis dämmerte. Sie war so schockiert, dass ihr entging, was die stämmige Bestie mit der anderen Klauenfaust festhielt. »Sam!«

Die Kreatur schleuderte einen Felsbrocken so groß wie ein Kürbis auf den Texaner. Sam sah ihn kommen, konnte jedoch

nicht mehr rechtzeitig ausweichen. Der Granitbrocken traf seine Faust, der Dolch flog davon und landete inmitten der Horde von Bestien.

Der gigantische Steinewerfer brüllte triumphierend, reckte sich und trommelte mit einer knorrigen Faust auf seinen Brustkasten ein. Sein Triumphgeschrei wurde von allen anderen auf dem Platz erwidert. Ohne den Dolch waren die drei jetzt schutzlos.

Maggie hob das Gewehr und zielte auf den heulenden Gorilla. »Maul halten, du Arschloch!« Sie drückte den Abzug und im nächsten Moment stürzte das Ungeheuer nach hinten auf die Steine. Einen Atemzug lang sah man noch die Beine im Todeskampf zucken, dann lag es still da.

Als das Dröhnen des Schusses verhallte, kehrte das Schweigen auf den Platz zurück. Keiner rührte sich. Durch den Tod ihres Anführers war das Rudel kurzzeitig eingeschüchtert.

Schließlich zischte Maggie: »Sam, das war meine letzte Patrone.«

»Dann dürften wir hier nicht länger willkommen sein, schätze ich.«

Als hätten sie ihn gehört, krochen die Kreaturen langsam auf sie zu.

Der Texaner wandte sich an Denal. »Wie schnell kannst du rennen?«

»Mir zusehen!« Denal flog die leere Straße vor ihnen hinunter.

Sam und Maggie folgten dem Jungen und rannten Seite an Seite durch das übel riechende Dorf.

Hinter ihnen brach erneut wütendes Gekreisch und hungriges Geheul los. Die Jagd hatte begonnen. Da das Opfer auf der Flucht war, ließ das Rudel jede Vorsicht fahren. Blutdurst bezwang die Furcht. Später rannten Parallelstraßen entlang. Zu erkennen waren sie lediglich als verwischte weiße Streifen zwischen den Häusern. Sie blieben ihnen auf der Spur. Dahinter kamen die Jäger mit ihrem herausfordernden Gebrüll.

Maggie musste sich alle Mühe geben, mit Sam Schritt zu halten. Zugleich hatte sie auch noch mit der Winchester zu kämpfen, die sie sich über die Schulter schlingen wollte.

»Wirf sie weg!«, schrie Sam zurück.

»Aber ...?«

Sam wurde etwas langsamer und entriss ihr das Gewehr. Er wirbelte es wild um den Kopf und schleuderte es hinter sie. Die kostbare Winchester fiel klappernd auf den Felsboden und rutschte noch ein wenig weiter. »Ich rette lieber dich als eine verdammte rostige Flinte!«

Von der Last befreit und seltsam aufgemuntert von Sams Worten, beschleunigte Maggie ihren Schritt. Seite an Seite rannten sie weiter. Bald waren sie aus dem Dorf heraus und auf dem Pfad durch den Regenwald. Bäume und peitschende Zweige wollten sie aufhalten, doch sie liefen weiter, zerkratzt und blutend.

Wenige Meter vor ihnen sprang und hüpfte Denal nackt durch den Wald.

»Zum Tunnel!«, rief Sam nach vorn.

»Welcher Tunnel?«, rief Denal zurück und wäre fast gestolpert.

Maggie ging auf, dass Denal keinerlei Erinnerung daran hatte, wie er hergekommen war. Sie schrie: »Einfach auf dem Pfad bleiben, Denal! Er führt in die richtige Richtung.«

Der Junge rannte schneller. Sam und Maggie hatten alle Mühe zu folgen. Hinter sich hörten sie das Krachen von Zweigen und das winselnde Gebell der Jäger.

Beide keuchten so sehr, dass Sprechen unmöglich war. Maggies Sichtbereich schrumpfte auf Stecknadelgröße zusammen und ihre Beine zuckten und verkrampften sich beim Rennen. Sie wurde langsamer.

Plötzlich hatte Sam den Arm unter sie geschoben und zog sie weiter.

»Nein ... Sam ... lauf, lauf!« Doch sie war sogar zu

schwach, um sich gegen ihn zu wehren.

»Den Teufel werd ich tun.« Er schleppte sie weiter mit. Die Jagd erschien endlos. Maggie erinnerte sich nicht, dass der Pfad so lang gewesen war.

Schließlich tauchte das Sonnenlicht wieder auf und der Regenwald fiel hinter ihnen zurück. Das schwarze Auge des Tunnels lag nur wenige Meter vor ihnen. Denal war bereits angekommen und lungerte am Eingang herum.

Sam trug Maggie halb den kurzen Hang zum Eingang hinauf. »Rein da!«, rief er dem Jungen zu.

Maggie warf einen Blick über die Schulter. Bleiche Gestalten stürmten durch das Laubwerk des Regenwalds und rissen Ranken herab. Einige sprangen auf zwei Beinen, andere rannten auf allen vieren.

»Rein! Sofort, Denal!«

»Ich ... ich nicht können!«, wimmerte der Junge.

Maggie fuhr herum. Denal kauerte immer noch am Eingang. Er trat einen Schritt auf das schattige Innere zu und wich dann wieder zurück.

Sam und Maggie erreichten ihn. Der Texaner schob sie zum Tunnel hin. »Rein mit dir!«

Maggie stolperte in den Eingang und ihre Sehfähigkeit war dermaßen geschwächt, dass das Dämmerlicht sie fast erblinden ließ. Sie drehte sich um und sah, wie Sam Denal in seine Arme zog.

Der Junge quietschte wie ein Schwein, das geschlachtet werden sollte, als Sam neben sie in den Schacht sprang. Denal wand und drehte sich in den Armen des Mannes.

»Was hat er?«, fragte Maggie, als sie und Sam tiefer in den Tunnel hinabhumpelten.

Denal bog den Rücken durch. »Ich glaube, er hat einen Anfall«, meinte Sam und hielt den Jungen ganz fest.

Das Kreischen der Bestien schallte durch den Eingang herein. Maggie warf einen Blick über die Schulter zurück. Die Kreatu-

ren sammelten sich dort draußen, verzerrte Gestalten, vom Sonnenschein bemalt. Aber keine trat ein. Keine wagte es, ihren entflohenen Opfern in den Tunnel zu folgen. »Sie werden nicht reinkommen«, murmelte Maggie. Stirnrunzelnd fuhr sie herum. *Wie Denal*, fügte sie schweigend hinzu.

Schließlich sank Sam erschöpft und mit zitterigen Beinen auf die Knie und legte Denal nieder. Der Junge hatte die Augen so weit nach oben verdreht, dass nur das Weiße zu sehen war, und schaumiger Speichel klebte an seinen Lippen. Er gurgelte und keuchte.

»Ich versteh nicht, was mit ihm los ist«, sagte Sam.

Maggie sah sich nach den Bestien an der Tunnelmündung um. Sie schüttelte langsam den Kopf.

Schließlich hustete Denal laut und sein Körper entspannte sich. Maggie streckte die Hand nach dem Jungen aus, weil sie glaubte, er würde sein Leben aushauchen. Doch als sie ihn berührte, drehte er die Augen zurück. Er starrte sie an und setzte sich dann rasch auf, als käme er gerade aus einem schlimmen Traum zurück. »*Que paso?*«, fragte er auf Spanisch.

»Ich musste dich hereinziehen«, erwiderte Sam. »Was war denn los?«

Denal zog die Brauen zusammen und wechselte mühsam wieder ins Englische. »Es mich nicht wollen reinkommen lassen.«

»Was?«

Der Junge presste einen Finger an die Stirn und kniff fest die Augen zusammen. »Ich nicht wissen.«

Maggie ahnte die Antwort. »Es war der Tempel.«

Sam sah sie über seinen Kopf hinweg an. »Wie bitte?«

Maggie stand auf. »Verschwinden wir.«

Sam half dem Jungen auf. Sie folgten ihr langsam zum fernen Ausgang. Vor ihnen flackerten die beiden Fackeln, die die Nische umrahmten, in ihren Halterungen.

Als Maggie an der Höhle vorüberkam, wurde sie langsamer,

blieb dann stehen und musterte den goldenen Altar und die verwobene Masse aus goldenen Filamenten darüber.

Sam trat neben sie, sah sich jedoch immer wieder achtsam nach irgendwelchen neuen Anzeichen für eine Verfolgung um. »Wenn das da hinten der Himmel der Inka war«, murmelte er, »dann möchte ich lieber nicht wissen, wie ihre Hölle aussieht.«

Maggie nickte zu dem goldenen Tempel hinüber. »Ich glaube, die ist gleich hier.«

Denal blieb zurück und hielt sich dem leuchtenden Raum so fern wie möglich.

»Ich weiß«, sagte Sam neben ihr. »Es fällt schwer zu glauben, dass die Inka diese Ungeheuer mit ihren Kindern füttern.«

»Nein, Sam. Du verstehst nicht. Diese Ungeheuer *sind* ihre Kinder.« Maggie wandte sich ihm zu und ignorierte seinen ungläubigen Blick. Sie musste ihre Theorie einfach laut aussprechen. »Sie haben uns gesagt, dass der Tempel ihnen die Kinder wegnimmt, sie zu Göttern macht und sie zum *janan pacha* schickt.« Maggie zeigte zu der Stelle zurück, an der die letzten der Bestien nach wie vor jaulend herumhüpften. »Das sind die fehlenden Kinder.«

»Wie ... warum ...?«

Maggie berührte Sam an der Schulter. »Wie ich dir schon versucht habe zu sagen – ich habe Pachacutec ohne seine königlichen Gewänder gesehen. Sein Körper war genauso haarlos, bleich und ohne Genitalien. Er sah genauso aus wie eine der Bestien. Wie diese große Kreatur, die ich erschossen habe. Einer der Anführer der Horde.«

Sam zog die Brauen zusammen, seine Augen voller Unglaube. Er warf einen Blick auf den Tempel. »Du willst damit sagen, dass dieses Ding ihm tatsächlich einen neuen Körper hat wachsen lassen?«

»So gut es halt möglich war. Als Sapa Inka oder König hat es ihm den Körper eines Anführers geschenkt.«

»Aber das ist unmöglich.«

Maggie runzelte die Stirn. »So unmöglich wie Normans geheiltes Knie?«, fragte sie. »Oder seine wiederhergestellte Sehfähigkeit? Oder seine Fähigkeit, sich plötzlich mit den Inka zu verständigen? Überleg mal, Sam!« Sie nickte zum Tempel hin. »Dieses Ding ist ein biologischer Regenerator. Er hält die Inka seit vierhundert Jahren am Leben ... er hat ihrem Anführer einen neuen Körper wachsen lassen. Aber warum? Weshalb tut er das?«

Sam schüttelte den Kopf.

Maggie zeigte erneut zu der von den Bestien verseuchten Caldera hinüber. »Das ist der Preis für das ewige Leben hier. Die Kinder! Er nimmt ihnen ihren Nachwuchs ... und, na ja ... experimentiert vielleicht damit. Wer weiß? Worin der Zweck auch bestehen mag, der Tempel benutzt die Kinder der Inka als biologisches Futter. Die Dorfbewohner sind lediglich Vieh für irgendein Fortpflanzungsexperiment.«

»Aber was ist mit Denal?«, fragte Sam.

Sie schaute zu dem Jungen hinüber. Er war unverändert ... größtenteils. Ihr fiel sein Widerstreben ein, den Tunnel zu betreten. »Meiner Ansicht nach benötigt der Tempel formbareres Material, jüngere genetische Zellen, wie von Neugeborenen. Denal war zu alt. Also ist er mit ihm wie bei allen übrigen Experimenten verfahren. Nachdem er mit ihm fertig war, hat er einen mentalen Befehl installiert, sich ins nächste Tal zu begeben, und ihm eine phobische Angst vor der Rückkehr implantiert. Du hast gesehen, dass Denal ebenso unfähig war, den Tunnel wieder zu betreten, wie die Kreaturen. Ich habe den Verdacht, dass die Bestien, die wir vor zwei Tagen in der Totenstadt gefunden haben, durch andere Schächte aus der Caldera gekommen sind. Vielleicht haben sie einen Weg nach draußen gesucht und sind dort unten eingeschlossen worden. Meiner Ansicht nach dürfen die Bestien überall hingehen, *nur nicht ins Tal der Dorfbewohner*. Das ist verboten.«

»Aber weshalb?«

»Weil der Tempel seine Investitionen vor den eigenen biologischen Abfallprodukten schützt. Er kann nicht riskieren, dass der Quelle seines genetischen Rohmaterials Schaden zugefügt wird. Also beschützt er das Dorf.«

»Aber warum vernichtet er die Ergebnisse des Experiments nicht einfach, wenn diese Kreaturen ein Risiko darstellen? Warum lässt er sie am Leben?«

Maggie zuckte mit den Schultern. »Weiß ich nicht genau. Vielleicht ist die Caldera nebenan ein Teil des Experiments, ein natürliches Testgebiet für seine Geschöpfe. Er überwacht, wie sie sich einer echten Umgebung anpassen und sich dort verhalten.«

»Und was ist mit der Tatsache, dass sie verbrannt sind, als ich sie mit dem Dolch getroffen habe?«

»Spontane Verbrennung. Ein Sicherheitsmechanismus bei Fehlschlägen. Ist dir aufgefallen, dass Denals Wächter Speere aus demselben Gold getragen haben? Ein Hieb mit einer dieser Waffen, selbst nur ein Kratzer, muss einen Energiestoß freisetzen. Eine weitere Schutzmaßnahme.«

Während Sam den Tempel anstarrte, schwoll das Entsetzen in seinem Blick immer mehr an. »Hört sich nach wie vor völlig verrückt an. Aber wenn ich mir überlege, was mit Norman passiert ist, muss ich zugeben, dass du Recht haben könntest.« Er wandte sich ihr zu. »Aber falls es so ist – weswegen tut der Tempel das? Worin besteht sein letztendliches Ziel? Wer hat ihn erbaut?«

Stirnrunzelnd schüttelte Maggie den Kopf. Darauf wusste sie keine Antwort. Da drang auf einmal ein neues Geräusch in den Tunnel.

... *womp, womp, womp* ...

Sam und Maggie wandten sich gleichzeitig zum anderen Schachtende zu. Das Geräusch kam aus dem dahinter liegenden Tal.

»Kommt!«, sagte Sam aufgeregt. Eilig führte er sie auf das

helle Sonnenlicht zu.

Als sie das Tunnelende erreichten, kniffen sie vor dem vor-mittäglichen Glanz die Augen zusammen. Sam zeigte in den Himmel. »Seht mal! Die Kavallerie!« In dem Dunst dort oben kreiste ein dunkler Schatten. Beim weiteren Abstieg kam der grünschwarte Rumpf eines Militärtransporthubschraubers in Sicht. »Es ist Onkel Hank! Gott sei Dank!«

Auch Maggie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Ich bin ganz scharf drauf, das alles hier dem Professor zu überlassen.«

Er legte den Arm um sie und sie entzog sich ihm nicht.

Dann ertönte von weiter unten herausfordernd ein neues Geräusch. Ein rasches Wummern: *Trommeln!* Offenbar hatten die Inka ebenfalls den seltsamen Vogel entdeckt, der in ihr Tal geflogen kam. Das schrille Klirren von geschlagenen Gongs klang wütend durch das Tal.

Maggie warf Sam einen Blick zu. »Kriegstrommeln!«

Sams Arm fiel von ihrer Schulter herab, sein Grinsen verschwand. »Das verstehe ich nicht. Norman hätte den Inka sagen sollen, dass sie sich vor dem Professor und den anderen nicht zu fürchten brauchen.«

»Da muss was schief gegangen sein.«

Auf Sams Stirn zeigten sich jetzt tiefe Furchen. »Ich muss zu meinem Onkel und ihn warnen.« Er führte sie über die steilen Kehren hinab.

Der Helikopter landete unten im Tal auf dem flachen Quinoa-feld am Saum des Regenwalds, wobei der Wind von den Rotoren die Stängel der Pflanzen niederdrückte.

Maggie folgte. »Aber was ist mit Norman?«, schrie sie über das Dröhnen des Hubschraubers hinweg.

Sam gab keine Antwort, beschleunigte jedoch seinen Schritt.

Norman sah den Helikopter auf der grünen Wiese landen, während er sich unter dem Laub eines Dornenstrauchs am Rand des

Regenwalds versteckt hielt. Winzige grüne Ameisen marschierten vor seinen Augen ein Blatt hinab – zu beschäftigt, um sich von dem Geknatter des Hubschraubers stören zu lassen, als dessen Landekufen auf dem Feld aufsetzten.

Er selbst dagegen spürte jeden einzelnen Rotorschlag tief in der Brust. Er krümmte sich und betete darum, dass er sich geirrt und Professor Conklins Worte doch falsch interpretiert hatte. »Nach allem, was diese Woche passiert ist«, murmelte er in sich hinein, »leide ich vielleicht bloß an Verfolgungswahn.« Dennoch hielt er sich weiterhin verborgen, als die Tür zum Passagierabteil des Hubschraubers aufglitt. Ein Teil seiner selbst wusste, dass er sich *nicht* geirrt hatte. Professor Conklin hatte versucht, ihn vor etwas zu warnen. Aber vor was?

Die Antwort trat bald zu Tage. Eine bunt gemischte Schar von Männern, einige in Kampfmontur und Tarnkleidung, andere in braunen Mönchskutten, kletterte aus dem Helikopter. Sie alle, sogar die Mönche, waren in ihren Bewegungen zu knapp und zielstrebig, als dass es sich lediglich um ein Rettungsteam hätte handeln können. Durch eine Luke wurden Kisten mit Ausrüstungsgegenständen entladen und aufgestemmt. Er sah, dass Sturmgewehre von Hand zu Hand weitergereicht wurden. Mehrere der Männer knieten nieder und brachten Granatwerfer an ihren Waffen an.

Er duckte sich noch tiefer. O mein Gott! An so viel Verfolgungswahn hätte er gar nicht leiden können!

Plötzlich erstarben das Getrommel und das Klirren der Gongs, das tiefer aus dem Regenwald, aus dem Inkadorf, ertönt war. Norman hielt den Atem an. Er war froh darum, dass er Pachacutec gewarnt hatte, er solle das Dorf vorbereiten. Für den Fall, dass entgegen der Warnung doch keinerlei Gefahr bestand, hatte er geplant, den Professor ins Dorf zu geleiten, die Vorstellung zu übernehmen und so jedes Blutvergießen zu verhindern.

Er zog in Betracht, ins Dorf zurückzukehren. Die Inka waren

zwar auf Feindseligkeiten vorbereitet, jedoch nicht auf solche. Er sollte sie warnen – sie mussten fliehen. Aber er wusste, dass Pachacutec niemals fliehen würde. Sie beide hatten an diesem Morgen lange miteinander gesprochen und es war klar, dass der Inkakönig eine Bedrohung der Autonomie seines Stammes keinesfalls hinnehmen würde. Pachacutec würde nicht davonlaufen.

Also blieb Norman weiterhin auf seinem Horchposten und spähte durch das Laub. Der Anführer der Männer, ein dicklicher Mann in einem Safarianzug und dazu passendem Hut, brüllte Befehle und ließ seine Männer in Reih und Glied zum Marsch auf das Dorf antreten. Seine Leute gehorchten unverzüglich. Seit die Landekufen den Boden berührt hatten, hatte es kaum zehn Minuten gedauert, bis das Angriffsteam unterwegs war. Es operierte mit militärischer Präzision.

Zwei Männer übernahmen die Vorhut. Geduckt liefen sie unter den Rotorblättern des Helikopters hervor und zu dem Pfad hinüber, der zum Dorf führte. Bei ihrer Erkundung aus der Luft hatten sie die gewundenen Pfade zum Dorf bestimmt kartographiert, da war sich Norman sicher. Die anderen vier Männer folgten langsamer, vorsichtig, die Gewehre schussbereit. Der große, rotgesichtige und schweißgebadete Anführer ging hinter ihnen. Er war mit einer Pistole bewaffnet und wurde von einem einzelnen Leibwächter flankiert.

Norman wartete, bis der gesamte Trupp im Dschungel verschwunden war, und wagte dann endlich wieder zu atmen. Er hockte nur da, unschlüssig, was er tun sollte. Er musste Sam Bescheid geben. Er versuchte, die Felswand in sein Blickfeld zu bekommen, durch die der Schacht zum Tempel führte, doch versperrte ihm der Regenwald die Sicht.

Wenn er sich nur seinen Weg durch den Dschungel bahnen könnte ...

Er wollte sich gerade in Bewegung setzen, als ihn neue Stimmen an Ort und Stelle verharren ließen. Zitternd hockte er

da. Auf der anderen Seite des Helikopters stiegen zwei weitere Männer aus. Den Professor erkannte Norman sofort. Er war unrasiert und seine Kleidung sah so aus, als hätte er seit Tagen darin geschlafen. Seine stolze Haltung war jedoch unverkennbar.

Henry trat stolpernd einen Schritt voran, geschoben von der Waffe eines großen dunklen Mannes in einer Mönchskutte. Der Bewaffnete hatte schwarzes Haar und zeigte einen noch finsternen Gesichtsausdruck. Auf seiner Brust glitzerte ein Silberkreuz.

Norman verstand nicht, was diese Verkleidung zu bedeuten hatte. Zweifellos war es eine List.

Als die beiden sich weiter vom Helikopter entfernten, drangen Worte bis zu ihm vor. »Entweder Sie arbeiten ohne Wenn und Aber mit uns zusammen«, sagte der dunkle Mann, »oder der Student an der Grabungsstätte wird dasselbe Schicksal erleiden wie Ihre Freundin.«

Henrys Schultern sackten zusammen. Er war geschlagen. Nickte.

Norman in seinem Versteck ballte in hilfloser Enttäuschung die Hände zu Fäusten. Der Bewaffnete musste von Philip gesprochen haben. Der Harvardstudent wurde drüben im Lager als Geisel gehalten.

»Wir werden die Gefangenen befragen«, fuhr der Mann fort, »und Sie werden uns dabei helfen.«

»Schon verstanden«, fauchte Henry zurück. »Aber wenn meinem Neffen oder einem der anderen etwas zustößt, könnt ihr euch eure Befragung in den Arsch schieben!«

Der Ausdruck des Mannes wurde noch finsterer, doch er trat bloß zurück. Mit der freien Hand holte er eine Zigarette heraus.

Als Norman eine bequeme Haltung einnehmen wollte, landete seine rechte Hand auf einem Brocken Vulkangestein. Er umklammerte ihn und starrte zu dem Mann hinüber, der den Professor gefangen hielt. Mühsam lockerte er den Stein und holte

ihn heraus. Wenn er sich am Rand des Basalts entlangschliche, brächte das den Helikopter zwischen ihn und den Wächter. Schon hatte er sich in Bewegung gesetzt und glitt am Saum des Regenwalds entlang. Wie er wusste, hatte sich sogar der Pilot des Hubschraubers dem Angriffsteam angeschlossen, also gab es hier nur noch diesen einzelnen Wächter. Es war riskant, doch vielleicht konnte er mit seiner Tat sie alle retten. Wenn es ihm gelang, den Professor zu befreien, konnten sie zu zweit fliehen und sich Sams Gruppe anschließen.

Er packte den aufgefalteten Rand des vulkanischen Basalts, holte tief Luft, stürmte dann aus der Deckung hervor und rannte die wenigen ungeschützten Meter zu dem Kamm hinüber. Dort tauchte er in die willkommenen Schatten ein und wartete darauf, dass Kugeln den Abhang hinter ihm durchsieben würden, da er sicher war, gesehen worden zu sein. Nichts geschah. Einen Augenblick lang stützte er sich auf den rauen Fels. Schließlich hob er den Felsbrocken hoch und fragte sich auf einmal, ob das klug wäre. Doch ehe ihn die Furcht lähmen konnte, huschte er eilig im Seitwärtsgang, wie eine Krabbe, in den Schatten des Kamms.

Sobald er sicher war, weit genug gekommen zu sein, riskierte er einen kurzen Blick über den Rand. Er hatte sich nicht getäuscht. Der gewaltige Rumpf des Helikopters stand zwischen ihm und dem Bewaffneten. So leise wie möglich kletterte Norman hinüber. Das Kratzen seiner Schuhe auf dem Stein tönte laut wie eine Explosion, doch wusste Norman genau, dass dies nur in seiner Vorstellung so war. Abgesehen davon gab es jetzt kein Zurück mehr. Er war im Freien.

Er drückte den Felsbrocken fest an die Brust und rannte und sein Herz hämmerte so laut, dass es womöglich sogar die Inka im Dorf hören konnten. Aber er schaffte es, in den Schatten des Helikopters zu gelangen, wo er sich hinkniete und auf der anderen Seite die Füße der beiden Männer entdeckte. Anscheinend hatten sie von seiner Anwesenheit nichts bemerkt.

Er kroch unter den Hubschrauber und robbte um die Zusatz-tanks herum. Quinoastängel kitzelten ihn an den Armen, als er sich auf die andere Seite schlich. Vor ihm standen der Professor und der Bewaffnete, die ihm den Rücken zugekehrt hielten und hinaus in den Regenwald starteten. Der Wächter in der Kutte stieß eine große Wolke Zigarettenrauch aus.

Norman hielt den Atem an, biss sich auf die Lippe und glitt ins Freie. Er konnte entweder dicht am Boden entlangschleichen und so jedes Hindernis umgehen ... oder sich einfach schleunigst auf sein Opfer stürzen. Aber er traute seinen zitternden Beinen nicht. Also schob er sich vorsichtig immer weiter auf den Bewaffneten zu, einen Fuß vor den anderen setzend.

Er war bloß noch auf Armeslänge entfernt, da brach die Hölle los.

Plötzlich erschütterten Explosionen das Tal. Ein Teil des Regenwalds in der Mitte wurde hoch in die Luft geschleudert und brennende Teile regneten herab.

Bei diesem Anblick konnte Norman unmöglich einen überraschten Aufschrei unterdrücken.

Der Bewaffnete hörte ihn, fuhr auf dem Absatz herum und ließ sich sofort fallen.

Norman entdeckte, dass er in den Lauf einer Pistole starrte. »Fallen lassen!«, befahl der Mann.

Mehr musste nicht gesagt werden. Der Felsbrocken glitt Norman bereits aus den tauben Fingern.

Vom Regenwald schallte weiterhin lautes Geschrei herüber. Gewehrfeuer ertönte, das sich anhörte wie eine heftig geschüttelte Tasse voller Zähne.

Über den Kopf des Mannes hinweg sah Norman Henry, dessen Gesicht einen Ausdruck der Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit zeigte.

Norman sackte in sich zusammen. Mit einem ähnlichen Ausdruck sagte er: »Tut mir Leid, Professor.«

Als die erste Explosion durch das Tal dröhnte, kam Sam stolpernd zum Stehen und duckte sich vor dem Regen aus brennendem Schutt. »Was zum Teufel ...?« Denal hielt sich ebenfalls geduckt. Mit weit geöffneten Augen kam Maggie an Sams Seite. »Sie greifen das Dorf an!«

Sam hielt sich unten. »Das würde Onkel Hank nie tun.« »Was, wenn es gar nicht der Professor ist?«, meinte Maggie. »Vielleicht hat jemand anders die Signalf Feuer gesichtet. Diebe. *Hauqueros*. Vielleicht sogar dieselben Schweinehunde, die letzte Woche in unsere Ausgrabung eingedrungen sind. Vielleicht haben sie unseren Funk abgehört und Onkel Hank hier überfallen.«

Sam sackte auf dem Hang zusammen. »Was jetzt?«

Maggies Augen wurden wild. »Wir halten sie auf.« Sie nickte zu dem Helikopter auf dem Feld hinüber, der halb vom Regenwald verdeckt wurde. »Schalten den da aus und diese Diebe können nirgendwo mehr hin. Dann rufen wir den Professor und sagen ihm, er soll mit Polizei und Armee hier erscheinen.« Sie wandte sich an Sam. »Wir können nicht zulassen, dass sie ermorden und plündern, was wir hier gefunden haben.«

Bei ihren Worten nickte Sam zustimmend. »Du hast Recht. Wir müssen es zumindest versuchen.« Er stand auf. »Ich erkunde mal die Lage. Sehe nach, was los ist.«

»Nein«, widersprach Maggie. »Wir bleiben zusammen.«

Sam runzelte die Stirn, doch Maggies Gesichtsausdruck zeigte keinerlei Veränderungen.

Sogar Denal nickte. »Ich gehen auch.« Sam sah den Blick, mit dem der Junge zum Tunneleingang hinaufschaute. Denal war kein Held; er wollte bloß nicht allein gelassen werden ... erst recht nicht nackt und waffenlos.

Sam blickte über das Tal.

Unten aus dem Regenwald ertönte Maschinengewehrfeuer. Gelegentlich erfolgten Explosionen und Bäume und Felsbrocken wurden in die Luft geschleudert. In das Getöse mischte

sich das Kriegsgeschrei der Inka, das sich im Vergleich hierzu wie ein Flüstern anhörte, und das Gekreisch der Sterbenden. Rauchwolken wälzten sich durch den Dschungel und stiegen zum Himmel auf.

»Na gut«, sagte Sam. »Dann gehen wir alle. Aber bleibt zusammen und seid leise! Wir schleichen uns zum Rand des Regenwalds und kriechen so nah wie möglich an den Hubschrauber heran. Sehen nach, ob es Wächter gibt.«

Maggie nickte und winkte ihm zu, er solle losgehen.

Sam eilte die letzten Kehren hinab und führte sie durch die Böschung aus Vulkangestein und Gebüsch weiter. Bald wurden die drei von den Schatten des Regenwalds verschluckt. Sam hob einen Finger an die Lippen und gab lediglich Handzeichen. Das Getöse der Schlacht klang nur noch gedämpft durch den Dschungel.

Geduckt bahnte sich Sam einen Weg durch das Laubwerk. Sie mussten den Helikopter erreichen, bevor die Diebe das Dorf überwältigt hatten. Sam betete darum, dass noch einige Waffen als Reserve im Hubschrauber lagen. Wenn sie das Tal bis zu Onkel Hanks Ankunft verteidigen wollten, würden sie selbst einiges an Feuerkraft benötigen.

Der Regenwald vor ihnen lichtete sich. Sie hatten den Rand erreicht und Sam wurde langsamer. Jetzt war ganz und gar nicht der richtige Zeitpunkt dafür, sich erwischen zu lassen. Er gab den anderen Zeichen, zurückzubleiben, und kroch allein das letzte Stück des Wegs weiter. Gerade, als er das gespaltene Blatt eines Dschungelfarns beiseite schob, hörte er eine vertraute Stimme.

»Lassen Sie den Jungen in Ruhe, Otera! Es besteht kein Grund, ihm etwas zu tun.«

Onkel Hank!

Sam zog das Blatt beiseite und blickte über die dahinter liegende offene Wiese. Der große Militärhelikopter hockte wie eine monströse Gottesanbeterin auf dem Quinoa-Feld. Etwas

näher hatte er jedoch einen Anblick vor sich, der ihm das Blut in den Adern stocken ließ. Sein Onkel stand vor einem Mann in Mönchskutte, doch der Mann war kein Jünger des Herrn. In der rechten Hand hielt er eine große Pistole. Als Waffenkundiger erkannte Sam sie als eine .357 spanische Astra wieder, eine Waffe, die einen Bullen zum Stehen bringen konnte – und sie war auf die Brust seines Onkels gerichtet.

Über dessen Schulter hinweg entdeckte Sam ein drittes Mitglied dieser Gesellschaft. Norman! Das Gesicht des Fotografen war bleich vor Furcht.

Der Mann namens Otera funkelte Sanas Onkel wütend an. »Seit wann gibst du hier die Befehle?« Und dann schlug er Norman mit seiner Waffe böse ins Gesicht. Der Fotograf fiel auf die Knie und Blut strömte aus seiner Stirn.

»Lassen Sie ihn in Ruhe!«, sagte Onkel Hank und trat zwischen ihn und Norman.

Otera, der Sam jetzt den Rücken zugekehrt hielt, hob die Waffe. »Ich glaube, du bist nicht länger von Nutzen, alter Mann. Den Funknachrichten nach zu schließen, wissen diese Studenten, wo das Gold verborgen ist. Und da dieser Bursche jetzt in unseren Händen ist, sehe ich nicht ein, weswegen du noch weiter herumlaufen sollst.«

O mein Gott! Völlig außer sich schlüpfte Sam aus seinem Versteck und rannte über das nasse Feld.

Die Bewegung lenkte Henrys Aufmerksamkeit auf Sam und seine Augen weiteten sich vor Überraschung. Sam erkannte, dass sein Onkel alles daran setzte, jede weitere Reaktion zu unterdrücken – aber Otera war selbst diese winzige Reaktion nicht entgangen.

Er hob die Waffe auf Brusthöhe und fuhr herum. Sam hatte ihn gerade erreicht und sprang schreiend auf ihn zu. Da dröhnte ihm schmerzhaft ein Schuss in den Ohren, er wurde zurückgeschleudert und landete rücklings auf der Wiese.

»Nein!«, hörte er seinen Onkel schreien.

Sam versuchte, sich auf den Ellbogen zu stützen, merkte jedoch, dass er sich nicht rühren konnte. Nicht einmal atmen. Es war ein Gefühl, als hätte sich ihm ein ungeheures Gewicht auf die Brust gelegt. Ein stechender Schmerz breitete sich in alle Richtungen aus. Aus dem Augenwinkel sah er, wie sein Onkel dem Schützen in der Kutte auf den Rücken sprang und ihn zu Boden warf.

Sam lächelte über die Wildheit des alten Mannes. *Gut gemacht, Onkel Hank.*

Dann wurde alles schwarz.

Einige Meter entfernt hatte Maggie mitbekommen, wie Sam plötzlich aus seinem Versteck ins Freie gestürzt war. Was tat der verdammte Blödmann da? Sie eilte hin, Denal ihr zur Seite. Als sie das Versteck erreichte, dröhnte von der anderen Seite des Farns der Knall eines einzelnen Schusses herüber.

Voller Panik riss Maggie die Farnwedel beiseite. Sam war zusammengebrochen und lag auf der plattgedrückten Wiese; seine Arme zuckten spasmisch. Selbst von ihrem Versteck aus erkannte sie den Blutschwall, der ihm aus einer riesigen Wunde in der Brust quoll. Blindlings verließ sie ihre Deckung. Sie würde sich nie wieder in einem Graben verstecken, wenn ein Freund starb. »Sam!«

Während sie hinüberlief, bemerkte sie schließlich den Kampf auf der anderen Seite des Leichnams. Er kam ihr völlig sinnlos vor. Der Professor saß auf dem Rücken eines um sich schlagenden Mönchs. Die noch rauchende Waffe lag im nassen Gras, gerade außer Reichweite des Mannes. Plötzlich, wie in einem Traum, tauchte anscheinend aus dem Nichts Norman auf. Er hatte einen riesigen Felsbrocken in den Händen und ließ ihn laut krachend auf den Kopf des festgehaltenen Mannes sausen. Sogleich erschlaffte dieser und Professor Conklin stieg von ihm herab.

Dann war es ein Wettrennen darum, wer Sam zuerst erreichte.

Sein Onkel war Sieger. Er fiel neben seinem Neffen in die Knie. »O nein ... o Gott!«

Norman und Maggie erreichten ihn gleichzeitig.

Norman fiel auf Hände und Knie, griff nach Sams Handgelenk und fühlte nach dem Puls. Maggie sank langsamer herab. Sie sah Sams glasige Augen, die hinauf in den Himmel starrten, und wusste, dass niemand mehr darin war; der Blick war leer.

Normans Worte bestätigten nur, was sie schon wusste. »Er ist tot.«

Unter vorgehaltener Waffe ging Joan zu der Wand mit den Ketten hinüber. Sie wusste, wenn sie zuließe, dass sie an diese Kerkerwand gefesselt würde, wäre sie eine tote Frau; jegliche Hoffnung auf Flucht wäre dahin. In Gedanken spulten sich verschiedene Pläne und Szenarien ab. Nur eine Idee wäre Erfolg versprechend.

Während Bruder Carlos' Pistole sie weitertrieb, umklammerte sie mit den Fingern ihren Kragen, ließ die Plastikborte, die ihn versteifte, herausgleiten und kratzte eine der weichen, tränen großen Proben der Substanz Z in ihre Handfläche. Jetzt kam es auf das Timing an.

Auf dem Weg zur Wand schlenderte sie nahe an dem großen Mönch mit dem nackten Oberkörper vorüber, der nach wie vor in dem brennenden Ofen herumstocherte. Er stand vornübergebeugt und rührte die glühenden Kohlen mit einem der Schür-eisen um. Joan fiel die kleine Speichelblase in seinem Mundwinkel auf. Offenbar war dieser brutale Kerl mit den voluminösen Gliedmaßen ganz wild darauf, seine Eisen an ihrem Fleisch zu erproben. Er ertappte sie dabei, wie sie ihn anstarrte, und grinste, seine Augen voller Verlangen.

Plötzlich tat es Joan nicht im geringsten Leid, was sie zu tun beabsichtigte.

Sie stieß ihn im Vorübergehen an, warf das Metallkugeln

in den Brennofen, kehrte ihm den Rücken zu und duckte sich – und konnte froh sein, in Deckung gegangen zu sein. Die Explosion war gewaltiger, als sie erwartet hatte. Sie wurde nach vorn geschleudert, schlug krachend auf dem Steinfußboden auf und rutschte auf Händen und Füßen weiter. Ihr Rücken brannte und der Gestank nach angeschmorter Seide drang ihr in die Nase. Sie wälzte sich herum und drückte ihren verletzten Rücken auf den kühlen Stein.

Der Ofen hinter ihr war ein verdrehter Torso. Die Brenneisen lagen überall verstreut; eines steckte sogar in einem der hölzernen Stützpfeiler. Langsam erstarb das Echo der Explosion in ihrem Ohr und das Klingeln wurde durch qualvolles Geheul ersetzt. Ihr Blick glitt zu dem großen Mönch hinüber. Er lag mehrere Meter entfernt auf dem Rücken. Sein nackter Brustkasten war vollkommen verkohlt. Stöhnend hob er eine Hand, stieß eine Kohle vom Bauch und setzte sich auf. Eine Seite seines Gesichts war schwarz. Zunächst hielt Joan das Schwarze bloß für Ruß; dann schrie der Mann auf, seine verbrannte Haut riss auf und das rohe Fleisch trat zutage. Blut lief ihm den Hals herab.

O Gott! Sie wandte das Gesicht ab.

Carlos war unversehrt geblieben und stand schon wieder auf den Beinen. Er ging zu einem Telefon an der Wand und brüllte etwas auf Spanisch hinein. Ein Hilferuf. Gleich darauf knallte er den Hörer auf die Gabel und trat zu dem Verletzten. Der Mönch umklammerte Carlos' Hosenbein, doch der Bruder schüttelte ihn ab und kam zu Joan herüber.

Er richtete die Waffe auf sie. »Aufstehen!«

Joan kam mühsam auf die Beine und keuchte, als sich ihre angesengte Bluse vom Rücken löste. Carlos runzelte die Stirn und zwang Joan, sich umzudrehen, damit er ihre Verletzungen in Augenschein nehmen konnte. »Sie werden überleben«, meinte er.

»Aber für wie lange?«, fragte Joan säuerlich, »bis Sie sich

das nächste Mal dazu entschließen, mich umzubringen?« Sie winkte mit einer Hand über den Raum. »Was ist passiert?«

Carlos sah den Mann auf dem Fußboden, der immer noch stöhnte, finster an. »Ein Lehrling. Anscheinend hat er noch viel zu lernen.«

Joan senkte den Kopf, um ihre grimmige Befriedigung zu verbergen. Carlos gab dem Mönch die Schuld an der Explosion. Gut. Jetzt kam der nächste Schritt ihres Plans. Sie kratzte den zweiten Tropfen Gold unter ihrem Kragen hervor, verbarg ihn unter dem Fingernagel und griff daraufhin in ihre Tasche. Sie fingerte die Zigarette heraus, die Carlos ihr gestern gegeben hatte, und brachte sie mit zittrigen Fingern an ihre Lippen. »Was dagegen?«, fragte sie und hob das Gesicht.

Er sah den stöhnenden Mönch hart an. »Nur zu! Uns bleiben ein paar Minuten, bis jemand kommt, um sich um ihn zu kümmern.« Er streckte die Hand aus und zwischen seinen Fingern erschien ein Feuerzeug.

Sie beugte sich herab, zündete die Zigarette an und nickte dann zum Dank. Sie nahm einen tiefen Zug und seufzte dann laut und anerkennend. »Schon besser«, sagte sie und stieß den Rauch in Carlos' Richtung aus.

Sie sah, wie er die glimmende Spitze ihrer Zigarette beäugte. Bei dem Geruch nach Nikotin weiteten sich seine Pupillen.

Sie nahm einen zweiten Zug und reichte ihm dann seufzend die Zigarette, wobei sie den Rauch ausstieß. »Hier. Danke sehr. Aber das reicht mir.«

Er nahm ihr Angebot mit einem dünnen Lächeln an. »Sie fürchten um Ihre Gesundheit?«

Zu angespannt für eine laute Erwiderung zuckte sie mit den Schultern. Sie entdeckte ein goldenes Glitzern an der Unterseite der Zigarette, etwa einen halben Zentimeter von der glimmenden Spitze entfernt. »Genießen Sie's«, meinte sie schließlich.

Als Dank hob Carlos die Zigarette salutierend. Dann grinste

er und steckte sie sich zwischen die Lippen. Joan trat einen kleinen Schritt zurück und drehte die Schultern ein wenig zur Seite.

Der Mönch nahm einen langen Zug, die Zigarettenspitze leuchtete hellrot auf. Als das weiße Papier fast bis zu dem Goldklecks abgesengt war, wandte Joan sich ab.

Diesmal war die Explosion nicht so heftig.

Dennoch warf es sie auf die Knie.

In ihrem Kopf dröhnte es von dem Knall. Sie verdrehte sich nach hinten. Carlos stand immer noch aufrecht da, aber sein Gesicht war eine zerklüftete, rauchende Ruine. Er fiel rücklings auf den verbrannten Mönch, der voller Entsetzen aufkreischte.

Joan kam auf die Beine, hob die Glock vom Boden auf und ging zu dem wimmernden Mönch hinüber. Sie hockte sich hin und untersuchte flüchtig seine Verletzungen. Über sechzig Prozent seines Körpers hatten Verbrennungen dritten Grades erlitten. Bei ihrer Berührung schlug er schreiend und wild um sich. Sie erhob sich. Er war ein toter Mann, auch wenn er es noch nicht wusste. Diese Verbrennungen würde er nicht überleben. »Macht doch nicht so viel Spaß, mit dem Feuer zu spielen, was?«, murmelte sie.

Sie hob die Pistole und zielte damit zwischen seine Augen. Der Mönch starrte sie entsetzt an und wurde dann ohnmächtig. Seufzend senkte sie die Glock. Sie brachte es nicht einmal über sich, ihm ein rasches Ende zu schenken.

Die Zeit lief ihr davon. Sie hatte eine Waffe und noch ein Stückchen von dem Gold. Nichts durfte sie am Entkommen hindern. Sie steckte die Pistole ein und trat von den beiden hingestreckt daliegenden Männern weg. Einen Moment lang betrachtete sie den leblosen Körper ihres Widersachers.

»Du hast Recht gehabt, Carlos«, sagte sie und wandte sich zur Tür. »Rauchen ist tödlich.«

Maggie berührte Henry an der Schulter. Er kniete da, hatte sich

über den Leichnam seines Neffen gebeugt und schluchzte voller Schmerz und Qual. Maggie wusste keine Worte, um seinen Schmerz zu lindern. So viel hatten die Jahre in Belfast sie gelehrt. Auf beiden Seiten, bei den Iren und bei den Engländern, den Katholiken und Protestanten, gab es bloß trauernde Mütter und Väter. Alles war so dumm, so sinnlos.

Hinter ihr schallte weiteres Gewehrfeuer durch den Regenwald, obwohl nur noch sporadisch. Der heftigste Kampf war bereits vorüber. Gegen solche Waffen standen den Inka keine Gebete zur Verfügung.

Sie starrte Sam an und war außerstande, die ausgefranste Wunde anzusehen, das Blut. Sie merkte, dass ihr Blick auf seinem Gesicht ruhte. Beim Sturz war ihm der Stetson vom Kopf geschlagen worden und so ohne Hut wirkte er fast nackt. Sein verwuscheltes, sandfarbenes Haar war ungekämmt, als würde er bloß schlafen. Sie streckte die Hand aus und berührte eine lose Strähne, schob sie hinter ein Ohr. Die Tränen, die sie zurückgehalten hatte, flossen schließlich doch und alles verschwamm ihr vor den Augen.

Henry griff nach ihrer Hand, weil er ihren Schmerz spürte und weil er selbst Beistand brauchte. Seine kalten Finger schlossen sich um die ihren. Wo Worte fehlten, tröstete der einfache menschliche Kontakt. Sie lehnte sich an ihn. »O Sam ...« Ihre Stimme brach.

Norman kniete auf der anderen Seite des Leichnams. Hinter ihm stand reglos Denal. Der nackte Junge war jetzt in Normans Poncho gehüllt, sodass dem Fotografen nur die knielangen Hosen geblieben waren. Norman räusperte sich. »Maggie, was ist mit dem Tempel?«, fragte er leise. »Vielleicht ... vielleicht könnte er ...« Er zuckte mit den Schultern.

Maggie hob das tränenüberströmte Gesicht. »Was?«

Norman nickte zu Sams Leichnam hinab. »Denk mal an Pachacutecs Geschichte!«

Trauer wich Entsetzen. Ihre Augen wurden groß. Sie stellte

sich den bleichen Körper des Sapa Inka vor und erinnerte sich daran, was im benachbarten Tal zu finden war. Langsam schüttelte sie den Kopf. Der Tempel stellte keine Erlösung dar. Sie konnte sich nicht vorstellen, ihm Sams Leichnam zu übergeben.

Henry ergriff das Wort und seine Stimme war vor Tränen heiser geworden. »W... was für ein Tempel?«

Norman zeigte hinüber zu der Vulkanwand. »Dort oben! Etwas, das die Inka gefunden haben. Ein Gebäude, das heilt.« Er stand auf, präsentierte sein Knie und berichtete von der Verletzung, die er erlitten hatte.

Auf dem Gesicht des Professors zeigte sich zunehmender Unglaube. Er wandte sich an Maggie, um sich die Sache bestätigen zu lassen.

Langsam nickte sie mit dem Kopf.

»Aber Sam ist ... tot«, sagte Henry.

»Und der König ist enthauptet worden«, konterte Norman. Er sah Maggie um Unterstützung heischend an. »Wir sind Sam wenigstens einen Versuch schuldig.«

Henry stand auf, als eine weitere Granate explodierte und das Gewehrfeuer wieder anschwell, diesmal aus viel größerer Nähe. »Wir können das Risiko nicht eingehen«, sagte er ernst. »Ihr alle müsst euch verstecken. Sonst bleibt uns keine Hoffnung, zu überleben.«

Kaum hatte Henry was von *verstecken* gesagt, hörte Maggie nicht mehr zu. Ein Teil ihrer selbst wollte dem Professor beipflichten. *Ja, lauf weg, versteck dich, sie sollen dich nicht fangen.* Aber etwas Neues, das in ihrem Herzen aufgetaucht war, wollte das nicht zulassen. Immer noch starrte sie in Sams Gesicht. Eine einzelne Träne saß auf seiner Wange. Sie streckte einen Finger aus und wischte sie weg. Patrick Dugan, Ralph, ihre Eltern ... und jetzt Sam. Sie hatte die Nase gestrichen voll davon, sich vor dem Tod zu verstecken.

»Nein«, sagte Maggie leise. Sie holte Sams Stetson aus dem

feuchten Gras und fuhr dann zu den anderen herum. »Nein«, sagte sie mit mehr Nachdruck. »Wir bringen Sam zum Tempel. Ich lasse nicht zu, dass sie gewinnen.«

»Aber ...«

Maggie stand auf. »Nein, Professor, wir haben keine andere Wahl. Wenn auch nur der Hauch einer Chance besteht, Sam zu retten, werden wir sie ergreifen.«

Norman nickte. »Ich habe eine Tragbahre im Helikopter gesehen, als ich das Seil geholt habe, um den Mönch zu fesseln.«

Maggie warf einen Blick zu dem Mann hinüber, der Sam erschossen hatte. Er lag immer noch bewusstlos im Gras. Sein Atem ging stockend und er war totenbleich. Vielleicht würde er an dem Schlag auf den Schädel sterben, aber sie hatten ihm als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme Arme und Beine gefesselt. Geknebelt hatten sie ihn nicht, weil er ohnehin schon so angestrengt atmete. Vor Wut über seinen Anblick verengte sich ihre Brust und sie blickte zur Seite, auf den Hubschrauber. »Holt die Trage!«

Norman und Denal eilten zu der offenen Helikoptertür.

Maggie stellte sich neben den Professor. »Ich bin's leid, mich in Straßengräben zu verstecken«, sagte sie. Ihr fielen Sams schneidende Worte aus der vergangenen Nacht ein, als sie sich dagegen gewehrt hatte, den Schamanen und den König zu belauschen. Sie hatte versucht, ihre Weigerung zu rechtfertigen, doch Sam war der Wahrheit näher gewesen. Selbst in diesem Augenblick hatte die *Furcht* sie beherrscht – aber jetzt nicht mehr. Sie sah Henry ins Gesicht. »Wir werden es tun«, sagte sie fest.

Norman und Denal trafen mit einer khakifarbenen Armee-trage ein und beendeten dadurch jegliche weitere Debatte. Henry runzelte die Stirn, half jedoch dabei, Sam auf die Trage zu heben. Bald waren sie unterwegs. Henry blieb nur kurz stehen, um die Pistole des Mönchs aus dem Gras zu fischen und sich in den Hosenbund zu stecken.

Da sie zu viert waren, war Sams Gewicht handhabbar. Dennoch erschien der Anstieg über die Kehlen endlos. Maggies nagende Furcht und die Notwendigkeit zur Eile streckten die Zeit ins Unendliche. Sobald sie den Tunnel erreicht hatten, sah Maggie auf die Uhr. Es waren gerade mal zwanzig Minuten vergangen. Aber selbst das war zu lang. Das Gewehrfeuer im Regenwald war abgeebbt und die Stille erschien geradezu unheimlich.

»Beeilung!«, sagte Maggie. »Wir dürfen nicht mehr zu sehen sein.«

Mit schmerzenden Armen und Beinen taumelten sie in den finsternen Schacht.

»Nur noch ein paar Meter!«, sagte sie ermutigend. »Kommt!«

Nach wie vor brannten die Fackeln im Eingang zu der Goldkammer, wenn auch nur noch flackernd. Als sie den Tempel erreichten, hörte Maggie den Professor hinter sich keuchen. Sie wandte sich um und half ihm dabei, Sam abzusetzen.

Mit offenem Mund sah Henry die Kammer an und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck leichten Unbehagens. »Das ist *el Sangre del Diablo*«, murmelte er.

Maggie konnte genügend Spanisch, dass sie bei seinen Worten die Stirn runzelte. »Das Blut des Teufels?«

»Deswegen sind die Männer des Abts hergekommen. Die Hauptader ...«

»Wir müssen Sam da hineinbringen«, unterbrach Norman. »In diese Auferstehungssache ist bestimmt ein Zeitfaktor integriert.«

Henry nickte. »Aber was tun wir jetzt? Wie bringen wir den Tempel dazu, dass er funktioniert?«

Sie sahen einander an. Keiner wusste eine Antwort.

Der Fotograf zeigte auf die Kammer. »Ich hab zwar keine Bedienungsanleitung, aber da ist ein Altar. Ich würde sagen, als Erstes müssen wir Sam darauflegen.«

Henry nickte. »Dann tun wir das.«

Jeder nahm eine Gliedmaße, dann hoben sie Sam hoch und ließen ihn auf den goldenen Altar hinab. Beim Eintritt in die Kammer hatte Maggie eine Gänsehaut bekommen. Es war, als würden tausend Augen sie anstarren. Während sie Sam absetzte, streiften ihre Finger die Oberfläche des Altars. Sie riss die Hand weg, denn die Oberfläche war warm gewesen, wie etwas Lebendiges.

Schaudernd zog sie sich mit den anderen aus dem Raum zurück. Sie standen im Gang, starrten wie gelähmt hinein und warteten, dass etwas passieren würde, dass ein Wunder geschehe. Nichts. Sams Körper lag einfach da und das Blut tropfte weiter aus der Wunde in seiner Brust und floss an der Seite des Altars herab.

»Vielleicht haben wir zu lange gewartet«, meinte Maggie schließlich und brach mit ihren Worten den Bann, den der Raum über sie geworfen hatte.

»Nein«, sagte Norman. »Das glaube ich nicht. Kamapak hat einen halben Tag gebraucht, um Pachacutecs Kopf herzubringen, und der Tempel hat ihm trotzdem einen neuen Körper wachsen lassen.«

»Na ja, so 'ne Art Körper«, gab Maggie zurück und wandte sich Norman zu. »Was hat Kamapak getan, nachdem er den Kopf hergebracht hatte? Hat er darauf einen Hinweis gegeben?«

»Er hat nur gesagt, er habe zu Inti gebetet und der Gott habe sein Gebet erhört«, gab Norman verdrossen Antwort.

Maggie runzelte die Stirn.

Plötzlich versteifte sich Henry neben ihr. »Natürlich!«

Sie wandte sich dem Professor zu.

»Gebete, das ist es! Konzentrierte menschliche Gedanken!« Henry starrte sie an, als wäre das eine ausreichende Erklärung. »Dieses ... dieses Gold, das Blut des Teufels oder was es auch sein mag ... es reagiert auf menschliche Gedanken. Es wird

sich verändern, wenn man es *will*.«

Jetzt war es an Maggie, verblüfft die Brauen zu heben, aber ihr fiel ein, wie sich der Dolch verwandelt hatte: Er hatte sich so verändert, wie sie es gerade gebraucht hatten. Sie erinnerte sich, dass er sich in ihren eigenen Händen verwandelt hatte, als sie so verzweifelt nach einem Schlüssel zu der goldenen Statue in der Totenstadt gesucht hatte. »Gebete?«

Henry nickte. »Wir müssen uns lediglich konzentrieren. Ihn bitten ... ihn anflehen, Sam zu heilen.«

Norman fiel auf die Knie und legte die Handflächen aneinander. »Ich bin mir zum Beten nicht zu schade.«

Sogleich folgten ihm Henry und Maggie. Sie schloss die Augen, aber ihre Gedanken waren ein heilloses Wirrwarr. Die bleichen Bestien in der angrenzenden Kammer kamen ihr in den Sinn. Was, wenn Sam etwas Ähnliches widerfahren würde? Sie ballte die Hände zu Fäusten. Das würde sie nicht zulassen. Wenn Gebete funktionierten, dann würde sie die anderen für eine Heilung beten lassen, aber sie selbst würde sich darauf konzentrieren, den Tempel daran zu hindern, zusätzliche ›Verbesserungen‹ vorzunehmen.

Sie ging auf die Knie und war fest entschlossen, den Tempel mit ihrem Willen dazu zu zwingen, Sams Verletzungen zu heilen, und zwar *nur* diese. *Nichts sonst!* Sie strengte sich so an, dass ihre Knöchel weiß wurden. *Nichts sonst, verdammt! Hörst du mich?*

Plötzlich keuchte Denal hinter ihr auf. »Sehen da!«

Maggie riss die Augen auf.

Sam lag nach wie vor reglos auf dem Altar, aber der Ball aus ineinander verwobenen Strängen über dem Bett entwirrte sich, breitete sich aus. Tausende goldener Stränge wanden und schlängelten sich aus dem Nest hervor und waberten und verdrehten sich in der Luft. Ihre Spitzen teilten sich zu noch winzigeren Filamenten und diese teilten sich ihrerseits noch weiter. Bald waren sie so fein, dass der Raum von einem goldenen

Nebel erfüllt zu sein schien. Dann senkte sich die goldene Wolke wie ein schwerer Dunstschleier auf Sams Leichnam. Innerhalb weniger Sekunden war sein Körper vom Scheitel bis zur Sohle von dem Metall bedeckt, sodass aus ihm eine Skulptur aus Gold geworden war. Und immer noch schien das Gold zu fließen. Wie eine leuchtende Nabelschnur verband ein dickes, verdrehtes Seil die goldene Statue mit dem Knoten über dem Altar. Sie wand sich und pulsierte wie etwas Lebendiges.

Bei diesem Anblick verspürte Maggie eine leichte Übelkeit. Sie stand auf; Henry und Norman taten es ihr bald nach.

»Was haltet ihr davon?«, fragte Henry. »Wird es funktionieren?«

Keiner gab Antwort.

»Wie lange es dauert, wäre die bessere Frage«, meinte Norman. »Meiner Ansicht nach lässt uns die Armee da unten nicht die Zeit, hier einen Tag zu verbringen.«

Henry nickte. »Wir müssen uns eine Verteidigungsstrategie überlegen. Gibt es einen zweiten Weg nach draußen?« Der Professor sah den Schacht entlang, in Richtung der anderen Caldera.

»Da nicht«, erwiderte Maggie.

Henry drehte sich um und rieb sich die müden Augen. »Dann brauchen wir Waffen«, murmelte er. »Ich habe einen Ersatzbehälter mit Granaten im Helikopter entdeckt, aber ...« Der Professor schüttelte verdrossen den Kopf.

Norman meldete sich zu Wort. »Granaten hören sich gut an, Doc. Insbesondere ganz viele davon.«

»Nein«, sagte Henry abweisend. »Es ist zu riskant, wieder da runterzugehen.«

»Aber es ist auch zu riskant, es *nicht* zu tun«, erwiderte Norman. »Wenn ich mich beeile und vorsichtig bin ...«

»Ich gehen auch«, fügte Denal hinzu. »Ich helfen tragen. Kiste schwer.«

Norman nickte. »Gemeinsam wird's ein Klacks sein.« Er

machte sich bereits mit dem Jungen auf den Weg.

»Seid vorsichtig!«, warnte Maggie.

»Oh, darauf kannst du dich verlassen!«, erwiderte Norman.
»Der *National Geographic* zahlt keinen Zuschlag für einen Kampfeinsatz.« Dann waren er und der Junge auf und davon und eilten den Gang hinab.

Henry starrte wieder den Tempel an und murmelte: »Der Bau muss geothermische Hitze als Energiequelle benutzen. Das ist erstaunlich.«

»Eher entsetzlich. Mir ist klar, weshalb Bruder de Almagro dieses Ding die Schlange von Eden genannt hat. Sie ist verführerisch und doch ist an ihrem Charme was faul.«

»Die Schlange von Eden?« Henry zog die Brauen zusammen.
»Woher hast du diesen Ausdruck?«

»Das ist 'ne lange Geschichte.«

Der Professor nickte zum Tempel hin. »Wir haben jede Menge Zeit.«

Maggie nickte ihrerseits und versuchte, eine kurze Zusammenfassung ihrer Reise zu liefern, aber einige Teile waren beim Wiedererzählen besonders schmerzlich, beispielsweise Ralphs Tod. Sie sprach von den Bestien und Kreaturen, die das benachbarte Tal heimsuchten, erläuterte ihre Theorie und beendete ihren Bericht mit einer letzten Feststellung: »Ich habe kein großes Zutrauen zu diesem Tempel. Ebenso, wie er einen heilt, programmiert er einen auch um.«

Henry starrte den langen Korridor zum fernen Sonnenlicht hinab. »Also hat Bruder de Almagro Recht gehabt. Er hat versucht, eine Warnung vor dem auszusprechen, was hier liegt.« Jetzt war Henry an der Reihe, seine Geschichte über seine Zeit bei den Mönchen in der Abtei Santo Domingo zu erzählen. Als er die forensische Pathologin Joan Engel erwähnte, brach seine Stimme. Ein weiterer Tod in dem jahrhundertelangen Kampf um den Besitz dieses seltsamen Goldes. Maggie verstand den Schmerz, der sich hinter den Worten des Professors verbarg,

den Teil der Geschichte, der unausgesprochen geblieben war, und sie hakte nicht nach.

Anschließend wischte sich Henry die Nase und wandte sich dem Tempel zu. »Also haben die Inka hier tatsächlich errichtet, was der Abt erträumt hat. Ein Monument, das groß genug ist, um eine außerweltliche Macht zu erreichen.«

»Aber ist es die Münze Gottes?«, fragte sie und nickte zu Sam hinüber. »Oder das Blut des Teufels?« Sie warf einen Blick zur angrenzenden Caldera hinüber. »Worin besteht letztlich sein Ziel? Welchen Zweck erfüllen diese Kreaturen?«

Henry schüttelte den Kopf. »Ein Experiment? Vielleicht zu unserer Fortentwicklung? Vielleicht zu unserer Vernichtung?« Er zuckte mit den Schultern. »Wer weiß, welche Intelligenz die Handlungen des Tempels steuert. Wir werden es womöglich nie erfahren.«

Gedämpfte Stimmen und das Scharren von Absätzen auf Felsstein erregten plötzlich ihre Aufmerksamkeit. Norman und Denal konnten unmöglich schon zurückgekehrt sein. Plötzlich wurden sie von Taschenlampen geblendet, die vom Tunnelingang auf sie gerichtet wurden, und jemand rief ihnen einen Befehl zu: »Keine Bewegung!«

Maggie und Henry rührten sich nicht. Was blieb ihnen auch anderes übrig? Hinter ihnen gab es keine Fluchtmöglichkeit. In Wahrheit jedoch wollte keiner von beiden Sam im Stich lassen. Sie warteten, dass die Leute herankamen. »Tu, was sie von dir verlangen!«, warnte Henry.

Den Teufel werde ich tun! Aber das sagte sie nicht laut.

Ein Riese von Mann, der den Berichten des Professors zufolge nur Abt Ruiz sein konnte, trat auf sie zu. Maggie erhielt nur einen ganz flüchtigen Blick auf ihn. »Professor Conklin, Sie haben sich als so einfallsreich wie eh und je erwiesen und uns geschlagen.« Stirnrunzelnd betrachtete er Maggie. »Natürlich hatten Sie es nicht so schwer, die Zungen zu lösen, könnte ich mir vorstellen. Diese Inka haben sich als ziemlich stur erwiesen.

Ah, ja, aber das Endergebnis ist das Gleiche. Wir sind da!«

Der Abt ging an ihnen vorüber, um einen Blick auf die Kammer zu werfen. Einen Moment lang starrte er bloß reglos hinein. Dann schauderte er am ganzen Körper und fiel schließlich auf die Knie. »Ein Wunder!«, rief er auf Spanisch aus und schlug eilig das Zeichen des Kreuzes. »Die Skulptur auf dem Tisch ist anscheinend Christus persönlich. Wie in unserem Gewölbe in der Abtei. Ein Zeichen!«

Maggie und Henry sahen einander an. Keiner von beiden hatte die Absicht, den Abt über seinen Irrtum aufzuklären.

»Seht mal, wie es vom Dach tröpfelt! Die alten Inkaerzählungen sprechen von einer Hauptader. Dass es dort wie Wasser von den Bergen herabfloss. Hier ist sie!«

Maggie drückte sich näher heran. Sie wusste, dass der Abt früher oder später seinen Irrtum erkennen würde. Sie durfte nicht zulassen, dass diese Männer Sams Heilung störten, und räusperte sich. »Diese Kammer hier ist lediglich ein Kinkerkitzchen«, sagte sie leise.

Der Abt, der immer noch auf dem Boden kniete, drehte sich zu ihr um. In seinen Augen leuchtete nach wie vor das Gold. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Das ist bloß der Tempel, der Eingang«, erwiderte sie. »Die echte Quelle liegt im nächsten Tal. Die Inka nennen es *janan pacha*.«

»Ihren Himmel?«, fragte der Abt.

Maggie nickte. Sie war froh darum, dass der Mann einige Kenntnisse von der Inkakultur besaß, und warf Henry einen Blick zu. Dessen Stirn zeigte tiefe Furchen, während er über ihren Plan nachdachte. Er missbilligte ihn, blieb aber stumm. Maggie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Abt zu. »Der Tempel hier ist bloß ein Totempfahl an der Straße und dient der Anbetung. Ein Durchgang zu den Wundern, die dahinter liegen.«

Der Abt erhob sich. »Zeigen Sie es mir!«

Maggie wich einen Schritt zurück. »Nur gegen die Zusicherung, dass uns nichts geschieht.«

Abt Ruiz schaute den Gang hinab, ein Auge argwöhnisch zusammengekniffen.

»Der Himmel wartet«, sagte Maggie, »doch ohne meine Hilfe werden Sie ihn nie finden.«

Der Abt machte ein finsternes Gesicht. »Na schön. Ich verspreche, dass Ihnen nichts geschieht.«

»Schwören Sie es!«

Stirnrunzelnd berührte Abt Ruiz das kleine Goldkreuz, das ihm um den Hals hing. »Ich schwöre es beim Blute Jesu Christi, unseres Erlösers.« Er ließ die Hand fallen. »Zufrieden?«

Maggie zögerte, täuschte Unschlüssigkeit vor und nickte schließlich. »Hier entlang.« Sie ging den Gang hinunter.

»Warten Sie!« Der Abt blieb einen Moment lang zurück und winkte einem seiner sechs Männer. »Bleib hier bei dem guten Professor.« Er schritt zu Maggie hinüber. »Nur, damit niemand faule Tricks versucht.«

Maggie zog sich der Magen zusammen. Ein übles Gefühl. Sie ging weiter und unterdrückte dabei gewaltsam das Zittern ihrer Beine. Sie würde sich nicht von ihrer Angst überwältigen lassen. »H... hier entlang«, wiederholte sie. »Es ist nicht weit.«

Abt Ruiz folgte ihr so dicht auf den Fersen, dass sie fast seinen Atem auf dem Hals spürte. Er schnaufte und sein Gesicht war knallrot. Gemurmelte Gebete flossen ihm über die Lippen.

»Er ist gleich da durch«, sagte sie, als sie sich dem Tunnelausgang näherten.

Der Abt schob sie beiseite und marschierte weiter, fest entschlossen, als Erster hindurchzutreten. Als er jedoch den Ausgang erreichte, zögerte er und rümpfte die Nase, weil es auf einmal viel stärker nach Schwefel stank. »Ich sehe nichts.«

Maggie erreichte ihn und zeigte auf den Weg in den Regenwald. »Folgen Sie einfach dem Pfad.«

Der Abt starrte vor seine Füße. Maggie befürchtete, er würde

sich weigern, und war sicher, dass er hörte, wie ihr das Herz bis zum Halse schlug. Aber sie wahrte ihre äußerliche Ruhe. »*Janan pacha* liegt mitten im Regenwald. Etwa hundert Meter weiter. Es ist ein Anblick, den niemand in bloße Worte fassen könnte.«

»Der Himmel ...« Abt Ruiz trat einen Schritt in die Caldera hinaus, dann einen weiteren – immer noch sehr, sehr vorsichtig. Er winkte seinen fünf Männern, sie sollten vorausgehen. »Seht nach! Haltet nach Feinden Ausschau!«

Seine Männer huschten mit gehobenen Gewehren davon und der Abt folgte in sicherer Entfernung. Maggie war gezwungen, ebenfalls den Tunnel zu verlassen, um die Täuschung aufrechtzuerhalten. Mit angehaltenem Atem betrat sie erneut das faulige Nest der Kreaturen. Wo zum Teufel waren die Ungeheuer?

Sie tat einen dritten Schritt vom Eingang weg, da vernahm sie hinter sich ein Scharren auf dem Fels und fuhr herum. Über dem Eingang zum Tunnel kauerte eine der bleichen Bestien. Ein Späher, der sich mit seinen Klauen festhielt und kopfunter herabhing. Er wusste, dass er entdeckt war, und sprang sie zischend und kreischend an.

Maggie erstarrte. Vom Waldrand her ertönten laute Schreie zur Antwort. Es war eine Falle und hier war der Wächter. Sie duckte sich, aber der Späher war zu schnell. Er prallte auf sie, dass sie auf den Rücken fiel, aber sie nutzte den Schwung des Angreifers dazu, ihn den kurzen Abhang hinter ihr hinabzuschleudern. Sie wartete das Ergebnis nicht ab, sondern stand auf und sprang zurück in den Tunnel.

Hinter ihr ertönte lautes Gewehrfeuer, begleitet von Schreien des Entsetzens und des Schmerzes. Über alles hinweg hörte sie jedoch das Jaulen und Kreischen der Bestien.

Wieder sicher im Tunnel fuhr Maggie zu der Öffnung herum. Sie sah, wie der Abt die Pistole hob und einer der Bestien, die sie angegriffen hatten, aus nächster Nähe in den Schädel schoss, dass sie heftig zuckend zu Boden fiel. Er sah zum

Waldrand hinüber, wo seine Männer immer noch um ihr Leben kämpften, kehrte ihnen den Rücken zu und lief auf den Gang, auf Maggie zu. Er entdeckte sie; Hass und Wut lagen in seinem Blick. Niemand machte der spanischen Inquisition einen Strich durch die Rechnung.

Maggie lief weiter in den Schacht hinein, während der Abt sich langsam dem Eingang näherte. Der korpulente Mann atmete schwer und keuchte heraus: »Du Hure!« Dann hob er seine Pistole und betrat den Gang.

Mein Gott! Ihr blieb keine Fluchtmöglichkeit.

»Du wirst leiden. Das verspreche ...« Plötzlich wurde der Abt zurückgerissen und schrie überrascht auf. Der Schuss löste sich und die Kugel sauste an Maggies Ohr vorüber. Der Mann stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als er aus dem Tunnel gezogen und herumgewirbelt wurde. Ein riesiges bleiches Ungeheuer, ein weiterer Rudelführer, hielt die teure Safarijacke des Abts zwischen den Klauen. Mit der anderen Hand packte er den Abt an der Kehle. Bald tauchten weitere Bestien auf und weitere rasiermesserscharfe Krallen schnappten nach der leckeren Mahlzeit. Die Pistole wurde ihm aus der Hand geschlagen, kurz darauf erstarb sein Geschrei. An der Öffnung tauchte ein bleiches Gesicht mit blutverschmiertem Maul auf und zischte Maggie an. Doch dann drehte es sich weg und beteiligte sich an dem wilden Fressgelage.

Maggie fuhr herum und kehrte dem Schlachtfest den Rücken zu.

Ein scharfer Aufschrei des Schmerzes ging in ein feuchtes Gurgeln über. Sie eilte den Gang entlang auf den Fackelschein zu und ließ das Geheul hinter sich.

Am Eingang zum Tempel sah sie den einsamen Wächter, der bei ihrem Anblick mit gehobener Waffe auf sie zukam. »*Que hiscistes?*«, brüllte er auf Spanisch. Es war die Frage, was sie gerade getan hatte. Sie erkannte das Entsetzen in seinem Blick.

Plötzlich trat Henry hinter ihn und drückte dem Wächter den

Lauf einer Pistole an den Hinterkopf. Es war die Waffe, die der Professor dem Mönch am Helikopter abgenommen hatte. »Sie hat den Müll entsorgt.« Er drückte ihm den Lauf fester an den Kopf. »Hast du damit irgendwelche Probleme?«

Der Mann ließ seine Waffe fallen und sank in die Knie. »Nein.«

»Schon besser.« Henry kam herum und trat die Waffe zu Maggie hinüber. »Du weißt, wie man damit umgeht?«

»Ich komme aus Belfast«, erwiderte sie, nahm die Schusswaffe an sich, öffnete sie, überprüfte das Magazin und hielt sie dann hoch.

Henry wandte sich seinem Gefangenen zu. »Und du? Kannst du den Helikopter fliegen?«

Der Mann nickte.

»Dann sollst du am Leben bleiben.«

Plötzlich ertönte aus dem Raum nebenan ein lautes Stöhnen. Henry und Maggie fuhren herum und sahen, wie die goldene Nabelschnur zuckte und die goldene Decke allmählich von Sams Körper herabglitt. Das eigentümliche Metall wurde von seiner Haut nach oben gesaugt, wickelte sich dort auf und zuckte und wand sich heftig unter der Decke.

Sam entrang ein weiteres Aufstöhnen.

Der Wächter starrte in den Tempel, wobei ihm der Mund vor Überraschung weit offen stand. Hastig bekreuzigte er sich.

»Er atmet«, meinte Henry und trat zum Eingang.

Maggie fasste ihn am Ellbogen. »Seien Sie vorsichtig! Ich weiß nicht, ob wir uns schon einmischen sollen.« Sie klang angespannt und sprach mit angehaltenem Atem. Durfte sie darauf hoffen ...?

Sam richtete sich mühsam auf einen Ellbogen auf. Sein Blick war in die Ferne gerichtet. Dann hob er den anderen Arm und fuhr sich übers Gesicht, als würde er Spinnweben wegwischen. Er ächzte leise und zuckte zusammen.

Henry streckte die Hand aus. »Sam?«

Jetzt schien er sich auf die Stimme zu konzentrieren und hustete, um die Lungen freizubekommen. »On... Onkel Hank?« Er setzte sich leicht schwankend auf und sein Blick schien sich schließlich auf sie zu richten. »Gott ... mein Kopf!«

»Sachte, Sam«, sagte Maggie eindringlich. »Geh's vorsichtig an.«

Unter einem weiteren Ächzen schwang Sam die Beine vom Altar. »Ich könnte einen Eimer voll Aspirin gebrauchen.« Dann ging ihm anscheinend auf, wo er war. Er legte den Kopf in den Nacken und starrte zu dem Ball aus ineinander gewobenen goldenen Strähnen hinauf. »Was tu ich denn hier?«

»Du erinnerst dich nicht?«, fragte Maggie besorgt. Er hörte sich hellwach an, aber hatte er womöglich einen dauerhaften Schaden davongetragen?

Sam sah stirnrunzelnd auf seine Brust. Die Finger der rechten Hand fuhren über die von der Kugel zerrissene Weste. Er steckte einen Finger durch das Loch und zog sie dann auf. Keine Wunde zu erkennen. »Ich bin angeschossen worden.« In seiner Feststellung lag der Hauch einer Frage.

Maggie nickte. »Du bist gestorben, doch der Tempel hat dich wieder zum Leben erweckt.«

»Gestorben?«

Sowohl Maggie als auch Henry nickten.

Sam kam mühsam auf die Beine, tat einen Schritt, stolperte und fing sich dann wieder. »Auweia.« Er bewegte sich langsamer, zielstrebig, konzentrierter. »Dafür, dass ich ein toter Mann bin, sollte ich mich vermutlich nicht über ein paar Schmerzen beklagen.« Er kam zu ihnen.

Henry erwartete Sam am Eingang und zog seinen Neffen an sich. Ihre Umarmung war wegen der Pistole in der rechten Hand des Professors recht ungeschickt. »O mein Gott, Sam, ich habe gedacht, ich hätte dich verloren«, sagte er und Tränen traten ihm in die Augen.

Sam drückte seinen Onkel fest an sich.

Maggie lächelte. Sie wischte sich die eigenen Tränen von den Wangen, kniete sich neben die Tragbahre und holte Sams Stetson hervor.

Henry löste sich aus der Umarmung und rieb sich die Augen. »Dich zu verlieren, hätte ich nicht ertragen.«

»Und das musstest du auch nicht«, erwiderte Sam und fuhr sich mit einer Hand durchs Haar.

Maggie hielt ihm den Hut hin. »Hier. Du hast was fallen lassen.«

Er nahm ihn entgegen und sein leicht verzerrtes Lächeln wirkte halb linkisch, halb beschämt. Er setzte den Hut auf. »Danke sehr.«

»Stirb bloß nicht noch mal!«, warnte sie ihn, streckte die Hand aus und richtete die Krempe.

»Ich werd mir alle Mühe geben.« Er beugte sich zu ihr herab, während sie ihm den Hut richtete, und sah ihr tief in die Augen.

Sie entzog sich ihm nicht, trat jedoch auch nicht näher. Zu sehr war sie sich der Anwesenheit des Professors und des Gewichts der Waffe über der linken Schulter bewusst. Sie starrten einander zu lang an und so entglitt ihnen der Augenblick allmählich. Maggie biss die Zähne zusammen. Zum Teufel mit ihren Ängsten! Sie streckte die Hand nach ihm aus – aber da wandte sich Sam plötzlich ab.

Auf einmal brüllte ihnen eine andere Stimme aus der Dunkelheit zu: »Waffen fallen lassen!« Eine Gestalt trat in den Fackelschein, sie hielt Denal in den Armen. Der Junge hatte die Lippen fest aufeinander gepresst und an seiner Kehle lag ein langer Militärdolch, dessen Klinge aus rostfreiem Stahl den Schein der Fackeln reflektierte. Die Augen des Jungen waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

»Otera!«, zischte Henry.

Lautstark stürmte Norman durch das Unterholz des Regenwalds. Tränen verschleierten ihm die Sicht. Zwar versuchte er

halbherzig, geräuschlos voranzukommen, doch dauernd brachen Zweige oder raschelten trockene Blätter. Trotzdem stolperte er weiter – denn in Wahrheit war es ihm gleichgültig, ob ihn jemand hörte.

Erneut stand ihm das Bild vor Augen, wie der Mönch von der Wiese aufgesprungen war. Der Schweinehund hatte sich tot gestellt, hatte darauf gewartet, dass Norman und Denal hinüber zum Helikopter gingen. Bevor Norman hätte reagieren können, hatte sich der Mönch Denal geschnappt und dann waren plötzlich zwei Klingen aus den Scheiden an seinen Handgelenken hervorgeschossen. Norman hatte rein instinktiv reagiert. Er war von seinem Angreifer weggesprungen, in den Regenwald abgetaucht und davongelaufen.

Erst als sein panikerfülltes Herz wieder etwas langsamer schlug, war ihm die Feigheit seiner Handlung zu Bewusstsein gekommen. Er hatte Denal im Stich gelassen. Er hatte nicht mal versucht, den Jungen zu befreien.

Logisch gesehen konnte Norman seine Handlungsweise rechtfertigen. Er hatte keine Waffen. Jeglicher Rettungsversuch hätte zweifelsohne dazu geführt, dass sie beide getötet worden wären. Aber im Herzen wusste er es besser. Seine Flucht war pure Feigheit gewesen. Er erinnerte sich an das Entsetzen in Denals weit aufgerissenen Augen. Was hatte er da getan?

Erneut flossen die Tränen und machten ihn fast blind.

Plötzlich verschwand der Regenwald. Die Finsternis verwandelte sich in Helligkeit, Norman kam stolpernd zum Stehen und rieb sich die Augen. Als er wieder klar sehen konnte, schnappte er entsetzt nach Luft.

Granaten und Gewehrfeuer hatten eine kleine Lichtung in den Regenwald gerissen. Überall lagen zerfetzte Leichen umher. Männer und Frauen. Allesamt Inka. Er wich taumelnd zurück, denn der Gestank brachte ihn zum Würgen: Blut, Exkrememente, Angst.

»O mein Gott ...«, ächzte er.

Dicke Fliegenschwärme hatten sich bereits auf den Leichen niedergelassen und überall summt und schwirrt es.

Dann erhob sich plötzlich links von ihm ein riesiger Schatten: der Tod, der von ihm Besitz ergreifen wollte. Norman wirbelte herum, um sich der neuen Bedrohung zu stellen. Er würde nicht mehr fliehen. Er *konnte* nicht mehr fliehen. Erschöpft und hoffnungslos fiel er auf die Knie.

Er hob das Gesicht einem riesigen, bedrohlichen Speer entgegen, dessen goldene Klinge in der Helligkeit blitzte.

Norman zuckte nicht zurück.

Tut mir Leid, Denal.

Mit vorgehaltener Waffe ging Henry auf Otera zu. »Lass ihn los!«

Der Junge zitterte am ganzen Körper, während ihm das Messer fester gegen die zarte Kehle gedrückt wurde. Ein Blutfaden rann ihm den Hals herab. »Versuchen Sie's nicht mal, Professor. Zurück! Oder ich schlitze den Jungen vom Hals bis zum Bauch auf.«

Henry unterdrückte einen Fluch und wich einen Schritt zurück.

In den Augen des Mönchs loderte es wild. »Tun Sie, was ich gesagt habe, und alle bleiben am Leben! Sie und der Junge sind mir völlig gleichgültig. Mir geht es bloß um das Gold. Ich nehme es mit und ihr bleibt alle hier. Ein fairer Handel, oder etwa nicht?«

Sie zögerten. Henry warf erst Maggie, dann Sam einen Blick zu. »Vielleicht sollten wir ihm gehorchen«, flüsterte er.

Maggie kniff die Augen zusammen. Sie trat beiseite und sagte grimmig zu dem Mönch: »Schwöre! Schwöre auf dein Kreuz, dass du uns gehen lässt!«

Mit finsterem Blick berührte Otera sein silbernes Kruzifix. »Ich schwöre es.«

Für einen langen Atemzug musterte Maggie den Mann, dann

legte sie vorsichtig ihre Waffe nieder. Henry tat es ihr nach. Anschließend wich die Gruppe ein paar Schritte zurück.

Otera ging zu ihren Waffen und schob ihnen dann Denal zu.

Der Junge keuchte und flog an Maggies Seite.

Der Mönch steckte seinen Dolch wieder in die verborgene Scheide am Handgelenk. Jetzt verstand Henry, wie es dem Mann gelungen war, seine Fesseln zu lösen. Im Geiste gab er sich einen Tritt in den Hintern. Niemand war auf den Gedanken gekommen, den Bewusstlosen zu durchsuchen.

Grinsend ging Otera in die Hocke und nahm seine Pistole wieder an sich. Er reichte die Waffe dem Wächter, der immer noch im Gang kniete. Doch der Mann wollte sie nicht annehmen, sondern starrte bloß wie betäubt in den Tempel und bewegte die Lippen in schweigendem Gebet.

Otera erhob sich und wandte sich schließlich dem Raum zu. Er erstarrte und wich dann stolpernd und völlig überwältigt zurück. Sein Gesicht glühte in dem goldenen Licht. Er lächelte breit. »*Dios mio ...!*« Als er sich wieder zu ihnen umdrehte, hatte er ganz große Augen.

»Beeindruckend, nicht wahr?«, meinte Sam.

Der Mönch kniff die Augen vor dem Fackelschein zusammen. Schließlich erkannte er den Texaner. »Ich ... ich dachte, ich hätte dich getötet«, sagte er stirnrunzelnd.

Sam zuckte mit den Schultern. »Hat nicht so ganz geklappt.«

Otera sah zu der goldenen Höhle hinüber, dann wieder zu ihnen, und hob seine Waffe. »Ich weiß nicht, wie du überlebt hast. Aber diesmal stirbst du ganz bestimmt! Wie alle anderen!«

Maggie trat zwischen den Schützen und Sam. »Du hast einen Eid geschworen! Auf dein Kreuz!«

Mit der freien Hand packte Otera das silberne Kruzifix, riss es herab und schleuderte es hinter sich. »Der Abt ist ein Dummkopf gewesen«, knurrte er sie an. »Wie ihr alle. Dieses ganze Geschwätz von wegen, den Geist Gottes zu berühren ...

frommer Scheißdreck! Er hat nie begriffen, wozu das Gold in Wahrheit bestimmt ist.«

»Wozu denn?«, fragte Henry und trat neben Maggie.

»Mich reich zu machen! Jahrelang habe ich das überlegene Getue des Abts ertragen, während er mir andere von reinem spanischen Blut vor die Nase gesetzt hat. Mit diesem Gold bin ich nicht mehr bloß halb Indianer, halb Spanier. Ich werde den Kopf nicht mehr einziehen und die Rolle des untergeordneten *Mestizo* spielen müssen. Ich werde als neuer Mann wiedergeboren werden.« Bei diesem Traum leuchtete es hell in Oteras Augen.

Henry kam näher heran. »Und wer genau wirst du sein, deiner Ansicht nach?«

Otera richtete die Pistole auf Henry. »Jemand, den alle respektieren: ein reicher Mann!« Er lachte hart und drückte den Abzug.

Henry krümmte sich, während er keuchte und nach hinten fiel.

Doch der Schuss verfehlte sein Ziel. Er traf die Decke und schlug dort blaue Funken.

Nachdem der Knall des Schusses verhallt war, hörte man ein neues Geräusch: »Aaaargh ...« Otera würgte und griff sich an die Brust. Eine blutige Speerspitze drang ihm zwischen den Rippen hervor. Es riss ihn von den Beinen. Er spuckte Blut, während er stöhnte und den Mund auf und zu klappte wie ein Fisch auf dem Trockenen. Polternd fiel ihm die Pistole aus den Fingern.

Dann kippte der Kopf nach vorn und hing schlaff herunter. Otera war tot.

Sein lebloser Körper wurde vom Besitzer des Speers beiseite gestoßen.

Dahinter tauchte eine große Gestalt in angesengten und zer-rissenen Gewändern auf.

»Pachacutec!«, rief Sam.

Plötzlich geriet der Mann ins Stolpern und fiel vor dem Inkatempel auf die Knie. Tränen strömten ihm über die rußgeschwärtzten Wangen. »Mein Volk ...«, murmelte er auf Englisch. »Tot.«

Hinter dem Mann tauchte eine zweite Gestalt aus der Dunkelheit auf.

»Norman!«, rief Maggie und lief zu dem Fotografen hinüber. »Was ist passiert?«

Norman schüttelte den Kopf, während er den aufgespießten Mönch anstarrte. »Mitten im Gemetzel bin ich Pachacutec über den Weg gelaufen. Er wollte zum Tempel, um die zu jagen, die seinem Gott Gewalt antun würden. Ich habe ihn davon überzeugt, uns zu helfen.« Aber aus den Worten des Fotografen klang keinerlei Befriedigung; sein Gesicht war aschfahl.

Beschämt warf er einen kurzen Blick zu Denal hinüber. Aber der Junge kam zu ihm und umarmte ihn fest. »Du haben uns gerettet«, murmelte er in den Brustkasten des Mannes hinein.

Norman erwiderte die Umarmung des Jungen und dabei stiegen ihm Tränen in die Augen.

Ein wenig entfernt stand Pachacutec und stöhnte. Er verneigte sich vor dem Tempel und wiegte sich hin und her, während er in seiner Muttersprache betete. Offensichtlich war er untröstlich. Blut lief unter seinem Gewand hervor und zog eine Spur in der goldenen Kammer nach sich. Er wirkte selbst dem Tode nahe.

Henry trat auf den König zu. Wenn Maggies Geschichte der Wahrheit entsprach, kniete hier einer der Gründer des Inka-Reichs. Obgleich er ein Archäologe war, der sein ganzes Leben dem Studium der Inka gewidmet hatte, merkte Henry auf einmal, dass ihm die Worte fehlten. Hier kniete ein lebendiger Inkakönig, dessen Gedächtnis tausende von Höhlen mit Gold wert war. Henry wandte sich mit flehendem Blick an Sam. Dieser König durfte nicht sterben.

Sam schien zu verstehen. Er kniete neben Pachacutec nieder

und berührte das Gewand des Königs. »Sapa Inka«, sagte er und neigte den Kopf. »Der Tempel hat mir das Leben gerettet, wie einstmals das deine. Benutze ihn erneut!«

Pachacutec wiegte sich nicht mehr, sondern ließ traurig den Kopf hängen. »Mein Volk ist tot.« Er hob Sam und den übrigen das Gesicht entgegen. »Vielleicht sein das richtig. Wir gehören nicht in eure Welt.«

»Nein, lasse dich heilen! Lasse dir von mir unsere Welt zeigen!«

Henry kam heran, legte Sam eine Hand auf die Schulter und fügte unterstützend hinzu: »Es gibt so viel, das du uns mitteilen kannst, Inka Pachacutec. So viel, das du uns lehren kannst!«

Langsam erhob sich Pachacutec und sah Henry an. Mit einer Hand berührte er eine Falte auf der Wange des Professors und folgte ihr. Dann ließ er den Arm sinken und wandte sich ab. »Dein Gesicht sein alt. Aber nicht so alt wie mein Herz.« Mit leuchtendem Gesicht starrte er in den Tempel hinein. »Inti führt jetzt mein Volk zum *janan pacha*. Ich möchte mit ihm gehen.«

Henry warf Sam über die Schulter des Königs hinweg einen Blick zu. Was konnten sie dem entgegen? Der Mann hatte seinen ganzen Stamm verloren.

Tränen flossen Pachacutec die Wangen herab, als er einen goldenen Dolch aus seinem Gewand gleiten ließ. »Ich gehen, mich mit meinem Volk zu vereinen.«

Henry streckte die Hand nach dem Sapa Inka aus. »Nein!« Aber es war zu spät.

Pachacutec stieß sich den Dolch in die Brust und klappte wie eine zusammengeballte Faust über der Klinge zusammen. Dann entspannte er sich; ein Seufzer der Erleichterung entfloß seinen Lippen. Langsam richtete er sich auf und seine Finger lösten sich vom Griff der Waffe.

Henry keuchte und wich stolpernd zurück, als rings um den Dolch Flammen aus der Brust des Königs hervorschossen.

»Was zum Teufel ...?«

Pachacutec stolperte in die Kammer des Tempels. »Ich gehe zu Inti.«

»Spontane Verbrennung«, flüsterte Sam verblüfft. »Wie bei den Höhlenbestien.«

Maggie nickte. »Er hat den gleichen Körper wie die Kreaturen.«

»Was ist da los?«, fragte Henry, der die Flammen anstarrte.

Maggie erklärte es hastig: »Das Gold setzt so was wie eine Kettenreaktion in Gang.« Sie zeigte auf Pachacutec. Die Flammen, die sich aus dem Dolch wanden, breiteten sich nun über den gesamten Rumpf aus. »Selbst-Opferung.«

Plötzlich fiel Henry Joans dringende Nachricht ein, die er im Helikopter empfangen hatte. Sie hatte ihn auf eine Möglichkeit aufmerksam gemacht, wie man die Substanz Z vernichten konnte. Das Geschenk an die Menschheit, das Prometheus gestohlen hatte. *Feuer!*

Henry drehte sich um und sah Pachacutec auf die Knie fallen. Flammen leckten seine erhobenen Arme empor.

O mein Gott!

Er packte Sam und Maggie und schob sie in Richtung Tunnelausgang. »Lauft!«, schrie er und versetzte dem knienden Wächter einen Tritt. »Los!«

»Was? Warum?«, fragte Sam.

»Keine Zeit!« Henry scheuchte sie weiter. Denal und Norman liefen voran, während Henry und Maggie Sam halfen, der noch ziemlich wackelig auf den Beinen war. Während der Flucht erinnerte sich Henry an Joans letzte Warnung: *Prometheus führt eine scharfe Klinge. Stell dir die Wirkung von Plastiksprengstoff vor.*

Ihre Worte erwiesen sich als nur allzu wahr. Sie hatten kaum das Tunnelende erreicht, da erschütterte eine gewaltige Explosion den Boden unter ihnen. Ein Schwall irrsinnig heißer Luft katapultierte die Gruppe den Pfad hinab. Sie taumelten,

schrammten sich die Haut auf, während der Gang hinter ihnen Rauch und Schutt ausspuckte.

»Auf die Beine!«, schrie Henry, nachdem er seinen Sturz endlich überstanden hatte. »Weiterlaufen!«

Stöhnend und jammernd gehorchte die Gruppe und lief humpelnd weiter. Der Pfad unter ihnen bebte nach wie vor. »Nicht stehen bleiben!«, rief Henry.

Von den Vulkanhöhen krachten Felsbrocken herab. Jetzt wurde das Beben sogar noch heftiger. Unten flogen hunderte von Papageien kreischend aus dem Blätterdach des Regenwalds auf.

Was war hier los?

Als Henry die Böschung unterhalb der Felswand erreicht hatte, riskierte er einen Blick zurück. Ein mächtiger Spalt zog sich vom Tunnel bis zum seitlichen Rand des Kegels.

Sam, der sich auf Maggie stützte, rang ebenso wie sie nach Luft. Die anderen waren irgendwo in der Nähe. Plötzlich bekam er große Augen. »O mein Gott!«, schrie er. »Seht mal!« Er zeigte über das Tal hinweg.

Henry starrte hinüber. Die ursprünglich bloß dampfenden Fumarolen waren zu Geysiren geworden, die kochend heißes Wasser ausspuckten. Überall im ganzen Tal tauchten neue Risse auf, die geräuschvoll Dampf und Wasser in den Himmel schickten. Unter lautem Getöse fiel ein Teil des Vulkankegels davon. »Er reißt auseinander!«, erkannte Henry.

Maggie zeigte nach hinten, zum Gipfel des südlichen Vulkans. Schwarzer Rauch wälzte sich zum Himmel und der Gestank nach Schwefel und brennenden Steinen erfüllte das Tal.

Sam richtete sich auf. »Die Explosion muss eine Verwerfung hervorgerufen haben. Eine Kettenreaktion! Beeilung! Zum Helikopter!«

Norman kam mit noch besseren Neuigkeiten. »Wir haben Gesellschaft, Leute!« Er zeigte auf den rauchenden Tunnel.

Aus dem Herzen der alles umhüllenden Schwärze sprangen

bleiche Gestalten wie Dämonen aus der Hölle hervor. Kreischend und bellend wanden sich Massen der Kreaturen aus der Öffnung. Klauen scharrtten über den Felsboden.

»Bestimmt hat die Explosion sie in Panik versetzt«, sagte Maggie. »Und ihnen die Furcht vor dem Tunnel genommen.«

Ein Meer schwarzer Augen richtete sich von oben auf sie und das schrille Jaulen wurde noch schriller.

»Lauft!«, brüllte Henry vor Entsetzen über den Anblick. »Sofort!«

Die Gruppe flüchtete über das unwegsame Terrain. Basaltbrocken regneten auf die bebende Erde. Es klang wie das Klappern von Zähnen und erschwerte das Laufen. Henry stürzte und zerkratzte sich die Handflächen auf dem rissigen Stein. Dann war Sam zur Stelle und zog ihn hoch.

»Schaffst du's, Onkel Hank?«, fragte er, selbst völlig außer Atem.

»Hab wohl keine andere Wahl, oder?« Henry setzte sich wieder in Bewegung, doch vor seinen Augen tanzten schwarze Punkte.

Sam stützte ihn mit einem Arm und dann tauchte Maggie auf der anderen Seite auf. Gemeinsam halfen sie ihm über die holprige Strecke hinweg bis zu der flachen Wiese. Vor ihnen zog Norman bereits Denal und den Wächter des Abts in den Bauch des Hubschraubers. Der Fotograf sah über die Wiese zu ihnen herüber. »Beeilung! Sie haben euch schon fast eingeholt!«

Henry beging den Fehler, sich umzudrehen. Die schnelleren Kreaturen waren bereits an ihrer Seite. Nicht weit dahinter stürmten größere Bestien mit Knüppeln und Steinen auf sie zu.

Plötzlich stolperte Henry und hätte um ein Haar sie alle drei umgerissen. Aber gemeinsam brachten sie es fertig, auf den Beinen zu bleiben und weiterzulaufen. Henry merkte, dass sich seine Blackouts häuften. Bald würden Sam und Maggie ihn tragen müssen.

»Lasst mich los ... rettet euch selbst.«

»Von wegen«, erwiderte Sam.

»Für wen hält er uns eigentlich?«, fügte Maggie mit gezwungener Gleichgültigkeit hinzu.

Für ein paar Sekunden wurde alles schwarz.

Dann zogen Hände Henry in den Helikopter. Er spürte den Wind und ihm ging auf, dass die Rotoren bereits umherwirbelten. Dicht neben seinem Kopf ertönte ein lauter, metallischer Schlag.

»Sie werfen mit Steinen!«, rief Norman.

»Aber sie kommen nicht näher«, fügte Maggie von der Tür aus hinzu. »Der Helikopter verschreckt sie.«

Ein zweiter Stein knallte gegen den Rumpf des Helikopters und brachte ihn zum Beben.

»Na ja, sie sind verdammt nah!« Norman wandte sich ab und brüllte den Piloten an: »Bring diesen Vogel in die Luft!«

Henry mühte sich gerade auf einen Sitz, als die Tür zuknallte. »Sam ...?«

Er spürte einen leichten Schlag auf seine Schulter. Dann wurde er in seinen Sitz gezogen und angegurtet. »Ich bin hier.« Er drehte sich um und sah, dass Sam ihn anlächelte. Maggie saß neben ihm.

»Gott sei Dank!«, seufzte Henry.

»Gott? Welchen meinen Sie?«, fragte Norman grinsend und ließ sich in die Lehne sinken.

Plötzlich erbebt der Helikopter erneut – diesmal aber nicht, weil er bombardiert wurde, sondern weil er so eilig abhob. Der Vogel neigte sich zur Seite und gewann dann langsam an Höhe. Ein letzter Stein traf die Unterseite und brachte den Hubschrauber ins Schwanken.

»Ein Abschiedskuss«, meinte Norman und starrte durch das Fenster auf die tanzende und hüpfende Masse unten.

Dann stieg der Helikopter rascher in die Höhe und bald war er außer Reichweite der Steine.

Henry starrte jetzt ebenso wie der Fotograf über das Tal hinweg. Der Regenwald unten brannte lichterloh. Dampf und Rauch verwehrten fast völlig die Sicht. An einigen Stellen schlugen Flammen aus dem dichten Nebel. Ein Anblick wie Dantes Hölle.

Während Henry so hinabschaute, mischten sich Erleichterung und Trauer in seinem Herzen. So viel war hier verloren gegangen.

Schließlich waren sie über den Rand des Kegels hinweg, schwenkten ab und flogen davon.

Sie hatten es geschafft!

Der Helikopter tauchte zwischen die benachbarten Gipfel und Henry blickte zurück. Plötzlich erschütterte ein lautes Dröhnen die Kabine; der Hubschrauber vollführte einen Satz und die Rotoren kreischten. Henry wurde nach hinten geworfen. Einige quälende Augenblicke lang schwankte und torkelte der Vogel wie wild umher.

Fluchend kämpfte der Pilot mit seinen Bedienungselementen. Alle anderen umklammerten ihre Gurte so fest, dass die Knöchel weiß wurden.

Dann richtete sich die Maschine wieder auf und flog ruhig weiter.

Henry richtete sich auf und nahm seinen Beobachtungsposten wieder ein. Er schnappte nach Luft, nicht aus Furcht, sondern aus Verwunderung. »Das müsst ihr euch ansehen!«

Die anderen kamen zu ihm ans Fenster. Sam beugte sich über seinen Onkel und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Henry tätschelte sie und drückte ihm einen Moment lang die Finger.

»Seltsam und wunderschön«, meinte Maggie.

Hinter dem Helikopter erhellten Zwillingsssäulen aus geschmolzenem Gestein, die aus den beiden Vulkanen stiegen, den nachmittäglichen Himmel. Ein Anblick, bei dem man Demut verspüren musste.

Schließlich lehnte sich Henry wieder in seinen Sitz zurück,

schloss die Augen und ließ die Gedanken zu Bruder de Almagro und seinen Warnungen zurückschweifen. Der Mann hatte das eigene Leben hingegeben, um das Böse, das hier hauste, aufzuhalten.

Leise flüsterte Henry dem brennenden Himmel zu: »Dein Sterbegebet ist erhört worden, mein Freund. Ruhe in Frieden!«

SIEBTER TAG

Cusco

Sonntag, 26. August, 15.45 Uhr
Cusco, International Airport
Peru

Die kleine, einmotorige Maschine, eine alte Piper Saratoga, neigte sich zur Landebahn hinab. Unter den Tragflächen breitete sich das Straßengewirr Cuscos aus, eine Mixtur aus schimmernden Hochhäusern und alten Gebäuden aus Lehmziegeln. Obwohl es ein willkommener Anblick war, wandte sich Sam vom Fenster ab. Sie hatten einen langen Tag mit Flügen und Plänen hinter sich.

Auf dem Flug von der Caldera hatte sein Onkel über den Helikopterfunk die Behörden alarmiert und das Basislager vor den Vulkanausbrüchen gewarnt. Philip hatte geklungen, als wäre er außer sich vor Panik. Anscheinend zogen die Quecha-Indianer bereits ab. Henry hatte angeordnet, dass der Harvard-Student mitgehen sollte; für eine Zwischenlandung hatten sie zu wenig Treibstoff im Tank. Den Tränen nahe hatte Philip darum gebettelt, herausgeholt zu werden, doch Henry hatte eisern darauf bestanden, so bald wie möglich nach Cusco zurückzukehren.

Auf einem kleinen, gewerblichen Landeplatz in der Nähe von Macchu Picchu hatte Henry die einmotorige Maschine nebst einem Piloten für den Flug hinüber nach Cusco angeheuert.

Doch trotz aller Pläne und des schnelleren Fluggeräts hatten sie für die Strecke fast einen ganzen Tag benötigt.

Als das Flugzeug an Höhe verlor, richtete sich Sam in der engen Kabine auf, wobei er sorgsam darauf achtete, Maggie nicht zu stören, die an seiner Schulter lehnte und wie alle anderen an Bord schlief. In Gedanken war er nach wie vor bei den letzten vierundzwanzig Stunden.

Er war gestorben.

Eine Vorstellung, die er immer noch nicht völlig begreifen konnte. So sehr er sich auch angestrengt hatte – er konnte sich an nichts von dieser verloren gegangenen Stunde seines Lebens erinnern. Er entsann sich keines weißen Lichts oder irgendwelcher himmlischer Chöre. Er erinnerte sich bloß daran, dass er mit einer Schusswunde in der Brust auf dem Quinoa-Feld das Bewusstsein verloren hatte und dann auf dem Altar wieder aufgewacht war. Dazwischen gab es in seiner Erinnerung nur gähnende Leere.

Er runzelte die Stirn. Übel nehmen konnte er dem Schicksal diese kleine mentale Lücke nicht. Er lebte – und darüber hinaus schlief eine wundervolle, rothaarige irische Archäologin neben ihm. Er ließ den Blick über die schlafende Maggie gleiten und schob ihr sanft eine lose Strähne aus dem Gesicht. Er sollte sie wecken, immerhin würden sie gleich landen. Aber dazu hatte er überhaupt keine Lust. Es war schön, sie so nah bei sich zu haben. Selbst wenn er lediglich ein gemütliches Kissen darstellte. Er nahm die Finger aus ihren Haaren und schob jede weitere Überlegung weit von sich. Es ließ sich unmöglich vorhersagen, worauf es mit ihnen beiden letztlich hinauslief.

Mit einem Hüpf setzten das kleine Flugzeug am Flugplatz auf.

Das Gerüttel und Gejaule der hydraulischen Bremsen ließ die Passagiere hochschrecken. Gesichter mit noch trüben Augen beugten sich vor und spähten aus den Fenstern.

»Wir sind schon da?«, fragte Maggie und unterdrückte ein Gähnen. »Ich könnte schwören, gerade erst eingeschlafen zu sein.«

Sam verdrehte die Augen. Ihm war der Flug endlos vorgekommen. »Ja. Willkommen in Cusco.«

Sie hörten den gemurmelten Wortwechsel des Piloten mit dem Tower, als sie auf den winzigen Terminal zurollten. Onkel Hank löste die Gurte an seinem Sitz, streckte sich und schob sich zwischen den dicht beieinander stehenden Sitzen durch.

Weitere Pläne und Arrangements, dachte Sam.

Zuvor hatte er die Dringlichkeit in Frage gestellt, mit der sein Onkel nach Cusco wollte, doch der hatte seine Einwände sanft zurückgewiesen. Als Sam auf seinem Standpunkt beharren wollen, hatte ihn Maggie mit einem Kopfschütteln davon abgehalten. »Lass ihm seinen Willen.«

Jetzt warf ihr Sam einen Blick zu. Sie sah seinen Onkel mit Augen voller Schmerz an. Was stimmte da nicht? Was hatten sie ihm verschwiegen?

»Wer sind diese ganzen Leute da draußen?«, fragte Norman hinter ihnen.

Sam beugte sich wieder zum Fenster hinüber. Neben dem Rollband am Terminal hatte sich eine kleine Menge versammelt. Die Hälfte davon trug die Khakiuniformen der hiesigen Polizei und hatte Gewehre über der Schulter. Auf anderen Schultern saßen Nachrichtenkameras; die Mikrofone waren bereit. Die andere Hälfte stellte eine Mischung aus Einheimischen sowie Männern dar, die für dieses Klima viel zu warme Anzüge trugen. Letztere sahen aus wie Regierungsmitglieder.

Anscheinend hatte der Notruf seines Onkels in ein Wespennest gestochen.

Die Maschine rollte näher heran. Der Pilot löste seine Sicherheitsgurte, verließ das Cockpit und ging dann zur Tür. Henry hielt den Kopf gesenkt, als er etwas mit ihm besprach, daraufhin warf der schlanke Mann die Tür auf und trat den Haken los, um die Treppe herabzulassen.

Selbst im Innern der Maschine hörte Sam das MG-gleiche Klicken von Kameraauslösern und das Stimmengewirr.

Sein Onkel blieb in der Öffnung stehen und wandte sich zu ihnen um. »Leute, jetzt müssen wir uns der Presse stellen. Denkt daran, was wir besprochen haben ... wie wir für den Augenblick auf jede Frage antworten wollen.«

»Kein Kommentar«, warf Norman ein.

»*Sin cometario*«, echote Denal auf Spanisch.

»Genau«, sagte Henry. »Bis wir die Dinge geklärt haben, sprechen wir nur mit den offiziellen Vertretern.«

Ein allgemeines Kopfnicken. Insbesondere bei Sam. Er legte keinen gesteigerten Wert darauf, seine Wiederauferstehung mit der internationalen Presse zu diskutieren.

»Dann los.« Henry zog den Kopf ein und alle anderen folgten ihm die Treppe hinab.

Beim Verlassen des Flugzeugs zuckte Henry zusammen. Selbst an einem strahlend hellen Nachmittag ließen einen Kamerascheinwerfer und Blitzlichter nahezu erblinden. Stimmen riefen ihnen etwas zu: auf Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Französisch. Eine Kette von Polizisten hielt die Leute zurück.

Stolpernd trat Henry vor und ließ seinen Blick die Menge durchforsten. *Joan*. Ein Teil von ihm hatte insgeheim darauf gehofft, dass sein verzweifelter Anruf bei den Behörden in Cusco vielleicht rechtzeitig eingetroffen war. Während des Flugs hierher hatte er zwar Bruchstücke der Berichte per Funk mitbekommen, aber die waren sehr vage: der Militäreinsatz in der Abtei, dem ein heftiger Schusswechsel gefolgt war. Zahlreiche Personen waren umgekommen, aber die Einzelheiten blieben unklar.

Er hielt die Hände zu Fäusten geballt, als er über die Landebahn schritt, und durchsuchte weiter die Menge aus Reportern, Regierungsmitgliedern und Zuschauern auf ein vertrautes Gesicht. Nichts.

Mit aller Kraft hielt er die Tränen zurück. *Bitte. Nicht schon wieder*. Bei seiner vergeblichen Suche nach Joan verstärkte sich ein brennender Schmerz in seiner Brust, eine Mischung aus Ärger und Schuldgefühl. Ein vertrauter Schmerz. Er hatte ihn früher schon verspürt – nach Elizabeths Tod. Er hatte gedacht, er hätte sich schon längst mit dem Tod seiner Frau abgefunden, aber seine Furcht um Joan hatte alles wieder aufleben lassen. In Wahrheit hatte er ihren Tod nie verwunden. Henry

hatte sich bloß dagegen abgeschottet, hatte ihn über seiner Sorge um Sam einzementiert und eingemauert.

Doch was jetzt?

Sein Herz war nur noch ein Haufen Asche, jede Hoffnung dahin.

Joan war nicht hier.

Ein Mann in einem konservativen grauen Anzug trat mit ausgestreckter Hand vor und versperrte ihm die Sicht. »Professor Conklin, ich bin Edward Gerant von der US-Botschaft. Wir haben viel zu besprechen.«

Gewaltsam löste Henry seine Faust und hob die Hand.

Da erklang eine Stimme aus der Menge und durchschnitt das Hintergrundgemurmel: »Henry?«

Er erstarrte.

Edward Gerant griff nach der Hand des Professors, doch Henry entzog sie ihm und trat beiseite. Eine schlanke Gestalt schob sich durch die Polizeiabspernung.

Henrys Stimme kippete, als er fragte: »Joan ...?«

Lächelnd kam sie auf ihn zu, zunächst langsam, dann, als die Tränen zu fließen begannen, immer schneller. Henry empfing sie mit weit ausgebreiteten Armen. Sie stürzten regelrecht ineinander und versanken zusammen in ihrer Umarmung. Henry hätte nie gedacht, jemals wieder eine solche Freude zu empfinden, und stammelte: »O mein Gott, Joan ... ich habe geglaubt, sie hätten dich umgebracht. Aber ich habe gebetet ... gehofft ...«

»Onkel Hank?«, fragte eine Stimme hinter ihm. Es war Sam. Sein Neffe, der nichts von Joan wusste. Die empfundenen Schuldgefühle hatten zu tief gesessen, als dass er in der Lage gewesen wäre, über seine gezwungenermaßen getroffene Wahl zu sprechen. Aus dem Gefühl der Schuld und Furcht heraus hatte er geschwiegen, bis er selbst herausfinden konnte, was mit Joan geschehen war.

Als Sam zu ihnen trat, lösten sich Joan und der Professor

etwas voneinander, doch Henry wollte den Blick nicht von ihr lassen ... nie wieder. Ohne sich abzuwenden, stellte er seinem Neffen Dr. Engel vor. Sie lächelte warm, nahm Sams Hand und schüttelte sie. Aber Henry beanspruchte sie gleich danach wieder für sich. »Erzähl von dir. Was ist geschehen?«, fragte er.

Joans Lächeln verblasste um einige Schattierungen. »Ich bin entkommen, gerade als die Polizei mit ihrer Razzia begann. Zum Glück! Gleich nach der Erstürmung der Abtei durch die Behörden haben die Mönche einen Sicherheitsmechanismus ausgelöst, der in ihrem Labor eingebaut war. Die ganze Anlage wurde in Brand gesetzt, einschließlich des Gewölbes von *el Sangre*.« Sie zeigte zum fernen Horizont.

Ebenso wie Sam starrte Henry hinüber. Rauch, so dicht wie der aus einem Vulkan, stieg in den Himmel.

»Die anschließende Explosion hat die gesamte Abtei zum Einsturz gebracht. Sie qualmt noch immer. Geblieben sind lediglich die Inkaruinen darunter.«

»Erstaunlich«, bemerkte Sam.

Henry drückte sich enger an Joan. »Aber du bist entkommen, Gott sei Dank. Ich weiß nicht, ob ich damit hätte leben können, wenn ...«

Joan schmiegte sich in seine Arme. »Ich gehe nirgendwohin, Henry. Du bist mir einmal im Leben verloren gegangen. Das werde ich nicht wieder zulassen.«

Henry grinste und zog sie noch enger an sich. »Ich auch nicht.«

Traurig lächelnd ging Sam davon und überließ die beiden sich selbst. Er hatte noch nie erlebt, dass sein Onkel sich so gänzlich in jemand anderen verlor – und die Gefühle beruhten eindeutig auf Gegenseitigkeit. Während er sich für seinen Onkel freute, verspürte er selbst eine merkwürdige Leere in sich, als er das Paar verließ.

In der Nähe erzählte Norman dem sitzengelassenen Botschaftsmitglied einen Teil ihrer Geschichte. Das knabenhafte Gelächter des Fotografen schallte weit über die Landebahn. In seinem Schatten stand Denal. Norman hatte angeboten, den Jungen als Volontär beim *National Geographic* unterzubringen – und da Denals Mutter gestorben war, hielt ihn hier nichts mehr. Schließlich hätte er bloß ein Leben in Armut zu erwarten. Die beiden hatten bereits Pläne geschmiedet, gemeinsam nach New York zurückzukehren.

Auf der anderen Seite der Landebahn flammten unermüdlich Blitzlichter auf.

Sam wanderte noch weiter zurück und stellte sich neben eine Tragfläche des Flugzeugs, weitab von der Menge. Er musste einen Moment in Ruhe nachdenken. Seit dem Tod seiner Eltern waren er und Onkel Hank unzertrennlich gewesen. Ihr Kummer hatte ein Band geschmiedet, das beider Herzen aneinander gefesselt und niemandem den Zutritt gestattet hatte. Er sah zu seinem Onkel hinüber. Sollte heißen, bis jetzt.

Er war sich seiner Gefühle über die Sache nicht im Klaren. Zu viel war geschehen. Er fühlte sich losgelöst, losgebunden von einem Ort, der ihm Geborgenheit geschenkt hatte. Jetzt trieb er umher und alte Erinnerungen drangen auf ihn ein: das Quietschen der Reifen, verbogenes Blech, zerbrochenes Glas, Sirenen, seine Mutter, deren einer Arm herabbaumelte, als sie auf einer Rettungsstrage aus dem Wrack gezogen wurde.

Plötzlich traten ihm Tränen in die Augen. Warum zerrte er das alles jetzt wieder hervor? Aber die Schleusen waren geöffnet und er konnte die Tränen nicht mehr aufhalten.

Dann spürte er jemanden hinter sich.

Er drehte sich um. Maggie stand da und sah mit großen Augen zu ihm auf.

Wo er Erheiterung oder eine schneidende Bemerkung über seine Reaktion erwartet hatte, fand er lediglich Besorgnis. Einer der Sanitäter hatte ihr eine leuchtend gelbe Rettungsdecke

überlassen, in die sich Maggie gegen die kühle nachmittägliche Brise eingehüllt hatte. Leise sagte sie: »Es ist wegen deines Onkels und dieser Frau, hab ich Recht? Du hast das Gefühl, ihn zu verlieren.«

Er lächelte sie an und wischte sich grob die Tränen weg. »Ich weiß, es ist dumm«, meinte er, die Kehle wie zugeschnürt. »Aber es ist nicht bloß Onkel Hank. Es ist mehr als das. Es sind auch meine Eltern, es ist Ralph ... es ist alles, was der Tod uns nimmt.«

Sam bemühte sich verzweifelt, seinen Gefühlen Worte zu verleihen, und starrte dabei zum Himmel hinauf. Er brauchte jemanden zum Zuhören. »Warum durfte ich weiterleben?« Er winkte mit dem Arm zu den fernen Anden hinüber. »Da oben ... und damals bei meinen Eltern im Autowrack ...«

Jetzt stand Maggie dicht vor ihm. Ihre Zehen berührten einander fast. »Und ich in einem Graben in Belfast.«

Er beugte sich zu ihr und wusste, dass sie seinen Schmerz mehr als jeder andere verstehen konnte. »W... warum?«, fragte er leise und schluckte einen Schluchzer hinunter. »Du weißt, wovon ich spreche. Wie lautet die Antwort? Ich bin, Gott verdammt nochmal, sogar gestorben und wieder auferstanden! Und ich habe nach wie vor nicht den kleinsten Hinweis auf den Grund dafür!«

»Auf manche Fragen gibt es keine Antworten.« Maggie berührte ihn an der Wange. »Aber in Wahrheit bist du nicht dem Tod entkommen, Sam. Das kann keiner von uns. Er ist immer noch da draußen. Letzten Endes konnten ihm nicht einmal die Inka entkommen.« Sie zog Sam näher zu sich. »Jahrelang habe ich versucht, vor ihm davonzulaufen, während du dich Rücken an Rücken mit deinem Onkel gegen ihn gewehrt hast. Aber keines von beidem ist gesund, weil der Tod am Ende immer Sieger bleibt. Ihn zu verdrängen kann nur schlimm enden.«

»Was tun wir dann?« Flehend sah er sie an.

Maggie seufzte traurig. »Wir bemühen uns, unser Leben so

gut wie möglich zu leben.« Sie sah ihm ins Gesicht. »Wir leben einfach, Sam.«

Er spürte erneut Tränen. »Aber ich versteh's nicht. Wie ...?«

»Sam«, unterbrach Maggie und legte ihm einen Finger auf die Lippen. Mit einem leisen Rascheln rutschte ihr die Rettungsdecke von den Schultern.

»Was ist?«

»Halt den Mund und küss mich.«

Er blinzelte bei ihren Worten und ertappte sich dann dabei, dass er sich ihr entgegenbeugte. Geführt von ihren Händen entdeckte er ihre Lippen, versank in ihrer Weichheit und Wärme und allmählich dämmerte ihm die Erkenntnis.

Das ist der Grund, weshalb wir leben.

Zunächst küsste er sie zaghaft, dann leidenschaftlicher. Das Blut sauste ihm in den Ohren. Er merkte, dass er Maggie näher zu sich zog, während sie seinen Hals umklammerte, die Hände in seine Haare vergrub und ihm den Stetson vom Kopf stieß. Sie wollten einander so nahe kommen wie möglich, damit kein Platz mehr zwischen ihnen bliebe.

Und in diesem Augenblick wurde es Sam ganz leicht ums Herz, denn er verstand.

In diesem Kuss lag *kein* Kummer ... *kein* Schuldgefühl ... *kein* Tod.

Nur das Leben – und wer brauchte schon mehr als das!

EPILOG

Zwei Jahre später
Donnerstag, 19. Oktober, 22.45 Uhr
Institut für Genetik
Stanford, Kalifornien

Drei Stockwerke unterhalb des Hauptforschungsbereichs ging ein Mann in einem langen weißen Laborkittel auf das Palm Pad zu, das zu einer Reihe privater Labors führte. Er drückte die Handfläche auf das blaue Kissen und sah, wie das druckempfindliche Lesegerät unter seinen Fingern aufblitzte. Das Licht auf der Anzeige wechselte zu grün und sein Name erschien in kleinen Buchstaben darauf: DR. DALE KIRKPATRICK.

Das Geräusch herabfallender Bolzen verkündete, dass er von der computergesteuerten Überwachungsstation akzeptiert worden war. Er zog die Handfläche zurück und griff nach der Klinke. Mit einem kleinen Seufzer, ähnlich einem kurzen Atemzug, öffnete sich die Tür einen Spalt breit. Der Wissenschaftler mittleren Alters musste heftig ziehen, bis sich die Tür gegen den leichten Unterdruck der angrenzenden Räume öffnete. Dabei handelte es sich um eine eingebaute Vorsichtsmaßnahme, damit mögliche biologische Verunreinigungen nicht aus dem Labor gelangen konnten. Bei diesem Projekt hatte man keine Kosten und Mühen gescheut. Eine von der Regierung eingesetzte und vom Pentagon unterstützte Denkfabrik hatte annähernd eine Milliarde Dollar investiert. Ein guter Teil davon, dachte der Mann höhnisch grinsend, floss als Gehalt direkt in seine Taschen.

Als er die Tür ganz öffnete, protestierte seine Schulter mit einem stechenden Schmerz. Er zuckte zusammen, betrat das Labor und ließ die Tür hinter sich zurückgleiten, während er sich die empfindliche Stelle an seinem Drehmuskel rieb. Bis die Schusswunde, die er auf den Gängen der Johns Hopkins

erlitten hatte, abgeheilt war, waren vier Operationen erforderlich gewesen. Obwohl sie ihn immer noch gelegentlich schmerzte, durfte er sich kaum beklagen – er hatte nicht bloß den Überfall überlebt, sondern war noch dazu mit einer kleinen Menge der Substanz Z entkommen, nämlich den Proben, die sie unter dem Elektronenmikroskop überprüft hatten.

Sobald das Gerücht über seine Entdeckungen an die richtigen Ohren gedungen war, hatte man Dr. Kirkpatrick erlaubt, von der Bildfläche zu verschwinden. Gerüchte von seinem Tod wurden ausgestreut und er wurde zur Westküste gebracht, ans Institut für Genetik in Stanford. Dort überließ man ihm das Labor sowie einen Stab von vierzehn Mitarbeitern mit höchster amtlicher Sicherheitseinstufung.

Dale ging an den Reihen von Labors vorüber zu seinem Büro. Als er am Computerraum vorüberkam, hörte er das Surren der vier Cray-Computer, die die gesammelten Daten des Gensequenzers verdauten. Das Human Genome Project war ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was sein Labor versuchte. Er schätzte, dass es noch weitere vier Jahre brauchen würde, den genauen Code zu entschlüsseln, aber ihm stand genügend Zeit zur Verfügung. Pfeifend, um das Schweigen des leeren Labors zu füllen, schloss Dale mittels seiner Keycard die Tür auf und betrat sein persönliches Büro.

Er schüttelte den Laborkittel ab und hängte ihn an einen Garderobenhaken. Anschließend lockerte er die Krawatte und rollte die Ärmel auf, ging hinüber zu seinem Schreibtisch und ließ sich mit einem Seufzer in dem Ledersessel nieder.

Er wollte den letzten Teil seines Jahresabschlussberichts diktieren, damit ihn Marcy morgen abtippen und er ihn noch einmal überprüfen konnte. Er öffnete eine Schublade, zog sein persönliches Diktiergerät hervor, schaltete es mit dem Daumen ein und hielt sich das Mikrofon an die Lippen.

»Zustandsbericht. Schlüsse und Einschätzungen«, diktierte er und räusperte sich dann. »Die Nanotechnologie ist immer eine

theoretische Wissenschaft gewesen, eher ein Gebiet der Mutmaßungen als der echten Wissenschaft. Aber durch die Entdeckung der Substanz Z sind wir jetzt fast so weit, dass wir die Manipulation von Atomen in den Bereich der angewandten Wissenschaft und der Nutzung überführen können. Während der vergangenen beiden Jahre haben wir die Effekte der »nanobiotischen Einheiten«, wie wir sie in Substanz Z vorgefunden haben, auf frühes embryonales Material studiert. Wir haben entdeckt, dass sich die Manipulation als äußerst effektiv im Blastulastadium der menschlichen Zygote erwiesen hat. Während dieser Zeit sind die Zellen ausgesprochen undifferenziert und formbar. Durch die Beobachtung der Nanobots am Werk sowie mittels Reverse Engineering hoffen wir, in der nahen Zukunft die ersten Prototypen bauen zu können. Im Moment ist uns jedoch eine bedeutende Entdeckung gelungen. Sie stellt den ersten Schritt auf dem Weg dar, Nanotechnologie wirklich werden zu lassen: Wir kennen jetzt das einprogrammierte Ziel der in Substanz Z vorgefundenen Nanobots.«

Stirnrunzelnd schaltete Dale das Gerät ab und streckte sich, um eine Verspannung im Nacken zu lösen. Er war stolz auf seine Forschungsergebnisse, doch nagte noch immer ein gewisser Zweifel an ihm. Er trug das Diktiergerät zu dem verschlossenen Fenster.

Dort drückte er auf einen Knopf, die Jalousien gingen auf und gaben den Blick auf den Inhalt der Inkubationskammer im benachbarten Raum frei. Eine gelbliche Brühe brodelte und kochte darin. Kleine goldene Funken trieben wie Glühwürmchen in der Mischung. Flocken nanobiotischer Kolonien. Substanz Z.

Doch nicht die besondere Nährlösung hatte Dale angelockt.

Von zwei Regalen hingen die zwölf sich entwickelnden menschlichen Föten herab. Er beugte sich leicht vor, um sie zu studieren. Die beiden im zweiten Entwicklungsstadium bildeten bereits die Flügelknospen aus. Aufgeblähte und für die winzigen Körper viel zu große Köpfe schwangen sich schein-

bar zu ihm herum. Große, schwarze, bislang lidlose Augen erwiderten seinen Blick. Kleine Arme mit zwei Gelenken regten sich langsam. Einer der Föten saugte am winzigen Daumen. Dale entdeckte schimmernde scharfe Zähne.

Erneut hob er das Gerät an die Lippen und schaltete es ein. »Ich bin zu der Auffassung gelangt, dass die von den Inka entdeckten Goldmeteoriten eigentlich eine Art extraterrestrischer Sporen darstellten. Außerstande, sich physisch zu transportieren, hatte eine Alien-Zivilisation diese Nanobot-Proben über die Sterne ausgesät. Wie ein Löwenzahn, der seinen Samen ausschickt, haben sich die Proben über den Raum ausgebreitet und darauf gehofft, unter den zahllosen Planeten auf fruchtbaren Boden zu stoßen. Da die Goldproben auf bewusstes Leben reagieren, würden sie, dank ihrer formverändernden Natur, dessen Neugier anstacheln und es in ihre Fänge locken. Einmal eingefangen, würden die Nanobots dieses ›Rohmaterial‹ auf molekularer Ebene manipulieren, bis sie schließlich die ganze bewusste Biomasse eines Planeten verzehrt hätten. Dann würden sie daraus die eigene Alienrasse wieder aufbauen und damit ihre Zivilisation über die Sterne ausbreiten.«

Dale schaltete das Diktiergerät ab. »Aber nicht hier«, brummte er.

Er beugte sich vor und studierte den größten der Föten. Der schien die Aufmerksamkeit zu spüren und streckte ihm winzige Klauenfäuste entgegen. Seufzend legte Dale die Stirn an den Glastank. *Was werden wir voneinander lernen? Was werden wir entdecken?* Die Lippen der winzigen Gestalt zogen sich in einem lautlosen Zischen zurück und zeigten die Reihe scharfer Zähne. Dale kümmerte sich nicht um die infantile Präsentation von Aggression. Einfach nur zufrieden mit seinem Werk legte er eine Handfläche auf die Scheibe.

»Willkommen«, flüsterte er den Neuankömmlingen zu. »Willkommen auf der Erde.«